

The book cover features a black background with a fine, white starry pattern. Large, vibrant green abstract shapes are overlaid on the background. In the upper right, a large green circle is partially visible, with a smaller solid green circle nested inside it. In the lower half, a large green shape resembling a stylized 'Z' or a series of connected triangles is prominent. Two white rectangular boxes are placed on the cover: one in the upper left containing the author's name, and one in the lower center containing the title and publisher's name.

Stefan  
Zweig

Rausch der  
Verwandlung

*Zsolnay*

## Urheberschutz

Diese PDF-Datei ist Eigentum der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG und wird ausschließlich zur persönlichen Lektüre zur Verfügung gestellt und darf nicht an Dritte weitergegeben werden. Die weitere Vervielfältigung oder Verbreitung des Textes ist untersagt. Bitte löschen Sie die PDF-Datei nach dem Lesen oder Ausdrucken. Gemäß §12 URG dürfen die Texte ohne vertragliche Autorisierung nicht verwendet werden. Auch nicht durch eine Inhaltsangabe. Dies verbietet §12 Abs. 2 URG.

Die Übersendung der Fahnen als PDF-Datei geschieht unter dem Vorbehalt einer Respektierung dieser Rechtslage. Falls Sie diese Nachricht versehentlich empfangen haben sollten, machen Sie uns bitte darauf aufmerksam, und löschen Sie bitte diese Mail sowie die angehängte/n Datei/en.

**Bitte bestätigen Sie die Kenntnisnahme dieser Vereinbarung durch eine kurze E-Mail.**

## Copyright

This PDF file is the property of Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG. It is legally privileged and/or confidential and is intended only for the personal use of the addressee(s). No addressee should forward, print, copy, or otherwise reproduce this file in any manner that would allow it to be viewed by any individual not originally listed as a recipient. If the reader of this message is not the intended recipient, you are hereby notified that any unauthorized disclosure, dissemination, distribution, copying or the taking of any action in reliance on the information herein is strictly prohibited. If you have received this communication in error, please immediately notify the sender and delete this message. Please delete this PDF file after having it read and/or printed.

According to §12 URG the content of the PDF file should not be used in any way without explicit written permission. This PDF file is sent to you under the reserve that you respect the legal status outlined herewith.

**Please confirm your acceptance of this arrangement by email.**



Stefan Zweig  
*Das erzählerische Werk*  
Salzburger Ausgabe

Herausgegeben von  
Werner Michler und  
Klemens Renoldner

Band V  
Herausgegeben von  
Herwig Gottwald und Arturo Larcati  
unter Mitwirkung von Peter Bruckner

Stefan Zweig  
*Rausch der Verwandlung*

Ein Roman  
aus dem Nachlass

Paul Zsolnay Verlag

Mit freundlicher Unterstützung vom Bundesministerium für  
Kunst, Kultur, öffentlicher Dienst und Sport;  
Magistrat der Stadt Wien – Kultur; Stadt und Land Salzburg  
sowie der EFS Euro Finanz Service AG.

 Bundesministerium  
Kunst, Kultur,  
öffentlicher Dienst und Sport

 STADT • SALZBURG

 Stadt  
Wien

 EFS®  
EURO-FINANZ-SERVICE AG

I. Auflage 2023

ISBN 978-3-552-05876-7

© 2023 Paul Zsolnay Verlag Ges. m. b. H., Wien

Bildnachweis: Literaturarchiv Salzburg: S. 374, 375, 378,  
387, 452, 454; Archiv Trude Fleischmann: S. 418; Im Turm  
war niemals eine Suite. Eine 100-jährige Hotelgeschichte in  
Pontresina erzählt von Christian Walther: S. 430, 460;  
Stefan Zweig Collection, SUNY Fredonia, NY: S. 446

Satz: Nele Steinborn, Wien

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



MIX  
Papier | Fördert  
gute Waldnutzung  
FSC® C083411

## Inhalt

### *Rausch der Verwandlung* Ein Roman aus dem Nachlass

|                           |     |
|---------------------------|-----|
| Teil I .....              | 7   |
| Teil II .....             | 195 |
| Variante zu Teil II ..... | 329 |

### *Anhang* Edition, Stellenkommentar, Überlieferung

|   |     |
|---|-----|
| Zur Salzburger Stefan-Zweig-Ausgabe .....           | 351 |
| Zur Edition von <i>Rausch der Verwandlung</i> ..... | 352 |
| Stellenkommentar .....                              | 389 |
| Nachwort .....                                      | 413 |
| Bibliographie .....                                 | 455 |
| Siglen und Abkürzungen .....                        | 459 |
| Dank .....  | 463 |

# Rausch der Verwandlung

Teil I

Ein Dorfpostamt in Österreich unterscheidet sich wenig vom andern: wer eines gesehen, kennt sie alle. In der gleichen franzisko-josephinischen Zeit, aus demselben Fundus mit denselben kärglichen Einrichtungsgegenständen bedacht oder vielmehr uniformiert, entäußern sie allerorts denselben mürrischen Eindruck ärarischer Verdrossenheit und bis unter den Atem der Gletscher, in die abgelegensten Gebirgsdörfer Tirols bewahren sie hartnäckig jenen unverkennbaren altösterreichischen Amtsgeruch aus kaltem Knaster und muffigem Aktenstaub. Überall ist die Raumeinteilung die gleiche: in einem genau vorgeschriebenen Verhältnis teilt eine vertikale, mit Glasscheiben durchbrochene Holzwand das Zimmer in ein Diesseits und Jenseits, in eine allgemein zugängliche und in die dienstliche Sphäre. Dass der Staat auf ein längeres Verweilen seiner Bürger innerhalb der allgemein zugänglichen Abteilung geringes Gewicht legt, wird durch das Fehlen von Sitzgelegenheiten und jeder sonstigen Bequemlichkeit augenfällig. Als einziges Möbel lehnt im Publikumsraum meist nur ein zittriges Stehpult ängstlich an der Wand, den rissigen Wachsleinvandüberzug von unzähligen Tintentränen geschwärzt, obwohl sich niemand erinnern kann, jemals in dem eingesenkten Tintenfass etwas anderes als eingedickten mulmigen, schreibuntauglichen Brei wahrgenommen zu haben, und wenn zufällig eine Feder zur Stelle in der gehöhlten Rinne liegt, so erweist sie sich zuverlässig als abgespragelt und schreibuntauglich. Ebenso wenig wie auf Komfort legt das sparsame Ärar auf Schönheit Gewicht: als künstlerischer Raumschmuck könnten, seit die Republik das Bild

Franz Josephs abgeräumt hat, höchstens die Plakate angesprochen werden, die grellfarbig auf der schmutzigen Kalkwand zu längst geschlossenen Ausstellungen, zum Ankauf von Lotterielosen und in manchen vergesslichen Amtsstuben sogar noch zur Zeichnung von Krieganleihen einladen. Mit dieser billigen Wandfüllung und allenfalls einer von niemand beachteten Aufforderung, nicht zu rauchen, ist die Generosität des Staates im Publikumsraume zu Ende.

Respektheischer dagegen repräsentiert sich die Abteilung jenseits der dienstlichen Schranke. Hier entfaltet im engsten Beieinander der Staat symbolisch die unverkennbaren Zeichen seiner Macht und Weiträumigkeit. In der geschützten Ecke steht ein eiserner Geldschrank, und die Vergitterung der Fenster lässt vermuten, dass er zeitweilig wirklich gelegentlich beträchtliche Werte birgt. Auf dem Lauftisch blinkt als Prunkstück ein Morseapparat in wohlgescheuertem Messing, bescheidener schläft daneben auf schwarzer Nickelwiege das Telefon. Diesen beiden allein ist ein gewisser Lust- und Respektsraum zugeteilt, denn sie verbinden, an Kupferdrähte angeschlossen, das winzige und abseitige Dorf mit den Weiten des Reichs. Die andern Utensilien des postalischen Verkehrs jedoch müssen sich zusammendrängen, Paketwaage und Briefsäcke, Bücher, Mappen, Hefte, Registratur und die runden, klirrenden Portokassen, Waagen und Gewichte, schwarze, blaue, rote und tintenviolette Bleistifte, Spangen und Klammern, Spagat, Siegellack, Wasserschwamm und Löschwiege, Gummi arabikum, Messer, Schere und Falzbein, das ganze vielfältige Handwerkszeug postalischen Dienstes knüllt sich auf der ellbogenengen Fläche des Schreibtisches gefährlich wirr durcheinander, und in den vielen Laden und Kasten schichtet sich unbegreifliche Fülle immer anderer Papiere und Formulare. Aber das scheinbar Verschwenderische die-

ser Ausbreitung ist in Wahrheit nur Augentrug, denn im Geheimen zählt der Staat jedes Stück seiner billigen Utensilien unerbittlich mit. Vom abgeschriebenen Bleistift bis zur zerrissenen Marke, vom ausgefransten Löschblatt bis zur weggeschwemmten Seife in der blechernen Waschkübel, von der Glühbirne, die den Amtsraum beleuchtet, bis zum Eisenschlüssel, der ihn verschließt, fordert das Ärar von seinen Angestellten für jedes benutzte oder verbrauchte Stück der Einrichtung unerbittliche Rechenschaft. Neben dem eisernen Ofen hängt, mit Schreibmaschine geschrieben, amtlich gestempelt und von unleserlicher Unterschrift bekräftigt, ein ausführliches Inventar, das das Vorhandensein auch des geringsten und wertlosesten Betriebsgegenstandes des betreffenden Postamtes mit arithmetischer Unerbittlichkeit bezeichnet. Kein Gegenstand darf im Dienstraum Hausung halten, den dieses Verzeichnis nicht enthält und umgekehrt, jedes Stück, das er einmal gezählt hat, muss vorhanden und jederzeit fassbar sein. So will es das Amt, die Ordnung und die Rechtlichkeit.

Strenggenommen, müsste in diesem Schreibmaschinerten Gegenstandsverzeichnis auch der Jemand verzeichnet sein, der alltäglich morgens um acht Uhr die Glasscheibe hochzieht und die bisher leblosen Utensilien in Bewegung setzt, der die Postsäcke öffnet, die Briefe stempelt, die Anweisungen auszahlt, die Empfangscheine schreibt, die Pakete wiegt, der die blauen, die roten, die tintenfarbigen Stifte und merkwürdigen Geheimzeichen über das Papier laufen lässt, der vom Telefon den Hörer befreit und dem Morseapparat die Spule ankurbelt. Aber aus irgendeiner Art Rücksichtnahme ist dieser Jemand, vom Publikum meist als Postassistent oder Postmeister angesprochen, auf der Pappliste nicht verzeichnet. Sein Name steht auf einem andern Dienstblatt registriert, und dieses liegt in einer andern



Lade, einer andern Abteilung der Postdirektion, aber gleicherweise in Evidenz gehalten, revidiert und kontrolliert.

Innerhalb dieses, durch den Amtsadler geheiligten Dienstraums ereignet sich niemals sichtbare Veränderung. An der ärarischen Schranke zerschellt das ewige Gesetz von Werden und Vergehen; während außen um das Haus Bäume blühen und wieder kahl werden, Kinder aufwachsen und Greise sterben, Häuser zerfallen und in andern Formen wieder erstehen, erweist das Amt seine bewusst überirdische Gewalt durch zeitlose Unabänderlichkeit. Denn jeder Gegenstand innerhalb dieser Sphäre, der sich abnutzt oder verschwindet, der sich verwandelt und zerfällt, wird durch ein anderes Exemplar genau derselben Type von der vorgesetzten Behörde angefordert und geliefert und somit dem Wandelhaften der übrigen Welt ein Beispiel der Überlegenheit des Staatlichen geliefert. Der Inhalt verfließt, die Form bleibt beständig. An der Wand hängt ein Kalender. Jeden Tag wird ein Blatt abgerissen, sieben in der Woche, dreißig im Monat. Ist am 31. Dezember der Kalender dünn und zu Ende, so wird ein neuer angefordert, gleichen Formats, gleicher Größe, gleichen Drucks: das Jahr ist ein anderes geworden, der Kalender derselbe geblieben. Auf dem Tisch liegt ein Abrechnungsbuch mit Kolonnen. Ist die Seite links volladdiert, so wird der Betrag auf der rechten Seite weitergeführt und so von Blatt zu Blatt. Ist das letzte vollgeschrieben und das Buch beendet, so wird ein neues begonnen, gleicher Type, gleichen Formats, vom früheren nicht zu unterscheiden. Was verschwindet, ist am nächsten Tage wieder da, gleichförmig wie der Dienst, und so liegen auf derselben Holzplatte unabänderlich dieselben Gegenstände, immer wieder die gleichförmigen Blätter und Bleistifte und Spangen und Formulare, immer andere und immer dieselben. Nichts verschwindet in diesem ärarischen

Raum, nichts kommt hinzu, ohne Welken und ohne Blüten herrscht hier dasselbe Leben oder vielmehr derselbe andauernde Tod. Einzig der Rhythmus der Abnutzung und Erneuerung bleibt innerhalb der vielfältigen Reihe der Gegenstände verschieden, nicht ihr Schicksal. Ein Bleistift dauert eine Woche, dann ist er zu Ende und wird durch einen neuen gleichen ersetzt. Ein Postbuch dauert einen Monat, eine Glühbirne drei Monate, ein Kalender ein Jahr. Dem Strohsessel werden drei Jahre zugemessen, ehe er erneuert wird, dem Jemand, der auf diesem Sessel sein Leben absetzt, dreißig Dienstjahre oder fünfunddreißig, dann wird ein neuer Jemand auf den Sessel gesetzt. Im Letzten ist kein Unterschied.

In der Amtsstube Klein-Reifling, einem belanglosen Dorf unweit Krems, etwa zwei Eisenbahnstunden von Wien, gehört im Jahre 1926 dieser auswechselbare Einrichtungsgegenstand: Beamte dem weiblichen Geschlecht an und wird behördlicherseits, da diese Station einer niederen Zählklasse angehört, mit dem Titel Postassistentin angesprochen. Durch die Glasscheibe erspäht man von ihr nicht viel mehr als ein sympathisch unauffälliges Mädchenprofil, ein wenig schmal an den Lippen, ein wenig blass an den Wangen, etwas grau unter den Augenschatten; abends, wenn sie die scharfmarkierende elektrische Lampe aufschrauben muss, merkt ein genauer Blick an Stirn und Schläfen schon einige leichte Kerben und Falten. Aber immerhin, mit den Malven am Fenster und dem breiten Holunderbusch, den sie sich heute in die blecherne Waschschüssel getan hat, stellt dieses Mädchen noch immer den weitaus frischesten Gegenstand inmitten der Postamtsutensilien von Klein-Reifling dar, mindestens noch fünfundzwanzig Jahre scheint sie diensthaltbar. Tausend und abertausendmal wird diese blassfingerige Frauen-

hand noch dieselbe klapperige Glasscheibe auf- und niederlassen, hunderttausende und vielleicht Millionen Briefe wird sie noch mit der gleichen rechtwinkligen Bewegung auf das Stempelpult werfen können und hunderttausend- oder millionenmal mit dem gleichen kurzen Krach den geschwärzten Messingstempel auf die Marken stoßen. Wahrscheinlich wird sogar immer besser, immer mechanischer das eingeübte Gelenk funktionieren, immer unbewusster, immer abgelöster vom wachen Leib. Die hunderttausend Briefe werden unablässig andere Briefe sein, aber immer Briefe. Die Marken andere Marken, aber immer Marken. Die Tage andere, aber jeder ein Tag von 8 Uhr bis 12 Uhr, von 2 Uhr bis 6 Uhr und in all den Jahren des Wachens und Welkens der Dienst immer derselbe, derselbe, derselbe.

Vielleicht sinnt hinter ihrem Glasfenster die aschblonde Postassistentin in dieser lautlosen Sommervormittagsstunde selbst solchen Zukünftigkeiten nach, vielleicht träumt sie nur lose vor sich hin. Jedenfalls ihre Hände sind vom Arbeitstisch unbeschäftigt nieder in den Schoß geglitten, dort ruhen sie zusammengefaltet, schmal, müde, blass. An einem so blaubrennenden, so feurig brütenden Julimittag hat die Post von Klein-Reifling wenig Arbeit zu befürchten, der Morgendienst ist erledigt, die Briefe hat der bucklige, tabakkauende Briefträger Hinterfellner längst ausgeteilt, vor Abend kommen keine Pakete und Warenproben von der Fabrik zu spedieren, und zum Schreiben haben die Landleute jetzt weder Lust noch Zeit. Die Bauern harken, mit meterbreiten Strohhüten bewehrt, weit draußen in den Weingärten, die Kinder tummeln sich schulfrei mit nackten Beinen im Bach, leer liegt das buckelige Steinpflaster vor der Tür in der brodelnden messingenen Glut des Mittags. Gut ist es jetzt, zu Hause zu sein und gut träumen zu dürfen. Im künstlichen Schatten der herabgelasse-

nen Jalousien schlafen die Papiere und Formulare in ihren Laden und Regalen, faul und matt blinzelt das Metall der Apparate durch die goldene Dämmerung. Stille liegt wie ein dicker goldener Staub über den Gegenständen, nur zwischen den verschlossenen Fenstern machen die dünnen Violinen der Mücken und das braune Cello einer Hummel eine liliputanische Sommermusik. Das Einzige, was sich im gekühlten Raum unaufhörlich regt, ist die Holzfasste Wanduhr zwischen den Fenstern. Jede Sekunde schluckt sie mit einem ganz kleinen Gluck einen Tropfen Zeit, aber dieses dünne, monotone Geräusch schläfert eher ein, statt zu erwecken. So sitzt die Postassistentin in einer Art wachen, wohligen Lähmung inmitten ihrer kleinen schlafenden Welt. Eigentlich hatte sie eine Handarbeit machen wollen, man sieht es an der vorbereiteten Nadel und Schere, aber die Stickerei ist zerknüllt auf die Erde gefallen, ohne dass sie Wille oder Kraft hat, sie wieder aufzuheben. Weich und fast atemlos lehnt sie im Sessel und lässt sich, geschlossenen Auges, überrieseln von dem wunderbar seltenen Gefühl berechtigten Müßigganges.

Da plötzlich: Tack! Sie schreckt auf. Und nochmals, härter, metallener, unduldsamer: tack, tack, tack. Der Morse hämmert ungebärdig mit seinem messingenen Zahn, das Uhrwerk schnarrt: ein Telegramm – seltener Gast in Klein-Reifling – will respektvoll empfangen sein. Mit einem Ruck reißt sich die Postassistentin aus dem duseligen Faulenzergefühl, springt hin zum Lauftisch und schaltet den Streifen ein. Aber kaum sie die ersten Worte der rundlaufenden Schrift entziffert, braust ihr das Blut hoch bis unters Haar. Denn zum ersten Mal, seit sie hier Dienst tut, sieht sie ihren eigenen Namen auf einem telegrafischen Blatt. Sie liest einmal, zweimal, dreimal die nun schon fertig gehämmerte Depesche, ohne den Sinn zu verstehen. Denn wie? Was?

Wer telegraphiert da aus Pontresina an sie? »Christine Hoflehner, Klein-Reifling, Österreich, aufrichtig willkommen, erwarten dich jederzeit, jeden beliebigen Tag, anmelde nur vorher telegrafisch Ankunft. Herzlichst Claire – Anthony.« Sie sinnt nach: Wer ist diese oder dieser Anthony, der sie erwartet? Hat sich ein Kamerad einen einfältigen Scherz geleistet? Aber dann fällt ihr plötzlich ein, die Mutter hat ihr schon vor Wochen erzählt, die Tante käme diesen Sommer nach Europa herüber, und richtig, die heißt doch Klara. Und Anthony, das muss der Vorname ihres Mannes sein, die Mutter hat ihn nur immer Anton genannt. Ja, und jetzt erinnert sie sich schärfer, vor einigen Tagen hat sie doch selbst einen Brief aus Cherbourg an die Mutter gebracht, und die hat damit geheimnisvoll getan und kein Wort vom Inhalt erzählt. Aber das Telegramm ist doch an sie gerichtet. Soll sie am Ende selbst hinauf nach Pontresina zu der Tante, davon war doch nie die Rede. Und immer wieder starrt sie den noch unaufgeklebten Streifen an, das erste Telegramm, das sie hier persönlich empfangen, immer wieder überliest sie ratlos, neugierig, ungläubig, verwirrt das merkwürdige Blatt. Nein, unmöglich, bis Mittag zu warten. Gleich muss sie die Mutter fragen, was das alles bedeutet. Mit einem Riss greift sie nach dem Schlüssel, sperrt den Amtsräum ab und läuft hinüber zur Wohnung. In der Erregung vergisst sie, den Hebel des Telegrafienapparats abzustellen. Und so tackt und tackt und tackt im leeren Raum, wütend über die Missachtung, der messingene Hammer wortlos weiter und weiter auf den leeren Streifen los.

\*\*\*

Immer wieder erweist sich die Schnelle des elektrischen Funkens unausdenkbar, weil sie geschwinder als unsere Gedanken. Denn diese zwölf Worte, die wie ein weißer, lautloser Blitz im dumpfen Brodem des österreichischen Amtsräum landeten, waren erst wenige Minuten vorher drei Länder weit im blaukühlen Schatten von Gletschern unter einem enzianisch reinen Engadinhimmel hingeschrieben worden, und noch war die Tinte nicht eingetrocknet auf dem Absenderformular, als schon ihr Sinn und Ruf einschlug in ein bestürztes Herz.

Folgendes war dort geschehen: Anthony van Boolean, Holländer, aber seit vielen Jahren eingessener Baumwollmakler in den amerikanischen Südstaaten, Anthony van Boolean also, ein gutmütiger, phlegmatischer und im Grunde höchst unbeträchtlicher Mann, hatte eben sein Frühstück auf der Terrasse – ganz aus Glas und Licht – des Engadin-Palace beendet. Nun kam des Breakfasts nikotinsche Krönung, die knollige schwarzbraune Havanna, eigens in luftdichter Blechdose vom Pflanzort herübergebracht. Um den ersten allererquicklichsten Zug mit dem gelernten Behagen eines erfahrenen Rauchers zu genießen, polsterte der etwas fettleibige Herr seine Beine auf einem gegenüberliegenden Korbsessel hoch, dann entspannte er das riesige quadratische Papiersegel des »New-York Herald« und entreiste mit ihm ins unermessliche Letternmeer der Kurse und Maklernotierungen. Seine Gattin, ihm am Tisch quer gegenüber, Claire, früher höchst simpel Klara genannt, zerteilte inzwischen gelangweilt die morgendliche Grapefruit. Sie wusste aus vieljähriger Erfahrung, dass jeder Versuch, mit einem Gespräch die allmorgendliche Papierwand zu durchbrechen, bei ihrem Gatten völlig aussichtslos blieb. So geschah es nicht unwillkommen, dass der putzige Hotelboy, braunbekappt und apfelwangig, plötzlich scharf mit der

Morgenpost auf sie losschwenkte: das Tablett enthielt nur einen einzigen Brief. Immerhin, sein Inhalt schien sie lebhaft zu beschäftigen, denn unbelehrt von vielfachen Erfahrungen, versuchte sie, die Morgenlektüre des Mannes zu unterbrechen: »Anthony, einen Augenblick«, bat sie. Die Zeitung rührte sich nicht. »Ich will dich nicht stören, Anthony, nur eine Sekunde hör zu, die Sache hat Eile. Mary –« sie sprach es unwillkürlich englisch aus, »– Mary schreibt mir eben ab. Sie kann nicht kommen, sagt sie, so gern sie möchte, aber es stünde schlecht mit ihrem Herzen, furchtbar schlecht, und der Arzt meint, sie würde die zweitausend Meter nicht durchhalten. Es sei ganz ausgeschlossen. Aber wenn wir einverstanden wären, würde sie statt ihrer gern für vierzehn Tage Christine zu uns schicken, du weißt ja, die Jüngste, die Blonde. Du hast ja einmal vor dem Kriege ein Foto von ihr bekommen. Sie hat zwar Arbeit in einem Post-Office, aber sie hat noch nie rechten Urlaub genommen, und wenn sie darum einreicht, bekommt sie ihn sofort, und sie wäre natürlich glücklich, nach so vielen Jahren ›dir, liebe Klara, und dem verehrten Anthony ihre Aufwartung zu machen.« usw. usw.«

Die Zeitung rührte sich nicht. Claire wurde ungeduldig. »Nun, was meinst du, soll man sie kommen lassen? ... Schaden möchte es dem armen Ding nicht, ein paar Löffel frischer Luft zu trinken, und schließlich, es gehört sich doch. Wenn ich einmal hier herüber bin, sollte ich doch wirklich das Kind meiner Schwester kennen lernen, man hat ja gar keinen Zusammenhang mehr. Hast du etwas dagegen, dass ich sie kommen lasse?«

Die Zeitung knisterte ein wenig. Erst stieg ein Havannakringel über die weiße Kante, rund, schön blau, dann erst kam in schwerfälliger und gleichgültiger Stimme nach: »Not at all. Why should I?«

Mit diesem lakonischen Bescheid war das Gespräch beendet und ein Schicksal begann. Ein Zusammenhang war erneuert über Jahrzehnte hinweg, denn trotz des beinahe adelig klingenden Namens, dessen »Van« nur ein gewöhnliches holländisches war, und trotz der ehelichen englischen Konversation war jene Claire van Boolean niemand anderer als die Schwester der Marie Hoflehner und demnach unbezweifelbar Tante der Postmeisterin in Klein-Reifling. Dass sie Österreich vor mehr als einem Vierteljahrhundert verlassen hatte, war im Zuge einer etwas dunklen Geschichte geschehen, an die sie sich – das Gedächtnis ist uns immer gern gefällig – nur ungenau mehr erinnerte und über die auch ihre Schwester ihren Töchtern nie deutlichen Bericht gegeben hatte. Seinerzeit aber hatte die Affaire allerhand Aufsehen erregt und hätte noch größere Folgen gezeitigt, wenn nicht rechtzeitig kluge und geschickte Männer der allgemeinen Neugier einen willkommenen Anlass entzogen hätten. Zu jener Zeit war jene Frau Claire van Boolean bloß das Fräulein Klara in einem vornehmen Modesalon auf dem Kohlmarkt gewesen, ein simples Probierfräulein. Aber flinkäugig und geschmeidig, wie sie damals war, hatte sie einen ältlichen Holzindustriellen, der seine Frau zur Anprobe begleitete, in verheerender Weise beeindruckt. Mit dem ganzen verzweifelten Ungestüm der Torschlusspanik vernarrte sich innerhalb weniger Tage der reiche und noch ziemlich wohlkonservierte Kommerzrath in ihre mollige und zugleich lustige Blondheit und eine selbst in jenen Kreisen ungewöhnliche Freigebigkeit beschleunigte seine Werbung. Bald konnte die neunzehnjährige Probiermamsell, sehr zur Entrüstung ihrer soliden Familie, die schönsten Kleider und Pelze, die sie bisher nur kritteligen und feist anspruchsvollen Kunden vor dem Spiegel vorparadieren durfte, als eigenen Besitz

in einem Fiaker spazieren fahren. Je eleganter sie wurde, desto mehr gefiel sie dem ältlichen Gönner, und je mehr sie dem von seinem unvermuteten Liebesglück ganz wirr gewordenen Kommerzialrat gefiel, desto verschwenderischer stattete er sie aus. Nach wenigen Wochen hatte sie ihn so völlig weichgeknetet, dass bei einem Rechtsanwalt in aller Heimlichkeit bereits Scheidungsakten vorbereitet wurden und sie auf bestem Wege war, eine der reichsten Frauen von Wien zu werden – da fuhr die Gattin, durch anonyme Briefe gewarnt, mit einer energischen Dummheit dazwischen. Tollwütig gemacht von ihrer berechtigten Erbitterung, nach dreißig Jahren ungestörter Ehe plötzlich abgehalftert zu werden wie ein lahmgewordenes Pferd, kaufte sie einen Revolver und überfiel das ungleiche Paar bei einer Schäferstunde in einem neueingerichteten Absteigequartier. Ohne weitere Einleitung, toll vor Zorn feuerte sie geradewegs auf die Ehestörerin zwei Schüsse, von denen einer fehlging und der andere den Oberarm traf. Die Verletzung erwies sich zwar als gänzlich unernst, sehr peinlich dagegen die üblichen Begleiterscheinungen: herbeieilende Nachbarn, laute Hilferufe durch zerschlagene Fenster, aufgesprengte Türen, Ohnmachten und Szenen, Ärzte, Polizei, Tatbestandsaufnahmen und hinter allem, scheinbar unvermeidlich die Gerichtsverhandlung, wegen des Skandals gleich gefürchtet von allen Beteiligten. Glücklicherweise gibt es für reiche Leute nicht nur in Wien, sondern überall gerissene Anwälte, geübt im Verdunkeln ärgerlicher Affairen, und ihr erprobter Meister, der Justizrat Karplus, bog sofort der Angelegenheit die drohende Spitze ab. Er rief Klara höflich in sein Büro. Sie erschien höchst elegant mit einem koketten Verband und las neugierig den Vertrag durch, dem zufolge sie sich verpflichten sollte, noch vor der Zeugenladung nach Amerika abzureisen, wo ihr außer ei-

ner einmaligen Schadensvergütung, durch fünf Jahre, vorausgesetzt, dass sie sich ruhig verhielte, am 1. eines jeden Monats bei einem Lawyer eine bestimmte Geldsumme ausgezahlt werden sollte. Klara, die ohnedies wenig Lust hatte, nach diesem Skandal in Wien wieder Probierramsell zu werden, und außerdem von ihrer eigenen Familie aus dem Haus gewiesen war, überlas ohne Entrüstung die vier Folioseiten des Vertrages, rechnete rasch die Summe durch, fand sie überraschend hoch und schlug aufs Geratewohl noch eine Forderung von tausend Gulden dazu. Auch diese wurden ihr zugebilligt, und so unterschrieb sie mit einem raschen Lächeln den Vertrag, fuhr über das große Wasser und hatte ihren Entschluss nicht zu bereuen. Schon auf der Überfahrt boten sich ihr allerhand eheliche Möglichkeiten und bald eine entscheidende: im Boardinghouse in New-York lernte sie ihren Van Boolean kennen, damals nur kleiner Kommissionär für ein holländisches Exporthaus, aber rasch entschlossen, mit dem kleinen Kapital, das sie einbrachte und dessen romantischen Ursprung er niemals ahnte, sich im Süden selbständig zu machen. Nach drei Jahren hatten sie zwei Kinder, nach fünf Jahren ein Haus, nach zehn ein stattliches Vermögen, das der Krieg, statt wie in Europa das Erworbene grimmig zu zerstampfen, auf jedem andern Kontinent es damals üppig mehrte. Jetzt griffen schon zwei Söhne, herangewachsen und geschäftstüchtig, in dem väterlichen Maklerhause zu, so durften nach Jahren die beiden ältern Leute sich sorgenlos eine größere gemächliche Reise nach Europa erlauben. Und sonderbar: im Augenblick, da aus dem Nebel die flachen Ufer von Cherbourg sich vorschoben, in dem Blitzlauf einer Sekunde erlebte plötzlich Claire eine völlige Umstellung des Heimatgefühls. Längst innerlich Amerikanerin geworden, empfand sie bloß von der Tatsache, dass dieser Strich

Land Europa sei, einen unvermuteten Stoß Sehnsucht nach der eigenen Jugend: nachts träumte ihr von den kleinen Gitterbetten, in denen sie und ihre Schwester nebeneinander geschlafen, tausend Einzelheiten fielen ihr wieder ein, und mit einem Mal schämte sie sich, jahrelang der verarmten verwitweten Schwester keine Zeile geschrieben zu haben. Es ließ ihr keine Rast: gleich von der Landungsbrücke sandte sie jenen Brief, der einen Hundertdollarschein enthielt und die Bitte zu kommen.

Nun aber die Einladung auf die Tochter übertragen werden sollte, brauchte Frau van Boolean nur zu winken, und schon schoss wie ein brauner Bolzen der livrierte Boy heran, holte, knapp bedeutet, ein Telegrammformular und sauste, die Kappe eng an den Ohren, mit dem beschriebenen Blatt zum Postamt. Wenige Minuten darauf sprangen die Zeichen vom klappernden Morseapparat zum Dach hinauf in die schwingende Kupfersträhne, und schneller als die klirrenden Bahnen, unsagbar geschwinder als die staubaufwirbelnden Autos spritzte mit einem einzigen Funkblitz die Botschaft tausend Kilometer Draht durch. Ein Nu und die Grenze war übersprungen, ein Nu und das tausendgipfelige Vorarlberg, das putzige Liechtenstein, das tälerrreiche Tirol durchstoßen und schon zischte das magisch verwandelte Wort aus Gletscherhöhen mitten ins Donautal, in Linz, in einen Transformator. Dort hielt es einige Sekunden Rast, dann, rascher als man das Wort »rasch« auszusprechen vermag, schoss die Botschaft den Dachschalter in Klein-Reifling herab in den aufschreckenden Empfangsapparat und von dort wieder mitten in ein erstauntes, verwirrtes, von Neugier heiß überflutetes Herz.

\*\*\*

Quer um die Ecke, eine dunkle knarrende Holzstiege hinauf, und schon war Christine daheim in dem gemeinsamen kleinfenstrigen Mansardenzimmer eines engbrüstigen Bauernhauses. Ein breit vorgeschobener Dachgiebel, Schneefang im Winter, kargte dem Oberstock tagsüber jeden Faden Sonne weg; nur abends kriecht manchmal ein dünner und schon kraftloser Strahl bis zu den Geranien des Fensterbrettes. Immer muffelt es darum in der düstern Dachbodenstube nach Sumpfigem und Dumpfem, nach faulem Firsth Holz und modrigen Laken; uralte Gerüche sitzen wie Pilze im Holz; wahrscheinlich hätte in gewöhnlichen Zeitläuften diese Kammer nur als Speicher gedient. Aber die Nachkriegszeit mit ihrer grimmigen Wohnungsnot hatte bescheiden gemacht und dankbar, überhaupt nur zwei Betten, einen Tisch und alten Kasten irgendwo zwischen vier Wände stellen zu dürfen. Selbst der ererbte Lederpolstersessel verstellte zu viel Platz, billig ging er an einen Trödler, und das erwies sich später als arger Missgriff, denn immer, wenn jetzt der alten Frau Hoflehner die aufgeschwollenen wassersüchtigen Füße versagten, bleibt ihr als einzige Ruhestätte immer wieder und wieder nur das Bett.

Diese kranken, zu breiten Klumpen gequollenen Beine, die unter den Flanellbandagen gefährliches Venenblau zeigen, dankt die abgemüdete, früh gealterte Frau dem zweijährigen Dienst in einem nicht unterkellerten Bodengefass eines Kriegsspitals, dem sie (man musste verdienen) als Beschließerin zugeteilt war. Seitdem war ihr Gehen nur mehr ein mühsames Sichfortkeuchen, und immer, wenn sie sich anstrengt oder aufregt, muss die massige Frau sich plötzlich ans Herz greifen. Sie wird, das weiß sie, nicht alt. Ein Glück darum, dass nach dem Umsturz der Schwager Hofrat noch rechtzeitig die Posthilfsstelle aus dem Wirrwarr für die Christine herausfischte, erbärmlich zwar ge-

zahlt und in einem ganz abseitigen Nest. Aber immerhin: eine Handvoll Sicherheit, ein paar Schindeln über dem Kopf, ein Stück Raum für den Atem, knapp ausreichend zum Leben und eher Gewöhnung schon an den noch engern Sarg.

Immer riecht es nach Essig und Feuchtem, nach Krankheit und Bettlägerigkeit in dem schmalen Geviert, und von der winzigen Küchenkammer nebenan kriecht durch die schlechtschließende Tür ein fader Geruch und Dunst von aufgewärmten Speisen wie ein schwelender Schleim herein. Die erste unwillkürliche Bewegung, kaum dass sie das Zimmer betritt, ist, dass Christine das geschlossene Fenster aufreißt. Von dem klirrenden Ruck erwacht die alte Frau auf dem Bett und stöhnt. Sie kann nicht anders, immer, bei jeder Bewegung stöhnt sie, so wie ein zerbrochener Kasten knarrt, noch ehe man ihn anrührt, bloß wenn man ihm nahetritt: es ist eine wissende Vorausangst des rheumatischen Körpers vor dem Schmerz, der von jeder Bewegung ausgeht. Erst stöhnt sie also, die alte Frau, und dann erst, nach diesem unerlässlichen Seufzer, fragt sie auftaumelnd: »Was ist?« Bis unter den Schlummer weiß der benommene Sinn, es kann noch nicht Mittag, noch nicht Essenszeit sein. Etwas Besonderes muss sich ereignet haben. Da reicht ihr die Tochter das Telegramm.

Umständlich, jede Bewegung tut weh, tastet die verwitterte Hand nach der Brille auf dem Nachtkasten, es dauert, bis sie die stahlgeränderten Gläser unter dem Apothekerkram gefunden und vor die Augen gestülpt hat. Aber kaum die alte Frau das Blatt entziffert, fährt's wie ein elektrischer Schlag durch den schweren Leib, die ganze breite Masse jappt auf, ringt nach Atem, taumelt und wirft sich schließlich mit ihrer ganzen unwiderstehlichen Wucht auf Christine. Heiß hält sie sich an der erschrockenen Tochter, schauert, lacht, keucht, will reden und vermag es noch

nicht, schließlich sinkt die alte Frau erschöpft, die Hände ans Herz gepresst, auf den Sessel, atmet tief und hält eine Minute keuchend inne. Dann aber bricht es heraus aus dem zuckenden, zahnlosen Munde, wirr, nur halbverständlich in zitternden, stotternden und halbverschluckten Satztrümmern, immer wieder überschwemmt von wirrem und triumphierendem Lachen, und während sie, statt sich verständlich zu machen, immer heftiger stammelt und gestikuliert, fließen ihr schon die Tränen breit über die Backen und in den welken und zuckenden Mund. Durcheinander wirft sie einen erregten Wortschwall auf die von dem lächerlich wilden Anblick völlig verwirrte Tochter; Gott sei Dank, jetzt sei alles beim guten Ende, jetzt könne sie ruhig sterben, sie unnütze, alte, kranke Frau. Nur deshalb habe sie ja die Wallfahrt gemacht vorigen Monat im Juni, nur das, nur das eine habe sie dort erbeten, dass Klara, die Schwester, noch einmal herüberkäme, ehe sie sterbe, und sich um sie, armes Kind, kümmere. So, jetzt sei sie zufrieden. Da – da stehe es ja – nicht bloß geschrieben hat sie's, nein, telegraphiert für teures Geld, dass Christl hinaufkommen solle in ihr Hotel, und hundert Dollar hätte sie schon vor zwei Wochen geschickt, ja, sie habe immer ein goldenes Herz gehabt, die Klara, immer sei sie gut und lieb gewesen. Und nicht nur hinfahren könne sie mit diesen hundert Dollar, nein, auch vorher sich ausstaffieren wie eine Fürstin, ehe sie Besuch macht bei der Tante in dem noblen Bad. Ja, dort werde sie Augen machen, dort werde sie einmal sehen, wie die vornehmen Leute, die Leute mit Geld, sich's leicht sein lassen. Zum ersten Mal werde sie's einmal selbst, gottlob, so gut haben wie die andern, und bei allen Heiligen, sie hat sich's redlich verdient. Was habe sie denn bisher gehabt von ihrem Leben – nichts, immer nur Arbeit und Dienst und Plackerei und dazu noch die Sorge um die alte, un-

nütze, kranke, unfreudige Frau, die längst schon unter die Erde gehöre und nichts Klügeres tun kann, als endlich abzufahren. Die ganze Jugend habe sie, Christl, um ihretwillen und durch den verfluchten Krieg verpfuscht gehabt, das Herz hätte es immer ihr alten Frau abgerissen, wie sie ihre besten Jahre versäumt. Jetzt aber könne sie ihr Glück machen. Nur recht höflich solle sie sein zum Onkel und zur Tante, immer höflich und bescheiden und sich nicht schrecken vor der Tante Klara, die habe ein goldenes Herz, gut sei sie, und gewiss werde sie ihr weghelfen aus diesem stickigen Nest da, aus diesem Bauerntrog, wenn sie selber einmal unter der Erde läge. Nein, sie solle keine Rücksicht nehmen, wenn am Ende gar die Tante ihr anbietet mitzufahren, nur weg soll sie aus diesem verkommenen Staat, von diesen schlechten Menschen hier und sich nicht um sie kümmern. Sie selber fände immer einen Platz im Versorgungshaus, und schließlich, wie lange wird's noch dauern ... Ah, jetzt könne sie ruhig sterben, jetzt sei alles gut.

Immer wieder torkelt sie auf, die alte aufgeschwemmte, in Tücher und Unterröcke schwer eingemummte Frau und schwankt und stapft auf ihren elefantischen Beinen hin und her, dass die Dielen krachen. Immer muss sie wieder das große rote Taschentuch sich vor die Augen stopfen, denn die Tränen schluchzen ihr in den Jubel hinein, immer heftiger gestikuliert sie, und immer muss sie in ihrer tumultuarischen Begeisterung innehalten, um sich wieder hinzusetzen, zu stöhnen, sich zu schnäuzen und für neuen Wortschwall Atem zu holen. Und immer fällt ihr noch etwas Neues ein, immer redet und redet und lärmt und jubelt sie und stöhnt und schluchzt durcheinander über ihre gelungene Überraschung. Da plötzlich, in einem Augenblick der Erschöpfung, merkt die Mutter, dass Christine, der sie all diesen Jubel zuwirft, ganz blass, benommen und geniert

dasteht, die Augen verwundert und eher verwirrt, und gar nicht weiß, was sie antworten soll. Das ärgert die alte Frau. Mit Kraft fährt sie noch einmal vom Sessel empord und auf sie zu, herzhaft packt sie die Verstörte an, küsst sie fest und feucht, reißt sie an sich, schüttelt und rüttelt sie hin und her, als wollte sie die Erschreckte aus dem Schlaf aufwecken: »Ja, warum sagst du denn nichts? Wen geht's denn an als dich, was hast denn, du Dummerl? Stehst da wie ein Holz und sagst nichts und redt'st nichts und so ein Glücksfall! So freu dich doch! Ja, warum freust dich denn nicht?«

\*\*\*

Das Reglement verbietet strengstens allen Postangestellten ein längeres Verlassen des Dienstraums während der Amtsstunden, und auch der wichtigste private Umstand besteht nicht vor dem ärarischen Gesetz: erst das Amt, dann der Mensch, erst der Buchstabe, dann der Sinn. So sitzt nach flüchtiger Unterbrechung die Postassistentin von Klein-Reifling wenige Minuten später wieder pflichtbereit hinter der Glasscheibe. Niemand hat unterdessen nach ihr verlangt. Verschlafen wie vordem liegen die losen Schriftblätter auf dem verlassenen Tisch, stumm und gelb glänzt der abgestellte Telegrafengerät, der ihr eben noch so viel Hitze ins Blut gejagt im dämmerigen Raum. Gottlob, niemand ist gekommen, nichts ist versäumt. Guten Gewissens kann die Postassistentin nun der verwirrenden Nachricht nachsinnen, von der sie im Tumult der Überraschung noch gar nicht begriffen hat, ob sie peinlich oder willkommen aus den Drähten ins Haus sprang. Erst allmählich ordnen sich die Gedanken. Sie soll fort, zum ersten Mal fort von der Mutter, für vierzehn Tage, vielleicht für länger, zu fremden Leuten, nein, zur Tante Klara, der Schwester ihrer Mutter,



in ein vornehmes Hotel. Sie soll Urlaub haben, wirklichen ehrlichen Urlaub, nach unzähligen Jahren einmal ausruhen dürfen, einmal die Welt sehen, etwas Neues, etwas anderes. Sie denkt nach, immer wieder, immer wieder. Es ist eigentlich doch gute Botschaft, und die Mutter hat recht, wirklich, sie hat recht, wenn sie darüber so froh ist. Ehrlich gedacht, doch die beste Nachricht seit Jahren und Jahren, die ihr ins Haus kam. Zum ersten Mal sich vom Dienst abhalftern zu dürfen, frei sein, neue Gesichter sehen, ein Stück Welt, ist das nicht wirklich Geschenk aus blauem Tag? Und plötzlich klingt es ihr im Ohr, die staunende, erschreckte, fast zornige Frage der Mutter: »Ja, warum freust du dich denn nicht?«

Sie hat recht, die Mutter, wirklich recht: warum freue ich mich nicht? Warum regt sich nichts in mir, warum fasst's mich nicht und schüttelt mich um und um? Immer wieder horcht sie, ob sich nicht innen eine Antwort melden wollte auf diese aus dem Himmel hereingeschmetterte gute Überraschung, aber nein: nur Verwirrung spürt sie und fragendes Erschrecktsein. Sonderbar, denkt sie, warum freue ich mich nicht? Hundertmal, wenn ich aus dem Postsack Ansichtskarten zum Einschachteln nahm und sie dabei ansah, graue norwegische Fjorde, die Boulevards von Paris, die Bucht von Sorrent, die steinernen Pyramiden von New-York, habe ich sie nicht immer mit einem Seufzer aus der Hand gelegt? Wann ich? Wann ich auch einmal? Was denn habe ich geträumt, an diesen langen leeren Vormittagen, als einmal ausgekettet zu sein aus diesem sinnlosen Handlangern, aus diesem mörderischen Wettlauf mit der Zeit. Einmal ausruhen dürfen, Zeit groß und ganz haben, nicht immer so zerstückt und zerrissen, dass sie einem die Finger zerschneidet. Einmal nur nicht diesen täglichen Gang vom Wecker, den schlafmörderischen Verfolger, der einen

jagt, aufzustehen, sich anziehen, einheizen, Milch holen, Brot holen, Feuer zünden, stempeln, schreiben, telefonieren und dann wieder zu Hause gleich an das Bügelbrett, an den Kochherd, waschen, kochen, flicken, Pflegedienst tun und endlich dann todmüde hin in den Schlaf. Tausend Mal habe ich das geträumt, hunderttausende Male, hier an diesem selben Tisch, hier, in diesem vergitterten Käfig, und jetzt bricht's endlich auf mich los, ich soll reisen, soll fort, frei sein und doch – die Mutter hat recht, – warum freue ich mich nicht? Warum bin ich nicht bereit?

Mit starren Augen, mit matten Schultern sitzt sie und starrt auf die fremde kalte Wand, und wartet und wartet, ob, so stark angerufen, nicht doch eine verspätete Freude sich rühre. Unbewusst hält sie den Atem an und horcht wie eine Schwangere in den eigenen Leib, horcht und beugt sich tief in sich selbst hinab. Aber nichts rührt sich, stumm bleibt es und leer, wie ein Wald ohne Vogelruf, und immer angestrongter sucht sie sich, die Sechszwanzigjährige, zu erinnern, wie ist das überhaupt, wenn man sich freut, und mit Erschrecken erkennt sie, sie weiß es nicht mehr: es ist wie eine fremde Sprache, in der Kindheit einmal gelernt, und man hat sie vergessen und weiß nur, man hat sie einmal gewusst. Sie denkt nach, wann habe ich mich zum letzten Mal gefreut, heftig denkt sie nach, und zwei kleine Falten schneiden sich streng in die gesenkte Stirn. Allmählich erinnert sie sich: wie aus einem erblindeten Spiegel tritt ein Bild heraus, ein dünnbeiniges blondes Mädchel, die Schultasche frech schlenkernd über kurzem Kattunrock. Ein Dutzend anderer wirbeln um sie herum: Schlagballspiel in einem Garten der Wiener Vorstadt. Jeden Augenblick zuckt ein heller Triller Übermut, eine Rakete Lachen mit dem Federball hoch, jetzt erinnert sie sich, wie leicht, wie locker dies Lachen damals in der Kehle gesessen, ganz nah war

es immer, es kitzelte nur so unter der Haut, es quirlte und gährte im Blut; nur anzuschütteln brauchte man, und schon kollerte es über die Lippen, so locker saß es im Hals, fast zu locker. Festhalten musste man sich in der Schule mit den Händen an der Bank und die Lippen beißen, damit es nicht losknatterte mitten in der französischen Stunde bei irgendeinem komischen Wort, bei irgendeiner Albernheit. Denn jedes Nichts kitzelte damals dieses schaumige, sich selbst übersprühende Kleinmädchenlachen heraus. Ein Lehrer stotterte, eine Grimasse vor dem Spiegel, eine Katze, die komisch ihren Schweif ringelte, ein Offizier, der einen anblickte auf der Straße, jedes Nichts, jede winzige sinnlose Spaßigkeit, man war ja so randvoll mit Lachen geladen, dass es bei jedem Funken explodierte. Immer war es da und bereit, dieses lockere lausbübische Lachen, und selbst im Schlaf zeichnete es seine heitere Arabeske auf den kindlichen Mund.

Und plötzlich, das alles schwarz und ausgelöscht wie ein erdrückter Docht. 1914, ersten August. Nachmittags war sie im Schwimmbad gewesen; wie einen hellen Blitz hatte sie in der Kabine, aus dem Hemd fahrend, ihren straffen sechzehnjährigen Körper nackt gesehen, voll sich rundend, weiß, heiß, geschmeidig und gesund. Herrlich hatte sie ihn dann gekühlt, patschend und schwimmend, mit den Freundinnen wettjagend auf den knatternden Planken – noch hört sie das Lachen und Prusten des halben Dutzends halbwüchsiger Mädchen. Dann war man heimgetrabt, rasch, rasch, mit flinken Schritten, denn selbstverständlich hatte man wieder die Zeit verpasst, und sie sollte der Mutter doch einpacken helfen: in zwei Tagen wollten sie hinüber ins Kamptal auf Sommerfrische. Drei Stufen auf einmal war sie darum die Treppen hinauf, jagenden Atems geradehinein in die Tür. Aber sonderbar, kaum sie eintrat, hörten

Vater und Mutter mitten im Wort zu sprechen auf, beide blickten heftig an ihr vorbei. Der Vater, den sie ungewohnt laut sprechen gehört, beginnt mit einem verdächtigen Eifer Zeitung zu lesen, die Mutter muss geweint haben, denn nervös knüllt sie das Taschentuch und geht hastig zum Fenster. Was ist geschehen? Haben sie Streit gehabt? Nein, das kann nicht stimmen, denn jetzt wendet der Vater sich plötzlich um und legt der Mutter, nie hat sie ihn so zart gesehen, die Hand auf die zuckende Schulter. Aber die Mutter hebt nicht den Blick zurück, nur heftiger flackert das Zucken unter der stummen Berührung. Was ist geschehen? Keiner von beiden kümmert sich um sie, keiner von beiden sieht sie nur an. Noch jetzt, nach zwölf Jahren, erinnert sie sich an ihre Angst von damals. Sind sie ihr böse? Hat sie am Ende etwas angestellt? Erschreckt – immer steckt ja ein Kind randvoll mit Angst und Schuldgefühl – schleicht sie hinaus in die Küche, dort belehrt sie Božena, die Köchin, Geza, der Offiziersdiener von nebenan, und der muss es wissen, habe gesagt, jetzt ginge es los und man werde sie auf Gulasch pracken, die verdammten Serben. Da muss der Otto mit als Reserveleutnant und auch der Mann ihrer Schwester, alle beide, darum sei der Vater so verstört und die Mutter. Tatsächlich, am nächsten Morgen steht Otto, ihr Bruder, plötzlich im Zimmer, hechtblaue Jägeruniform, die Feldbinde quer übergeschnallt, am Säbel goldene Portepée. Sonst trägt er als Gymnasialsupplent meist einen schwarzen, schlecht gebürsteten Bratenrock, beinahe lächerlich macht ihn das Würdeschwarz, den blassen, dünnen, hochgeschossenen Burschen mit seinem strohstoppeligen, kurzgeschnittenen Haar und dem weichen dotterfarbigen Flaum an den Wangen. Jetzt aber, einen energischen Zug krampfhaft um die Lippen, aufgestrafft im engtaillierten Waffenrock, scheint er der eigenen Schwester ganz neu

und anders. Mit einem dummen kindischen Backfischstolz sieht sie auf zu ihm und schlägt die Hände zusammen: »Donnerwetter, fesch siehst du aus.« Da gibt ihr die Mutter, die sonst so sanfte, einen Stoß, dass sie mit dem Ellbogen an den Kasten fliegt: »Schämst du dich nicht, du herzloses Ding?« Aber dieser Zornausbruch, er war nur Trost für den zurückgestauten Schmerz, jetzt schütterte über den zuckenden Mund breites Schluchzen, an den Rändern grelle und scharfeinschneidende Schreie, und mit der ganzen Wucht ihres Körpers klammert sie sich, die Verzweifelte, an den jungen Menschen, der gewaltsam den Kopf wegdreht, sich männliche Haltung abzuwingen sucht und etwas von Vaterland redet und von Pflicht. Der Vater hat sich abgewandt, er kann nicht zusehen; so muss sich der junge Mensch, blass im Gesicht und mit verbissenen Zähnen, beinahe gewaltsam aus der ungestümen Umfassung seiner Mutter lösen. Plötzlich küsst er der Mutter rasch und fluchthaft die Wangen, dem Vater, der sich unnatürlich straff hält, gibt er hastig die Hand, an ihr, an Christine, huscht er mit raschem Servus vorbei. Und schon klirrt der Säbel die Treppe hinab. Nachmittag kommt der Mann der Schwester Abschied nehmen, Magistratsbeamter seines Zeichens und Feldwebel beim Train. Da ist es leichter, er weiß sich außer Gefahr, tut sich breit und macht, als sei es Spaß, tröstet mit behaglichen Witzen und geht. Aber hinter den beiden bleiben zwei Schatten, die Frau des Bruders, schwanger im vierten Monat, und die Schwester mit ihrem kleinen Kind. Jeden Abend sitzen die beiden nun mit ihnen zu Tisch, und immer ist es dann, als ob die Lampe dunkler brenne. Wenn Christine arglos etwas Heiteres sagt, sehen sie sofort alle Augen streng an, und sie schämt sich noch unter der Bettdecke, wie schlecht sie ist, wie wenig ernst, wie kindisch noch. Unwillkürlich wird sie schweig-

sam. Das Lachen ist ausgestorben in den Zimmern, dünn wird der Schlaf zwischen den Wänden. Nur nachts, wenn sie zufällig mal aufwacht, hört sie manchmal von nebenan ein leises stetes Geräusch wie gespenstigen Tropfenfall: es ist die Mutter, die stundenlang (sie kann nicht schlafen) auf den Knien vor dem erleuchteten Marienbilde für den Bruder betet.

\*\*\*

Und dann 1915: siebzehn Jahre. Die Eltern gealtert um ein Jahrzehnt. Der Vater, als ob irgendeine Lauge innen an ihm zehrte, schrumpft zusammen, gelb und gebückt quält er sich von einem Zimmer ins andere, und alle wissen, er hat Sorgen mit dem Geschäft. Seit sechzig Jahren, noch vom Großvater her, gab's keinen in der ganzen Monarchie, der Gamskrickel so zu richten und Waidbeute so kunstvoll auszustopfen verstand als Bonifaz Hoflehner und Sohn. Den Eszterházy, den Schwarzenberg, den Erzherzogen sogar hat er die Jagdtrophäen für die Schlösser präpariert, mit vier oder fünf Gehilfen gearbeitet, fleißig, sauber und ehrenhaft von morgens bis spät in die Nacht. Aber in dieser so mörderischen Zeit, da man einzig auf Menschen schießt, steht die Klinke wochenlang still, aber das Kindbett der Schwiegertochter und die Krankheit des Enkels, alles kostet Geld. Immer tiefer biegen sich die Schultern des schweigsam gewordenen Mannes herunter, und eines Tages knicken sie völlig ein, wie der Brief vom Isonzo kommt, zum ersten Mal nicht Ottos Schrift, des Sohnes, sondern die seines Hauptmanns, und da wissen sie schon: Heldentod an der Spitze der Kompagnie, dauerndes Gedenken usw. Immer stiller wird es im Haus; die Mutter hat aufgehört zu beten, das Licht über dem Marienbilde ist erloschen; sie hat vergessen, das Öl nachzufüllen.

1916, achtzehn Jahre. Ein neues Wort geht unermüdlich im Haus um: zu teuer. Die Mutter, der Vater, die Schwester, die Schwägerin flüchten vor ihren Sorgen in den kleinen Jammer der Papierzettel hinein, von früh bis nachts rechnen sie einander das arme tägliche Leben vor. Zu teuer das Fleisch, zu teuer die Butter, zu teuer ein Paar Schuh: kaum wagt sie selber, Christine, noch zu atmen aus Furcht, es sei zu teuer. Wie erschreckt flüchten die notwendigsten Dinge des nackten Lebens zurück und verkriechen sich hinab in Hamsterhöhlen und erpresserische Dachsbauten, man muss ihnen nachspüren, das Brot will erbettelt sein, das Handvoll Gemüse erschlichen bei der Krämerin, die Eier vom Lande hereingeholt, die Kohlen mit der Handwaage vom Bahnhof gekarrt, tägliche Wettjagd tausender frierender, hungernder Frauen, und täglich früher begonnene Wettjagd tausender frierender Frauen und täglich kärglicher die Beute. Dabei hat's der Vater mit dem Magen, er braucht besondere bekömmliche Kost. Seit er das Schild Bonifazius Hoflehner herunternehmen musste vom Laden und das Lokal verkaufen, spricht er zu niemand mehr, nur manchmal presst er die Hände scharf an den Leib und stöhnt, wenn er sich allein glaubt. Eigentlich sollte man den Arzt holen. Aber: zu teuer, sagt der Vater und krümmt sich lieber heimlich in seiner Not.

Und 1917 – neunzehn Jahre; zwei Tage nach Silvester haben sie den Vater begraben, das Geld im Sparkassenbuch reichte gerade noch, die Kleider schwarz färben zu lassen. Das Leben wird immer teurer, zwei Zimmer haben sie schon vermietet an ein Flüchtlingspaar aus Brody, aber es reicht nicht, es reicht nicht, ob man auch von morgens bis tief in die Nacht robotet. Schließlich besorgt ihnen Onkel Hofrat im Ministerium eine Stellung im Korneuburger Spital, für die Mutter als Beschließerin, sie selbst als Kanz-

listin. Wenn es nur nicht so weit wäre, im Morgengrauen hinaus im eiskalten ungeheizten Waggon und abends erst zurück. Dann aufräumen, flicken, scheuern, stopfen und nähen, bis man, ohne zu denken, ohne etwas zu wünschen, wie ein umgestürzter Sack in einen ungütigen Schlaf fällt, aus dem man am liebsten nicht mehr erwachte.

Und 1918 – zwanzig Jahre. Noch immer Krieg, noch immer kein freier, sorgloser Tag, noch immer nicht Zeit, einen Blick in den Spiegel, einen Sprung auf die Gasse zu tun. Die Mutter beginnt zu klagen, die Beine schwellen ihr an in dem feuchten, nicht unterkellerten Spitalsraum, aber sie hat kaum mehr Kraft für Mitgefühl. Sie wohnt zu lang mit Gebrest im selben Haus; irgendetwas in ihr ist stumpf geworden, seit sie täglich siebzig bis achtzig grauenhafte Verstümmelungen auf der Schreibmaschine registrieren muss. Manchmal stapft auf seiner Krücke – das linke Bein ist zerschmettert – ein kleiner Leutnant aus dem Banat zu ihr ins Büro, goldblond das Haar wie der Weizen in seiner Heimat und doch schon Schreckfalten in dem noch ungewissen Kindergesicht. Aus Heimweh erzählt er in seinem altschwäbischen Deutsch Geschichten von seinem Dorfe, seinem Hund, seinen Pferden, armes blondes verlorenes Kind. Einmal küssen sie sich abends auf einer Bank im Garten, zwei, drei matte Küsse, mehr Mitleid als Liebe, dann sagt er, er wolle sie heiraten, bis der Krieg vorbei sei. Sie lächelt erschöpft an seinen Worten vorbei; dass der Krieg je zu Ende gehen könne, wagt sie gar nicht zu denken.

Und 1919 – einundzwanzig Jahre. Wirklich, der Krieg ist vorbei, das Elend nicht. Nur geduckt hat sich's unter dem Trommelfeuer der Verordnungen, nur listig verkrochen unter den papierenen Kasematten der drucknassen Banknoten und Kriegsanleihen. Jetzt kriecht es hervor, hohläugig, breitmaulig, hungrig und frech und frisst den letzten Ab-

hub aus den Kloaken des Krieges. Ein ganzer Winter von Nennern und Nullen schneit vom Himmel herunter, Hunderttausende, Millionen, aber jede Flocke, jeder Tausender zergeht leer in der heißen Hand. Während man schläft, schmilzt das Geld, während man die zerrissenen holzbestöckelten Schuhe wechselt, um ein zweites Mal zum Verkaufsstand zu rennen, ist es zerblättert; immer ist man unterwegs, doch immer schon zu spät. Das Leben wird Mathematik, Addieren, Multiplizieren, ein toller wirbelliger Kreis von Ziffern und Zahlen, und dieser Quirl reißt die letzten Habseligkeiten in sein schwarzes, unersättliches Nichts: die Goldspange der Mutter vom Halse, den Ehering vom Finger, den damastenen Überzug vom Tisch. Aber so viel man hineinwirft, vergebens, man kann es nicht zustopfen, das schwarze höllische Loch, es hilft nichts, dass man Wollswearer wirkt bis tief in die Nacht und alle Zimmer vermietet und selbst zu zweit in der Küche schläft. Aber der Schlaf, dies ist noch das Einzige, das man sich gönnen kann, das Einzige, das nichts kostet; spätabends den abgejagten, mager gewordenen, blassen, den noch immer unberührten Leib auf die Matratze werfen, sechs Stunden, sieben Stunden nichts zu wissen von dieser apokalyptischen Zeit.

Und dann 1920–1921. Zweiundzwanzig, dreiundzwanzig Jahre, Blüte der Jugend, so heißt es doch. Aber ihr sagt es keiner, und sie selber weiß es nicht. Von morgens bis abends nur ein Gedanke: wie auskommen mit dem ewig dünner werdenden Geld? Um einen Strich ist es besser geworden. Noch einmal hat der Onkel Hofrat geholfen, persönlich ist er zu seinem Tarockfreund in die Direktion gegangen, eine Postaushilfsstelle herauszubetteln, in Klein-Reifling zwar, erbärmliches Weinbauernnest, aber immerhin eine Anstellungsanwartschaft, eine Planke Sicherheit. Für einen reichte der knappe Gehalt, aber da der Schwa-

ger keinen Platz hat im Hause, muss sie die Mutter zu sich nehmen und jedes Eins zu Zwei strecken: noch immer beginnt jeder Tag mit Sparen und endet mit Rechnen. Jedes Zündholz ist gezählt, jede Bohne im Kaffee, jedes Mehlkrümel im Teig. Aber immerhin, man atmet, man lebt.

Und 1922, 1923, 1924 – vierundzwanzig, fünfundzwanzig, sechsundzwanzig Jahre. Ist man noch jung? Wird man schon alt? Ein paar Falten kitzeln sich leise in die Schläfen, müde sind ihr manchmal die Beine, und im Frühjahr tut der Kopf ihr sonderbar weh. Aber doch, es geht vorwärts, es geht besser. Das Geld liegt wieder hart und rund in der Hand, sie ist fix angestellt, heißt Postassistentin, auch der Schwager schickt der Mutter zwei, drei Banknoten am Monatsanfang. Jetzt wäre es Zeit, ganz leise zu versuchen, wieder jung zu sein; die Mutter drängt selbst, sie solle doch ausgehen, sich vergnügen. Schließlich setzt die Mutter durch, dass sie sich im Nachbarort in eine Tanzstunde einschreiben lässt. Leicht wird dies rhythmische Tanzenlernen nicht, die Müdigkeit sitzt schon zu tief im Blut, manchmal ist ihr, als seien ihr die Gelenke schon irgendwie eingefroren, auch die Musik taut sie nicht auf. Mühsam übt sie die vorgeschriebenen Schritte, aber es packt sie nicht recht, es reißt sie nicht hin, zum ersten Mal ahnt sie: zu spät, die Jugend verquält, zerrissen vom Krieg. Eine Feder muss innen zerbrochen sein, und irgendwie spüren das wohl auch die Männer, denn keiner wirbt recht um sie, obwohl ihr zartes blondes Profil wie adelig wirkt unter den apfelrunden und apfelroten groben Gesichtern der dörfischen Mädeln. Aber die warten dafür nicht so still und geduldig, diese Siebzehnjährigen, Achtzehnjährigen des Nachkriegs, bis einer sie will und wählt. Sie fordern Vergnügen als ihr Recht und fordern es so ungestüm, als wollten sie nicht nur ihrer eigenen Jugend leben, sondern dazu noch die der hundert-

tausend Toten und Verscharren. Mit einer Art Schreck beobachtet die Sechszwanzigjährige, wie selbstsicher und begehrlisch, mit wie wissenden und frechen Augen, mit wie provozierenden Hüften diese Neuen, diese Jungen sich gebärden, wie unzweideutig sie unter den verwegenen Grifften der Burschen lachen und wie sie ohne Scham eine vor der andern beim Nachhauseweg jede mit einem Mann gegen den Wald hin abbiegen. Es ekelt sie. Uralt und müde, unnütz und überrannt fühlt sie sich inmitten dieses gierigen und groben Nachkriegsgeschlechtes, unwillig und unfähig, mit ihnen wettzueifern. Überhaupt: nur nicht kämpfen mehr, nur nicht mehr sich mühen! Nur ruhig atmen, still vor sich hinträumen, seinen Dienst tun, die Blumen gießen am Fenster, nichts wollen, nichts wünschen. Nur nichts herausfordern mehr, nichts Neues, nichts Erregendes: selbst zur Freude hat die Sechszwanzigjährige, um ihr Jahrzehnt Jugend durch den Krieg bestohlen, keinen Mut mehr und keine Kraft.

Unwillkürlich seufzt Christine aus ihren Gedanken heraus. Schon das Darandenken an all das Grauenhafte ihrer Jugend macht sie müde. Unsinn das alles, was die Mutter angezettelt hat! Wozu jetzt von hier fort und zu einer Tante, die sie nicht kennt, unter Menschen, mit denen sich Christine nicht versteht? Aber mein Gott, was soll sie tun, die Mutter will's und es macht ihr Freude, so darf sie sich wohl nicht wehren: überhaupt, wozu sich wehren? Man ist ja so müde, so müde! Langsam, resigniert nimmt die Postassistentin aus dem obern Fach ihres Schreibtisches einen Foliobogen, faltet ihn sorgfältig in der Mitte, legt ein Linienblatt unter und schreibt sauber, klar, mit schönen Haar- und Schattenstrichen an die Postdirektion in Wien, den ihr gesetzlich zustehenden Urlaub sofort wegen einem Familienanlass antreten zu dürfen, und um Entsendung einer Stell-

vertreterin von nächster Woche an. Dann bittet sie noch die Schwester, ihr in Wien das Schweizer Visum zu besorgen, einen kleinen Koffer zu leihen und herüberzukommen, um mancherlei wegen der Mutter zu besprechen. Und in den nächsten Tagen bereitet sie alles langsam, sorgfältig und genau für die Reise vor, ohne Freude, ohne Erwartung, ohne Anteil, als gehörte dies nicht zu ihrem Leben, sondern zu dem Einzigen, das sie führt: ihrem Dienst und ihrer Pflicht.

\*\*\*

Die ganze Woche war gerüstet worden. Die Abende vergingen angestrengt mit Nähen, Flickern, Putzen und Umbessern des alten Bestandes, außerdem hatte die Schwester, statt für die gesandten Dollars etwas zu kaufen – besser sie aufsparen, meint die kleine ängstliche Bürgerin – einiges ihrer eigenen Garderobe geliehen, einen grell karierten Reisemantel, eine lila Bluse, eine von der Mutter bei der Hochzeitsreise in Venedig gekaufte Mosaikbroche sowie einen kleinen Strohkoffer. Das werde schon genügen, meinte sie, im Gebirge mache man keine Toilette, und was allenfalls Christine fehle, kaufe sie besser an Ort und Stelle. Endlich kam der Abreisetag. Den flachen Strohkoffer trug der Schullehrer des Nachbarortes, Franz Fuchsthaler, eigenhändig zur Station, er wollte sich diesen Freundschaftsdienst nicht nehmen lassen. Gleich auf die erste Nachricht war der kleine schwächliche Mann mit seinen hinter Brillen ängstlich versteckten blauen Blicken zu den Hoflehnern gekommen, um ihnen seine Hilfe anzubieten; sie waren die Einzigen, mit denen er in dem abgelegenen Weinbauernort Freundschaft hielt. Seine Frau lag seit mehr als einem Jahr, von allen Ärzten aufgegeben, in der staatlichen Tuberkulosenheilanstalt Alland, die beiden Kinder teilten

auswärtige Verwandte in Kost; so saß er fast allabendlich allein in seinen beiden ausgestorbenen Zimmern und tat lautlos und mit viel bastlerischer Liebe kleine unscheinbare Dinge. Er legte Pflanzen in Herbarien, kalligrierte in Rondschrift mit roter Tinte die lateinischen, mit schwarzer die deutschen Namen unter die flach getrockneten Blumenblätter, band eigenhändig seine geliebten ziegelroten Reclamhefte in buntgemusterte Pappe und ahmte auf den Buchrücken mit mikroskopischer Genauigkeit und einer ganz feingespitzten Zeichenfeder täuschend genau Drucklettern nach. Ganz spät, wenn er alle Nachbarn schlafend wusste, spielte er, von selbstkopierten Notenblättern, ein wenig steif, aber reichlich bemüht, Violine, meist Schubert und Mendelssohn, oder schrieb aus entliehenen Büchern die schönsten Verse und Gedanken auf weiße, zartgekörnte Quartbogen, die er immer, wenn die Hundertzahl erreicht war, zu einem neuen Albumheft mit Glanzpapier und einem bunten Schildchen heftete. Wie ein arabischer Koranschreiber liebte er die zarten Rundungen, das sachte und dann wieder mit starken Schlagschatten Ausschwingende der Schrift um der stummen Freude willen, die lautlos und doch lebendig von seiner innerlich gespannten Mühe ins Sichtbare übergang: Bücher waren für diesen bescheidenen, stillen, vegetativen Menschen, der keinen Garten vor seiner Gemeinwohnung hatte, die Blumen im Hause, und er liebte sie im Regal anzureihen zu bunten Alleen; mit einer altväterischen Gärtnerfreude hütete er jedes einzelne, nahm, wie man Zerbrechliches fasst, sie in seine schmalen, blutarmen Hände. Nie betrat er das Dorfwirtshaus. Er hasste Bier und Rauch mit der Angst der Frommen vor dem Bösen; hörte er von außen hinter einem Fenster die klobigen Stimmen von Streitenden oder Berauschten, so ging er mit schnellen und erbitterten Schritten hastig vorbei. Die

einzigsten Menschen, mit denen er seit der Krankheit seiner Frau Umgang pflog, waren die Hoflehners. Zu ihnen kam er öfters nach dem Abendessen, um zu plaudern oder – sie hatten es gerne – mit seiner eigentlich trockenen, aber in der Ergriffenheit musikalisch aufschwingenden Stimme aus Büchern vorzulesen, am liebsten aus den »Haideblumen« des heimatlichen Adalbert Stifter. Seine schüchterne und etwas enge Seele fühlte sich dann immer unmerkbar geweitet, wenn er, aufschauend vom Buch, das horchende und gebeugte Blond des jungen Mädchens sah; in der Art ihres innerlichen Zuhörens fühlte er sich verstanden. Die Mutter merkte, was in ihm wuchs und dass er, sobald das unvermeidliche Schicksal seiner Frau sich erfüllt haben würde, mit einem neuen und kühneren Sinn seinen Blick auf die Tochter richten werde. Die aber, geduldig geworden, schwieg: sie hatte längst verlernt, an sich selbst zu denken.

Der Lehrer trug den Koffer auf der rechten, etwas niedrigeren Schulter, gleichgültig gegen die lachenden Schuljungen. Die Last drückte nicht sehr, aber doch musste er den ganzen Weg den Atem scharf anspannen, um mit Christine Schritt zu halten, so ungeduldig und nervös hastete sie voraus, der Abschied hat sie unerwartet grausam erregt. Dreimal war ihr die Mutter, trotz des ärztlichen ausdrücklichen Verbotes, die Treppen bis in den Hausflur nachgestolpert, als ob sie aus einer unerklärlichen Angst sich an ihr festhalten wollte, dreimal hatte sie, obwohl die Zeit drängte, die breite, strömend schluchzende alte Frau wieder die Treppen hinaufführen müssen. Und dann war es geschehen wie so oft in den letzten Wochen: mitten im Schluchzen und erregt ausfahrenden Wort verlor die alte Frau plötzlich den Atem und musste keuchend hingebettet werden. In diesem Zustand hatte Christine sie verlassen, und nun erschütterte sie die Besorgnis wie eine persönliche Schuld: »Mein Gott,

wenn ihr etwas zustößt, so aufgeregter habe ich sie nie gesehen und ich bin nicht da«, klagte sie. »Oder wenn sie etwas braucht in der Nacht und die Schwester kommt doch nur über den Sonntag aus Wien. Das Mädels von der Bäckerei, sie hats mir zwar heilig versprochen, dass sie abends bei ihr bleibt, aber auf die ist kein Verlass; wenn's ans Tanzen geht, läuft die der eigenen Mutter weg. Nein, ich hätte es nicht tun, mich nicht bereden lassen sollen. Reisen, das taugt nur für solche, wo kein Kranker im Haus ist, nicht für unsereins, und gar so weit weg, wo man nicht jeden Augenblick heim kann; was hab' ich denn von der ganzen Reiseserei? Wie soll ich mich an was freuen können, wenn mir's keine Ruh lässt, wenn ich jede Minute denken muss, ob ihr nichts abgeht und niemand ist da in der Nacht und die Klingel hinunter hören sie nicht oder wollen sie nicht hören. Sie mögen uns ja nicht im Haus, die Wirtsleute; wenn's nach denen ging, hätten sie uns längst ausgemietet. Und die Assistentin, die aus Linz, die hab ich zwar auch gebeten, sie soll mittags und soll abends auf einen Sprung herüberkommen, aber nur ›Ja‹ hat sie gesagt, diese kalte verhutzelte Person, so ein Ja, wo man nicht weiß, ob sies wirklich tut oder nicht. Ob ich nicht doch lieber abtelegrafieren soll? Was liegt der Tante denn wirklich dran, ob ich komm oder nicht, das redet sich die Mutter doch nur ein, dass es denen um uns zu tun ist. Sonst hätten sie längst zwischendurch aus Amerika schreiben können oder damals in der Notzeit ein Paket mit Lebensmitteln herüberschicken, wies Tausende getan haben. – Wie viel hab ich selber expediert und nie ist eins an die Mutter gekommen von der leibhaftigen Schwester. Nein, ich hätt nicht nachgeben sollen und wens nach mir ging, möcht ich jetzt noch absagen. Ich weiß nicht warum, aber ich hab so eine Angst. Ich sollt doch jetzt nicht fort, ich sollt nicht fort.«

Der kleine blonde, schüchterne Mann an ihrer Seite nahm mitten im hastigen Nachschreiten immer wieder seinen Atem zusammen, um sie zu beruhigen. Nein, nicht sorgen, er selbst werde jeden Tag, das verspreche er ihr, nach der Mutter sehen. Wenn jemand, so habe sie ein Recht, endlich einmal sich Urlaub zu gönnen, seit Jahren hätte sie keinen Tag ausgespannt. Er selbst wäre doch der Erste, ihr abzuraten, wens gegen ihre Pflicht ginge; aber nur keine Sorge, jeden Tag würde er ihr Nachricht geben, jeden Tag. Sehr hastig, kreuz und quer durcheinander keucht er, was ihm gerade einfällt, um sie zu beruhigen, und wirklich, sein dringliches Zureden tut ihr wohl. Sie hört gar nicht deutlich hin, was er sagt, sie fühlt nur, einer ist da, auf den sie sich verlassen kann.

Auf dem Bahnhof, der Zug ist schon signalisiert – räuspert der bescheidene Begleiter sich umständlich und verlegen. Die ganze Zeit merkt sie schon, er tritt vom rechten Fuß auf den linken, er will etwas sagen und hat nur keinen Mut. Endlich nützt er eine Pause und zieht schüchtern aus der Brusttasche etwas Weißes und Zusammengefaltetes. Sie möge entschuldigen, es sei natürlich kein Geschenk, nur eine kleine Aufmerksamkeit, vielleicht könnte sie ihr nützlich sein. Überrascht entfaltet sie das längliche Büttenpapier. Es ist eine Schmalkarte ihrer Reise von Linz bis nach Pontresina, wie eine Ziehharmonika zu entfalten; alle Flüsse, Berge und Städte längs der Bahnstrecke sind mit schwarzer Tusche mikroskopisch gezeichnet, die Berge entsprechen der Höhe dünner oder dichter schraffiert und verraten in winzigen Zahlen ihre Meterzahl, die Flussläufe sind mit blauem, die Städte mit rotem Farbstift eingemalt, die Distanzen in einer eigenen Tabelle rechts unten vermerkt, ganz genau wie auf den großen Schulkarten des geografischen Instituts, aber hier von einem kleinen Hilfs-



lehrer und mit zärtlicher Mühe und spielfreudiger Geduld säuberlich nachgemalt. Unwillkürlich errötet Christine vor Überraschung. Ihre Freude macht dem Schüchternen Mut. Er zieht noch ein zweites Kärtchen hervor, dieses viereckig und mit einer goldenen Borte eingefasst: die Karte des Engadins, abgezeichnet von der großen Schweizer Generalstabskarte, mit Weg und Steg auch die kleinste Einzelheit künstlich nachgepaust: nur in der Mitte ist ein Gebäude durch einen winzigen Kreis von roter Tinte besonders feierlich hervorgehoben, das sei ihr Hotel, erklärt er, wo sie wohnen werde, er habe es aus einem alten Baedeker bestimmt: so könne sie bei allen Ausflügen sich selber orientieren und ohne Sorge sein, den Weg zu verfehlen. Wirklich ergriffen dankt sie ihm. Seit Tagen muss ganz verschwiegen dieser rührende Mann sich bemüht haben, von der Bibliothek in Linz oder in Wien die Vorlagen heranzubekommen, die ganzen Nächte muss er in zärtlicher Geduld mit hundertmal gespitztem Stift und besonders gekaufter Zeichenfeder diese Karten gezeichnet und koloriert haben, einzig um ihr aus seiner Armut doch eine rechte und nützliche Freude zu bereiten. Ihre noch gar nicht begonnene Reise, er hat sie Kilometer für Kilometer von innen her vorausgedacht und mitbegleitet, Tag und Nacht muss ihr Weg und Schicksal in seinen Gedanken gegenwärtig gewesen sein. Wie sie jetzt bewegt dem über seinen eigenen Mut noch Erschrockenen die Hand zum Dank reicht, sieht sie seine Augen hinter den Brillen gleichsam zum ersten Mal. Es ist ein sanftes, gutes Kinderblau, das nun, während sie ihn anblickt, an der Tiefe des eigenen Gefühls plötzlich dunkler und hintergründiger wird. Und mit einem Mal empfindet sie eine ihr bisher selbst unbekannte Wärme in seiner Gegenwart, ein Gefühl von Zuneigung und Vertrauen, wie sie's noch nie zu einem Manne empfunden. In diesem Au-

genblick wird eine bisher noch ganz undeutliche Empfindung in ihr plötzlich zum Entschluss; länger und herzlicher als jemals hält sie im Dank seine Hand. Auch er fühlt die veränderte Einstellung, bekommt heiße Schläfen, wird verlegen, atmet tief und ringt nach einem richtigen Wort. Aber da schnaubt schon wie ein böses schwarzes Tier die Lokomotive heran, schleudert zu beiden Seiten die Luft neben sich weg, dass beinahe das Blatt ihrer Hand entflattert. Eine Minute ist bloß Zeit. Christine steigt hastig ein und sieht vom Fenster aus bloß noch ein flatterndes weißes Tuch, das rasch in Rauch und Ferne zerfließt. Dann ist sie allein, seit vielen Jahren zum ersten Mal allein.

\*\*\*

In die hölzerne Ecke des Waggons gedrückt, fuhr die Abgemüdete einen ganzen wolkenverdüsterten Abend entlang, trübe Landschaft hinter den verregneten Scheiben. Anfänglich huschten noch kleine Orte undeutlich im Dämmer vorbei, wie aufgeschreckte, flüchtende Tiere, dann rann alles blind und leer in den Nebel hinein. Niemand teilte ihr Abteil dritter Klasse, so konnte sie sich lang hinstrecken auf die Holzbank und nun erst die Tiefe ihrer Erschöpfung spüren. Sie versuchte nachzudenken, aber die haspelnde Monotonie des Räderlaufs zerschütterte jeden Zusammenhang, und immer enger presste sich über ihre schmerzende Stirn die narkotische Haube des Schlafes, jener dumpfe und doch betäubende Eisenbahnschlaf, in dem man fühllos verschnürt liegt wie in einem schwarzen, metallisch geschüttelten Kohlensack. Unter dem fühllos fortgetragenen Leib liefen die Räder lärmend schnell wie gejagte Knechte, über ihren rückgeneigten Kopf floss Zeit, stumm, unfassbar, ohne Maß. Und so völlig sank ihre Müdigkeit in diese

treibende schwarze Flut hinunter, dass sie mitten aus dem Schlummer schrak, als morgens plötzlich die Tür aufkrachte und ein Mann, breitschultrig und schnurrbärtig, streng vor ihr stand. Einen Augenblick brauchte sie, um die betäubten Sinne zusammenzureißen und zu begreifen, dieser uniformierte Mann wollte nichts Böses, nicht sie verhaften und wegschaffen, sondern nur Einsicht nehmen in den Pass, den sie mit kältesteifen Fingern aus der Handtasche zog. Prüfend verglich der Beamte das eingeklebte Bild eine Sekunde lang mit ihrem beunruhigten Antlitz. Sie zitterte heftig, vom Krieg her zuckte noch in den Nerven die eingehämmerte, unsinnige und doch unzerstörbare Angst vor einem Verstoß gegen irgendeine der hunderttausend Verordnungen: immer war ja jeder schuldig gegen irgendein Gesetz. Aber freundlich und mit einem lässigen Griff an die Kappe gab ihr der Gendarm den Pass zurück und schloss behutsamer, als er sie aufgerissen, die Tür. Eigentlich hätte Christine sich wieder hinlegen können, aber der kalte Schreck hatte ihr den Schlaf von den Lidern gestrichen. Aus Neugier tritt sie ans Fenster, um hinauszusehen. Und sofort führen alle Sinne hoch. Denn hinter den eiskalten Scheiben, wo eben noch (Schlaf weiß um keine Zeit) der Horizont des Flachlandes als lehmige Welle grau in den Nebel geflossen, hatten sich (warum und wie, sie begriff es nicht) in steinerner Wucht Berge aus dem Boden geballt, riesige, nie gesehene, übergewaltige Gebilde, und noch taumelnd vor Überraschung blickt ein erschrecktes Auge zum ersten Mal die unvorstellbare Majestät der Alpen an. Gerade stößt ein erster Sonnenstrahl durch die Passluke im Osten und zerklirrt in Millionen Reflexen am Eisfeld der obersten Gipfel, und so schneidend weiß ist diese Reinheit dieses ungefilterten Lichts, dass es die Augen blendet. Einen Augenblick muss sie die Lider schließen. Aber

eben dieser Schmerz hat sie erst munter gemacht. Ein Ruck und es klirrt, dem Wunderbaren näher zu sein, die Fensterscheibe nieder, und sofort stürzt durch die überrascht geöffnete Lippe gleichzeitig neue, eiskühle, glasscharfe und mit herbem Schneeatem durchwürzte Luft bis in die Lunge hinab: nie hat sie so geatmet, so tief und rein. Unbewusst spannt die Beglückte beide Arme, um diesen ersten, unbedachten brennenden Schluck ganz tief in sich hineinzufühlen, und spürt schon, breit die Brust gedehnt, von diesem eingetrunkenen Frost eine wohlige Wärme – herrlich, herrlich – blutaufrwärts durch alle Adern steigen. Jetzt erst, durchbrannt von Frische, vermag sie richtig zu schauen, rechts, links, eines nach dem andern; immer begeisterter tastet der aufgetaute Blick jeden einzelnen der granitnen Hänge hinauf bis zur obersten, eisigen Borte, an jeder Stelle neue Herrlichkeit entdeckend, dort einen Wasserfall in weißer, sich selbst überschlagender Volte kopfüber zu Tale stürzend, dort, wie Vogelnester eingeknistet in die Schrunken, zierliche, steinbelastete Häuser, dort einen Adler, stolz die höchste Höhe noch überkreisend, und über allem dieses göttlich reine, rauschende Blau, nie für möglich gehalten in solcher saftigen und beglückenden Kraft. Immer wieder starrt die zum ersten Mal aus ihrer engen Welt Herausgeflüchtete dieses Unglaubliche, diese über Nacht ihrem Schlaf entwachsenen Quadertürme an. Seit tausenden Jahren müssen sie hier schon stehen, diese granitnen Riesenburgen Gottes; Millionen und Myriaden Jahre werden sie wahrscheinlich hier noch warten, unverrückbar jeder an der gleichen Stelle, und sie selbst hätte, ohne den Zufall dieser Reise, sterben können, verwesen und in Staub zerfallen, ohne eine Ahnung erlebt zu haben von ihrer herrlichen Gegenwart. An all dem hat man vorbeigelebt, es nie gesehen und kaum zu sehen gewünscht; sinnlos

hat man dahingedöst im winzigsten Raum, kaum breiter als die gestreckte Hand, kaum weiter als die eigenen Füße Auslauf haben, und eine Nacht weit, einen Tag weit beginnt die vielfältigste Unendlichkeit! Mit einem Mal, zum ersten Mal dringt eine Ahnung des Versäumten hinein in diesen bislang wunschlos gleichgültigen Sinn, zum ersten Mal erfährt an der Berührung des Übermächtigen ein Mensch die seelenumplügende Kraft der Reise, die mit einem einzigen Riss uns die harte Rinde des Angewöhnten vom Leibe reißt und den nackten fruchtbaren Kern zurückwirft in das strömende Element der Verwandlung.

Erregt, die heißdurchblutete Wange leidenschaftlich neugierig an den Fensterrahmen gepresst, steht vor diesem ersten aufgesprengten Augenblick ein ganz von sich fortgetragener Mensch die ganze Zeit vor der Landschaft. Nicht ein Gedanke tastet mehr nach rückwärts. Vergessen ist die Mutter, das Amt, das Dorf, vergessen die zärtlich gezeichnete Karte in dem Handtäschchen, die ihr jeden Gipfel und jeden der mit eilendem Schuss zu Tale stürzenden Bergbäche nennen könnte, vergessen das eigene gestrige Ich. Nur einfüllen jetzt bis zum letzten Tropfen, nur einfiltern das immer Andere dieser Großartigkeit, nur einsaugen jedes Einzelne der panoramisch wandernden Bilder und zugleich mit aufgetanen Lippen immer wieder diese gefrorene Luft trinken, scharf und würzig wie Wacholder, diese Bergluft, die den Herzschlag härter und entschiedener färbt! Nicht einen Augenblick der vier Stunden Fahrt verlässt Christine den Fensterplatz, und dermaßen benommen starrt sie hinaus, dass sie die Zeit vergisst und mit grobem Herzstoß aufschreckt, wie die Maschine stoppt und fremdmundartig, aber doch unverkennbar der Schaffner den Ort ihres Reiseziels ausruft.

»Jesus Maria« – mit einem Ruck reißt sie die schwel-

genden Sinne zurück. Sie ist schon angekommen und hat nichts bedacht, nicht, wie sie die Tante begrüßen werde, nicht, was sie zu sagen habe. Hastig tastet sie nach Koffer und Schirm – nur nichts vergessen! – und eilt den andern Aussteigenden nach. Eben stiebt die militärisch disziplinierte Doppelreihe der farbig bekappten Lohndiener jagdgierig auseinander, sich der Ankömmlinge zu bemächtigen, der Bahnhof schwirrt von Hotelrufen und lauten Begrüßungen. Nur auf sie kommt niemand zu. Immer unruhiger, den Herzschlag hoch in der Kehle, sieht und sucht sie ängstlich nach allen Seiten. Aber niemand. Nichts. Alle werden erwartet, alle wissen ihren Weg, nur sie nicht, sie allein. Schon drängen die Reisenden um die Hotelautomobile, die in blanker farbiger Reihe warten wie eine schussbereite Batterie, schon entvölkert sich der Bahnsteig. Und noch immer niemand: man hat sie vergessen. Die Tante ist nicht gekommen; vielleicht abgereist oder krank und man hat ihr abgesagt und das Telegramm ist zu spät gekommen. Mein Gott, wenn wenigstens das Geld zur Rückfahrt reicht! Zuvor aber wagt sie mit letzter Kraft sich zu einem Portier heran, dessen Kappe mit »Palace Hotel« golden bellert ist, und fragt mit dünner Stimme, ob eine Familie van Boolean bei ihnen wohne. »Freilich, freilich«, antwortet guttural der breite, rotstirnige Schweizer, ei, und natürlich habe er Auftrag, ein Fräulein an der Bahn abzuholen. Sie möge nur einsteige ins Auto und ihm gebe den Aufgabeschein für das große Gepäck aus der Consigne. Christine errötet. Jetzt erst bemerkt sie, bös getroffen, wie verräterisch arm das bettelhafte Strohköfferchen ihr in der Hand pendelt, indes bei allen andern Wagen, wie frisch aus der Auslage geholt, funkelnagelneue und metallblanke Panzertürme von Schrankkoffern sich zwischen den farbigen Würfeln und Cuben von kostbarem Juchten, Krokodil,

Schlangehaut und glattem Glacé prunkhaft stauen. Sofort fühlt sie eine Distanz zwischen jenen und sich unverkennbar enthüllt. Scham packt sie an. Rasch etwas lügen! Das andere Gepäck käme erst später nach. Nun, dann könne man gleich losfahren, erklärt – gottlob ohne jede Verwunderung oder Verächtlichkeit – die majestätische Livree und öffnet den Wagenschlag.

Ist die Scham eines Menschen an einem Punkte getroffen, so wird unmerklich auch der entfernteste Nerv seines Wesens mit erschüttert; die flüchtigste Berührung, der zufälligste Gedanke erneuert und vervielfacht dem einmal Beschämten die erlittene Qual. Von diesem ersten Stoß an hat Christine ihre Unbefangenheit verloren. Mit unsicherm Fuß tritt sie schon ein in das matt dunkle Coupé der Hotelkarosse und zuckt unwillkürlich zurück, kaum sie merkt, hier sei sie nicht allein. Aber jetzt kann sie nicht mehr zurück. Sie muss durch dieses dämmerig Duftende, von süßem Parfüm und herbem Juchten, an fremden, unwillig zurückgezogenen Knien vorbei, um ganz feig, die Schulter wie frierend emporgezogen, die Lider gesenkt, an einen rückwärtigen Platz zu gelangen. Aus Verlegenheit murmelt sie dabei bei jedem passiertem Knie hastig einen Gruß, als wollte sie durch diese Höflichkeit ihre Gegenwart entschuldigen. Aber niemand antwortet. Entweder muss die Musterung der sechzehn Blicke ungünstig ausgefallen sein oder die Insassen, rumänische Aristokraten, die ein krasSES und heftiges Französisch parlieren, haben in ihrer lauten Amüsiertheit den dünnen Schatten Armut gar nicht bemerkt, der sich scheu und still in der äußersten Ecke eingenistet hat. Den Strohkoffer quer an die Knie gedrückt – sie hat keinen Mut, ihn auf einen freien Platz zu stellen – sitzt sie aus Angst, von diesen wahrscheinlich spöttischen Menschen betrachtet zu werden, tief vorgebeugt, nicht ein

einziges Mal während der ganzen Fahrt wagt sie den Blick frei aufzuheben; nur zur Erde starrt sie, nur auf die Dinge abwärts der Sitzbank. Aber schon das luxuriöse Schuhwerk der Frauen lässt sie das eigene plumpe besinnen. Mit schmerzhaftem Vergleich sieht sie die hochmütig straffen Frauenbeine, die unter aufgeschlagenen Sommerhermelinmänteln frech sich überkreuzen, und verwegen gemusterte Sportstrümpfe der Herren; schon diese Unterwelt des Reichtums jagt ihr Schauer der Scham in die Wangen: wie neben dieser nie geahnten Eleganz bestehen. Jeder scheue Blick gibt eine erneute Qual. Quer gegenüber von ihr hält ein siebzehnjähriges Mädchen ein feinhaariges chinesisches Seidenhündchen auf dem Schoß, das faul und jaulend sich räkelte: seine Schabracke ist mit Pelz bordiert, mit einem Monogramm bestickt, und die winzige Kinderhand, die in seinem Fell krabbelt, rosa manikürt und funkelt bereits von einem Diamanten. Sogar die Golfstöcke, die in der Ecke lehnen, haben noble Mäntel von neuem glatten cremefarbenen Leder, jeder der lässig dareingeworfenen Schirme zeigt einen andersartig erlesenen und extravaganten Griff – mit unbewusster Geste deckt rasch ihre Hand den eigenen aus blindem billigen Horn. Wenn nur niemand sie ansehen wollte, keiner bemerken, was sie jetzt selbst zum ersten Mal weiß! Immer tiefer duckt sich die Verschreckte in sich hinein, und jedes Mal, wenn neben ihr ein Lachen aufflattert, rinnt ihr Angst über den gebeugten Rücken. Aber sie wagt nicht aufzublicken und nachzuforschen, ob wahrhaftig dieses Lachen ihr gelte.

Erlösung darum, wie nach gepeinigten Minuten das Automobil in den fein gekiesten Vorhof des Hotels knirscht. Ein Signal, grell wie eine Bahnglocke, schwemmt einen ganzen Trupp von bunten Lohndienern und Pagen an den Wagen. Hinter ihnen erscheint, umständlicher, weil zu Dis-

tinktion verpflichtet, im schwarzen Gehrock und mit geometrisch geradem Scheitel der Chef de Réception. Durch die geöffnete Wagentür springt zuerst, klirrend und sich schüttelnd, der chinesische Pinsch heraus; locker, ohne ihr lautes Plappern zu unterbrechen, folgen die Damen, den Sommerpelz beim Aussteigen hochgerafft über die sportgemuskelten Beine; hinter ihnen schlägt noch eine Welle Parfüm zurück, betäubend fast. Nun sollte gesellschaftlicher Anstand den Herren wohl gebieten, das schüchtern aufstehende Mädchen voranzulassen, aber entweder haben sie ihre Herkunft richtig eingeschätzt oder sie bemerken sie nicht; jedenfalls sie schreiten, ohne sich umzublicken, an ihr vorbei und auf den Hotelsekretär zu. Ungewiss bleibt Christine zurück, das mit einem Mal verhasste Strohköffchen in der Hand. Es ist besser, denkt sie, die andern noch ein paar Schritte voranzulassen, das lenkt die Aufmerksamkeit ab. Aber sie zögert zu lange. Denn wie sie jetzt, ohne dass jemand von der Hoteldienerschaft ihr zuspringt, das Trittbrett des Autos hinabtastet, hat der Herr im Gehrock sich schon devot mit den Rumänen entfernt, die Pagen tragen geschäftig das Handgepäck hinter ihnen her und die Lohndiener jonglieren bereits auf dem Autodach donnernd mit den schweren Koffern. Niemand hat ihrer Acht. Offenbar, so denkt sie, von Erniedrigung übergossen – offenbar, ja gewiss hält man sie für das Dienstmädchen, bestenfalls für die Kammerzofe jener Herrschaften, denn mit völliger Gleichgültigkeit manövriert die Diener Gepäck an ihr vorbei und lassen sie stehen wie ihresgleichen. Schließlich erträgt sie es nicht mehr, sie kämpft sich mit letzter Kraft in die Hoteltür hinein bis zum Portier.

Aber einen Portier in der Hochsaison, wer wagt ihn anzureden, diesen Kapitän des riesigen Luxusschiffs, der vor seinem Pult mächtig steht und unerschütterlich durch ei-

nen Sturm von Fragen den Kurs seines Willens hält. Ein Dutzend Gäste warten breiten Rückens vor ihm, dem Gewaltigen, der, mit der rechten Hand Notizen schreibend, mit jedem Blick und Wink Pagen abschießt wie Pfeile, rechts und links gleichzeitig Auskunft gibt, den Hörer am Ohr, eine universalische Menschenmaschine mit ständig gestrafften Nervensträngen – vor seiner Majestät müssen selbst Wohlberechtigte warten, wie erst ein unerfahrener, schüchterner Neuling? Derart unansprechbar scheint Christine dieser Herr des Tumults, dass sie scheu zurücktritt in die Nische, um respektvoll zu warten, bis der Wirbel sich löst und zerstreut hat. Aber allmählich wird der lästige Strohkoffer in der Hand immer schwerer. Vergebens blickt sie sich um nach einer Bank, um ihn niederzustellen. Doch wie sie sich suchend umblickt, meint sie zu merken – Einbildung wahrscheinlich oder überreiztes Gefühl –, dass von den Klubsesseln der Halle bereits ein paar Leute ironisch auf sie blicken und wispern und lachen; einen Augenblick noch und sie muss die wirklich widerliche Last fallen lassen, so schwach werden ihr plötzlich die Finger. Aber gerade in diesem kritischen Augenblick tritt, heftigen Schrittes, eine künstlich blonde, künstlich junge, sehr elegante Dame auf sie zu, visiert sie scharf vom Profil her, ehe sie ein »Bist du es, Christine?« wagt. Und wie Christine spontan ein Ja mehr atmet als spricht, umfängt sie die Tante mit dünnem Wangenkuss und lauem Pudergeruch. Sie aber, aus ihrer entsetzlichen Verwaistheit endlich etwas Warmes, Verwandtes wohlwollend spürend, wirft sich in die nur leicht gemeinte Umarmung derart stürmisch hinein, dass die Tante, dieses Haltsuchen als verwandtschaftliche Zärtlichkeit deutend, ganz gerührt wird. Weich fährt sie ihr über die zuckenden Schultern. »Oh, ich freu mich ja auch riesig, dass du gekommen bist, Anthony und ich, beide

freuen wir uns sehr.« Und dann, sie an der Hand nehmend: »Komm, du wirst dich gewiss etwas zurecht machen wollen, eure Bahnen in Österreich sollen ja grässlich unkomfortabel sein. Tu dich nur ruhig zusammen – bloß mach nicht zu lang. Es hat schon zum Lunch gegongt und Anthony wartet nicht gern, das ist seine Schwäche. We have all prepared – ach so: alles haben wir vorbereitet, der Portier wird dir gleich das Zimmer zeigen. Und, nicht wahr, du machst flink: keine große Toilette, mittags dresst hier jeder, wie er will.«

Die Tante winkt, flugs übernimmt ein livrierter Knirps Koffer und Schirm und läuft um den Schlüssel. Lautlos saust der Lift drei Stockwerke hinauf. In der Mitte des Ganges schließt der Boy eine Tür auf und tritt mit gezückter Kappe zur Seite. Hier also muss ihr Zimmer sein. Christine tritt ein. Aber schon an der Schwelle zuckt sie zurück, als wäre sie fehl am Ort. Denn mit bestem Willen kann die Postassistentin aus Klein-Reifling, gewöhnt, nur Ärmlichkeit als Umwelt zu haben, sich nicht dermaßen rasch umschalten, dass sie wirklich zu glauben wagte, dies Zimmer sei ihr zubestimmt, dieses verschwenderisch weite, köstlich helle und tapetenbunte Zimmer, in das von der zweiflügelig aufgetanen Balkontür wie durch kristallene Schleuse ein Wasserfall von Licht hereinschmettert. Unbändig überschwemmt der goldene Schwall die ganze Tiefe des Raums, jeder Gegenstand ist getränkt von dieser Überfülle des lodernen Elements. Die polierten Flanken der Möbel funkeln wie Kristall, auf Messing und Glas spielen freundliche Funken in flirrenden Reflexen, selbst der Teppich mit seinen eingestickten Blumen atmet saftig und echt wie lebendiges Moos. Wie ein paradiesischer Morgen leuchtet dieses Zimmer, und geblendet von dem Überfall des überall aufloernden Lichts muss die Erschreckte erst wieder auf die Wiederkehr des jäh aussetzenden Herzschlags warten, ehe

sie rasch und ein wenig schlechten Gewissens die Tür hinter sich zuzieht. Erstes Erstaunen: dass es so etwas überhaupt gibt, so viel helle Herrlichkeit! Und zweiter Gedanke, seit vielen Jahren unlösbar an alles Begehrenswerte gekettet: was das kosten muss, wie viel Geld, wie schrecklich viel Geld! Gewiss mehr für einen einzigen Tag, als sie daheim in der Woche – nein, im Monat verdient! Beschämt – denn wer dürfte es wagen, sich hier zu Hause zu fühlen – blickt sie sich um, setzt behutsam einen Fuß vor den andern auf den teuren Teppich. Dann erst, sehr ehrfürchtig und doch voll brennender Neugier, beginnt sie sich den einzelnen Kostbarkeiten zu nähern. Vorsichtig tastet sie zuerst das Bett an: wird man da wirklich schlafen dürfen, auf so blütendem kühlen Weiß? Und die Daunendecke, wie ein zarter Flaum liegt sie, die seiden geblünte, leicht und weich auf der Hand; ein Fingerdruck und die Lampe flammt auf und überhaupt die Ecke im warmen Rosaton. Entdeckung über Entdeckung, der Waschtisch, weiß und muschelblank mit nickeltem Gerät, die Fauteuils, weich und tief, man braucht Kraft, sich aus ihrer elastischen Nachgiebigkeit wieder zu erheben, das polierte Edelholz der Möbel, melodisch sich einend mit dem frühlingshaften Grün der Tapete, und hier auf dem Tisch ihr zum Gruß hingestellt vierfarbig brennender Nelkenstrauß im hochstängeligen Glas, ein brausender Willkommstusch von Farbenstimmen aus kristallener Trompete! Wie unglaublich wunderbar diese unerwartete Pracht! Mit der ungestümen Vorlust, all das sehen, benützen, besitzen zu dürfen, einen Tag, acht Tage, vierzehn Tage, schleicht sie zaghaft verliebt an die unbekanntenen Geräte heran, tastet sie neugierig jede Einzelheit an, eins nach dem andern, und verliert sich von Entzückung in Entzückung, bis sie plötzlich, als sei sie auf eine Schlange getreten, krass zurückstolpert und beinahe fällt. Denn völ-

lig ahnungslos hatte sie den mächtigen Wandschrank aufgetan – da fährt von der angelehnten Innentür wie ein rotzüngiger Teufel von der Spielschachtel ein lebensgroßes Bild aus einem hier unerwarteten Wandspiegel und in dem Glas – sie erschrickt – sie selbst, grausam wirklich, das einzig Ungehörige in diesem ganz auf vornehm angestimmten Raum. Bis in die Knie fühlt sie den Hieb, da sie so unvermutet ihren gelbgrellen plustrigen Sommermantel und den verbogenen Strohhut über einem verstörten Gesicht erblickt. »Einschleicherin, weg da! Schmutz nicht das Haus an! Geh hin, wohin du gehörst«, scheint sie der Spiegel anzuherrschen. Wirklich, wie kann ich, denkt sie bestürzt, mich anmaßen, in solchen Zimmern, in dieser Welt wohnen zu wollen! Welche Schande für die Tante! Ich soll nicht große Toilette machen, hat sie gesagt! Als ob ich eine hätte! Nein, ich gehe nicht hinunter, ich bleibe lieber hier. Ich fahre lieber zurück. Aber wie sich verstecken, wie jetzt noch, ehe man mich sieht und Ärger nimmt, rechtzeitig verschwinden? Unwillkürlich ist sie auf der Flucht vor dem Spiegel so weit als möglich zurück und bis auf den Balkon getreten. Krampfhaft die Hand an das Geländer gepresst, starrt sie in die Tiefe hinab. Ein Ruck und man wäre erlöst.

Da donnert von unten kriegerisch noch einmal der Gong. Um Himmels willen! Sie besinnt sich – in der Halle warten ja der Onkel und die Tante, und sie tändelt hier herum. Noch nicht gewaschen hat sie sich, nicht einmal den widerlichen Ausverkaufmantel abgestreift. Fiebrig schnürt sie den Strohkoffer auf, ihr Toilettezeug herauszuholen. Aber wie sie das Gummibündel aufrollt und alles hinlegt auf die glatte Kristallplatte, die grobe Seife, die kleine kratzige Holzbürste, das sichtbar spottbillige Waschzeug, ist ihr, als breitete sie ihre ganze Kleinbürgerlichkeit abermals höhnisch überlegener Neugier hin. Was wird das Dienst-

mädchen beim Aufräumen denken, gewiss spottet sie gleich unten dann beim Gesinde über den bettelhaften Gast; eine erzählts der andern, alle wissen es gleich im Haus, und man muss an ihnen vorbeigehen, täglich vorbeigehen, mit rasch niedergeschlagenem Blick, und das Tuscheln im Rücken spüren. Nein, da kann die Tante nicht helfen, das lässt sich nicht verstecken, das sickert durch. Überall, bei jedem Schritt wird eine andere Naht aufreißen, blank und bloß wird jeder durch Kleid und Schuh ihre nackte Schäßigkeit sehen. Aber nur weiter jetzt, die Tante wartet jetzt, und der Onkel, hat sie gesagt, wird leicht ungeduldig. Was anziehen? Oh Gott, was tun! Zuerst will sie die neue Bluse nehmen, die von der Schwester gekaufte, aus grüner Kunstseide, aber grässlich frech und ordinär scheint ihr jetzt, was gestern in Klein-Reifling noch das Prunkstück ihrer Garderobe gewesen. Lieber noch die einfache weiße, weil sie unauffälliger ist, und dann noch die Blumen aus der Vase: vielleicht, dass sie, vor die Bluse gehalten, die Blicke ablenken mit ihrem heißen Geleucht. Dann, die Augen niederschlagend, hastig an allen Gästen im Stiegenhaus vorbei, nur um die Angst, betrachtet zu werden, rasch zu überrennen, flattert sie die Treppen hinab, blass, atemlos, einen taumeligen Schmerz zwischen den Schläfen und mit dem schwindeligen Gefühl, wachen Leibes in eine tödliche Tiefe zu stürzen.

\*\*\*

Von der Halle aus sieht sie die Tante kommen. Sonderbar, was das Mädels hat. Wie stolzig sie die Treppe hinunterschießt, wie schief und verlegen an den Leuten vorbei! Ein nervöses Ding wahrscheinlich; man hätte sich doch früher erkundigen sollen! Und mein Gott, wie tölpelig sie jetzt am Eingang stehen bleibt, wahrscheinlich ist sie kurzsichtig

oder sonst etwas klappt nicht. »Na, was hast du denn, Kind? Ganz blass bist du ja. Ist dir nicht wohl?«

»Nein, nein«, stammelt die noch immer Verstörte – es sind noch so grässlich viel Leute in der Halle und dort die alte Dame in Schwarz mit dem Lorgnon, wie sie herschaut! Wahrscheinlich auf ihre lächerlichen groben Schuhe.

»So komm doch, Kind«, mahnt die Tante und schiebt ihr den Arm unter und ahnt nicht im mindesten, welchen Dienst, welchen ungeheuren sie damit der Verschüchterten erweist. Denn damit ist Christine endlich ein Stück Schatten gegeben, in den sie sich drängen kann, eine Folie und halbes Versteck: die Tante deckt sie wenigstens nach einer Seite hin mit ihrem Körper, ihrer Toilette, ihrem Ansehen. Dank ihrer Begleitung gelingt es der Nervösen, in ziemlich anständiger Haltung den Speisesaal zu durchqueren und bis zum Tisch zu kommen, wo phlegmatisch und schwer Onkel Anthony wartet; jetzt steht er auf, ein gutmütiges Lachen umspannt seine breiten Hängebacken, und mit seinen rotränderigen, aber holländisch hellen Augen blickt er der neuen Nichte freundlich entgegen und reicht ihr die schwere, abgearbeitete Tatze. Seine Frohheit stammt hauptsächlich davon, dass er nicht länger vor dem gedeckten Tisch warten muss, als Holländer isst er gern, viel und behaglich. Störungen sind ihm verhasst, und insgeheim hat er seit gestern schon Angst vor einem untunlichen mondänen Flatterhuhn, das ihm die Mahlzeit mit Plappern und Vielfragerei verstören würde. Wie er jetzt die neue Nichte sieht, verlegen, reizend, blass und bescheiden, wird ihm wohl. Mit der, sieht er sofort, ists leicht sich vertrauen. Freundlich blickt er sie an und ermutigt jovial: »Essen musst du vor allem, dann werden wir sprechen.« Es macht ihm Freude, dieses schmale scheue Ding, das nicht aufzublicken wagt und ganz anders ist als die Flappers drüben,

die er knurrig hasst, weil hinter ihnen immer gleich ein Grammophon losrasselt und weil sie so schlenkernd frech wie nie eine Frau aus seinem alten Holland durch die Zimmer gehn. Eigenhändig, obwohl er beim Vorbeugen etwas ächzen muss, schenkt er ihr Wein ein und winkt dem Kellner, mit dem Servieren zu beginnen.

Aber wenn der Kellner nur nicht so sonderbare Extravaganzen mit seiner hartgeplätteten Manschette und seinem ebenso steifkalten Gesicht auf den Teller legte, all diese niegesehenen Horsd'œuvres, eisgekühlte Oliven, bunte Salate, silbernen Fische, Artischockenberge, unergründliche Crèmen, zarten Gänseleberschaum und die rosafarbenen Lachsschnitten – alles Köstlichkeiten gewiss, zartmundend und leicht. Mit welchem aber aus dem vorgelegten Dutzend der Bestecke diese fremden Dinge anfassen? Mit dem kleinen oder dem runden Löffel, mit dem zierlichen oder dem breiteren Messer? Wie sie zerteilen, ohne vor diesem bezahlten Beobachter, vor den geübten Nachbarn unentrinnbar zu verraten, dass man zum ersten Mal im Leben in einem derartig vornehmen Restaurant speist? Wie keine grobe Ungeschicklichkeit begehen? Umständlich, um Zeit zu gewinnen, entfaltet Christine die Serviette und schielt dabei unter schräg gesenkten Lidern auf die Hände der Tante, um ihr jede Bewegung nachzutun. Gleichzeitig aber muss sie den freundlichen Fragen des Onkels Antwort stehen, dessen eingedicktes Holländisch-Deutsch wache Ohren will, umso mehr, als er immer breite Brocken Englisch mit einstreut; alle Tapferkeit muss sie einsetzen in diesem Kampf gegen zwei Fronten und dabei meint ihr Minderwertigkeitsgefühl, beständig im Rücken ein Tuscheln zu hören und imaginär höhnische oder mitleidige Blicke der Nachbarschaft. Die Angst, ihre Armut, ihre Unerfahrenheit zu verraten vor dem Onkel,



vor der Tante, vor dem Kellner, vor irgendeinem der Anwesenden im Saal, die Anstrengung, bei zitterndster Anspannung gleichzeitig sorglos, ja sogar heiter zu plaudern, macht ihr die halbe Stunde zur Ewigkeit. Bis zum Obst kämpft sie sich wacker durch; dann bemerkt endlich, ohne sie zu verstehen, die Tante ihre Konfusion: »Kind, du bist müde, ich sehe dir's an. Kein Wunder übrigens, wenn man die ganze Nacht durchreist in einem dieser miserablen europäischen Waggonen. Nein, schäm dich nicht, leg dich nur ruhig in deinem Zimmer eine Stunde schlafen, dann ziehen wir los. Nein, wir versäumen nichts, auch Anthony ruht immer nach Tisch.« Sie steht auf und schiebt ihr den Arm unter. »Komm nur jetzt hinauf und leg dich hin. Dann bist du frisch und wir können einen festen Spaziergang machen.« Christine atmet tief und dankbar. Eine Stunde sich verstecken zu dürfen hinter geschlossener Tür, ist eine gewonnene Stunde.

\*\*\*

»Nun, wie gefällt sie dir?«, fragt, kaum auf dem Zimmer gelandet, die Gattin ihren Anthony, der sich bereits Rock und Weste für die Siesta aufknöpft.

»Sehr nett«, gähnt der Umfängliche, »ein nettes Wiener Gesicht ... Ach gib mir das Kopfkissen herüber ... Wirklich sehr nett und bescheiden. Nur – I think so at least – ein wenig dürrtüg finde ich sie angezogen ... so ... ich weiß nicht, wie das sagen ... wir haben so etwas gar nicht mehr bei uns ... und ich meine, wenn du sie hier vor den Kinsleys und den andern als unsere Nichte einführst, müsste sie doch präsentabler dresen ... Könntest du ihr nicht aushelfen aus deiner Garderobe?«

»Da, – ich hab schon den Schlüssel in der Hand.«

Frau van Boolean lächelt. »Ich bin selbst erschrocken, wie ich sie in dem Aufzug in das Hotel hereinstapfen sah ... es war reichlich kompromittabel. Und dabei hast du nicht den Mantel gesehen, gelb wie ein ausgeronnenes Ei, wirklich ein Prachtstück, den könnte man in einem Laden mit indischen Curios ausstellen ... Die Arme, wenn sie ahnte, wie botokudisch sie ausstaffiert ist, aber mein Gott, woher soll sie es wissen ... sie sind alle dort in Österreich ja ganz down durch diesen verdammten Krieg, du hast doch gehört, was sie selbst erzählt hat, noch nie ist sie drei Meilen weit über Wien hinaus, noch nie unter Leute gekommen ... Poor thing, man merkt ihr's an, dass sie sich hier fremd fühlt, ganz verschreckt geht sie herum ... Aber lass nur, verlass dich auf mich, ich zäum sie schon anständig auf, ich hab genug mit und was fehlt, kaufe ich noch in dem englischen Store; es wird niemand was merken und warum soll sie es nicht einmal extragut haben die paar Tage, das arme Ding.«

Und während schon der ausgemüdete Gatte auf der Ottomane schäfert, hält sie Musterung in den beiden großen Hängekoffern, die wie Karyatiden fast wandhoch im Vorraum des Appartements stehen. Frau van Boolean hat die vierzehn Tage in Paris nicht ausschließlich in Museen verbracht, sondern auch reichlich bei den Couturiers: es raschelt im Gehänge von Crêpe de Chine, Seide und Batist, ein Dutzend Blusen und Kostüme holt sie hintereinander vor und wieder zurück, sie prüft, erwägt, überzählt, es wird ein umständlicher, aber eigentlich erheiternder Fingerspaziergang durch schillernde und schwarze, über zarte und schwerfließende Roben und Stoffe, ehe sie sich entschließt, was sie der kleinen Nichte überlassen soll. Endlich bauscht sich auf dem Sessel ein schillernder Schaum von dünnen Kleidern und allerhand Kleinkram von Strümpfen und

Wäsche; mit einer Hand lässt sich die ganze leichte Last aufheben und hinüber in Christines Zimmer tragen. Aber wie die Tante mit ihrer Überraschung anrückt und die Türe leise aufklinkt, meint sie im ersten Augenblick, das Zimmer sei leer. Das Fenster steht weit offen in die Landschaft hinein, die Sessel leer, der Schreibtisch leer; schon will sie die Kleider auf einen Sessel hinlegen, da entdeckt sie Christine auf dem Sofa schlafend. Der ungewohnte Wein, aus Verlegenheit hastig ausgetrunken und aus gutmütigem Spaß immer wieder gleich vom Onkel erneut, hatte ihr den Kopf merkwürdig schwer gemacht. Nur hinsetzen hatte sie sich wollen auf das Sofa und nachdenken, sich alles ausdenken, aber dann, ohne dass sie es merkte, hatte die Schläfrigkeit ihr den Kopf sanft auf die Kissen niedergebogen.

Immer macht die Hilflosigkeit des Nichtsvonsichwissens einen Schlafenden für andere entweder ergreifend oder leise lächerlich. Wie die Tante sich auf den Fußspitzen Christine nähert, ist sie ergriffen. Im Schlaf hat die Verängstigte beide Arme über die Brust gezogen, als ob sie sich schützen wollte; rührend wirkt diese einfache Gebärde und ebenso kindlich der halbaufgetane, fast erschrockene Mund; auch die Augenbrauen sind von einer inneren Traumspannung etwas hochgezogen; bis in den Schlaf hinein, denkt die Tante in plötzlicher Hellsicht, bis in den Schlaf hinein fürchtet sie sich. Und wie blass die Lippen sind, wie farblos das Zahnfleisch, wie stubenfahl die Haut in diesem doch noch jungen und schlafkindlichen Gesicht. Wahrscheinlich schlecht genährt, verhetzt von frühem Verdienenmüssen, abgemüdet, zermürbt und dabei noch keine sechsundzwanzig Jahre. Poor chap! Etwas wie Scham wird plötzlich in der gutmütigen Frau wach, wie sie auf die ahnungslos im Schlummer sich Verratende sieht. Eine Schande wirklich von uns: so müd, so arm, so abge-

sorgt, längst hätte man ihnen helfen sollen. Da steckt man drüben in hundert Wohltätigkeitssachen, macht Charity Teas und Weihnachtsspenden, man weiß nicht für wen, und die eigene Schwester, das nächste Blut, an sie hat man vergessen in all den Jahren und hätte doch Wunder mit paar hundert Dollars getan. Freilich, sie hätten doch schreiben können, einen erinnern, – immer dieser dumme Armenstolz, dies Nichtbittenwollen! Ein Glück, dass man wenigstens jetzt noch beispringen kann und diesem blassen stillen Mädels ein bisschen Freude machen. Immer mit neuer Rührung, sie weiß nicht warum, muss sie auf dieses ihr sonderbar vertraute Profil sehen – ist es das eigene Bild, aus dem Spiegel der Kindheit tauchend, und plötzliches Besinnen an ein frühes Photo der Mutter, das über ihrem eigenen Kinderbett in schmalem Goldrahmen gehangen? Oder ein Rückerwachen der eigenen Verlassenheit drüben im Boardinghouse – jedenfalls, es kommt ganz unvermutet eine Zärtlichkeit über die alternde Frau. Und zärtlich leise streichelt sie der Schlafenden über das blond atmende Haar.

Sofort schreckt Christine auf. Vom Pflegedienst an der Mutter ist sie gewöhnt, bei der kleinsten Berührung parat zu sein. »Ist es schon so spät«, stammelt sie schuldbewusst. Die ewige Angst aller Angestellten, zu spät zu kommen, geht bei ihr seit Jahren mit in den Schlaf und springt mit dem ersten Weckerriss auf. Immer fragt dieser erste Blick die Uhr: »Bin ich nicht zu spät?« Immer ist das erste Taggefühl Angst, eine Pflicht versäumt zu haben.

»Aber Kind, was schrickst du gleich so zusammen«, beruhigt die Tante, »hier hat man Zeit in Doppelportionen, man weiß gar nicht, wie man mit ihr fertig wird. Bleib nur ruhig, wenn du noch müde bist – ich will dich, weiß Gott, nicht stören, ich hab dir nur paar Kleider zum Anschauen gebracht, vielleicht macht es dir Spaß, das eine oder das an-

dere hier oben zu tragen. Ich habe so viel mitgeschleppt von Paris, mir stopft es nur den Kasten voll und da dachte ich, du trägst besser eins oder das andere für mich.«

Christine spürt, das Rot brennt ihr bis in die Bluse hinein. Sie haben es also doch gemerkt, sofort, auf den ersten Blick, dass sie ihnen Schande macht mit ihrer Dürftigkeit – gewiss schämen sich beide schon, der Onkel und die Tante, um ihretwillen. Aber doch, wie zart ihr die Tante helfen will, wie sie das Almosen verschleiert, wie sie sich bemüht, ihr nicht weh zu tun.

»Wie kann ich denn deine Roben tragen, Tante«, stottert sie, »die sind doch gewiss viel zu kostbar für mich.«

»Unsinn, sie passen dir sicher besser als mir. Anthony brummt ohnehin schon, dass ich mich zu jugendlich anziehe. Er möchte mich am liebsten sehen wie seine Großtanten in Zaandam, schwere schwarze Seide bis zur Halskrause hinauf, protestantisch zugeknöpft und oben ein weißes gesteiftes Hausmutterhäubchen. Bei dir wird er den Kram da tausendmal lieber sehen. Also komm jetzt und sag, welches du für heute abends am liebsten willst.«

Und mit einem Griff – plötzlich sitzt die leichte Vorzeigegeste der längst in ihr verschollenen Probierramsell locker wieder im Handgelenk – nimmt sie eines der hemdleichten Kleider und faltet es geschickt über das eigene. Elfenbeinfarben, mit japanischer Blumenbordüre leuchtet es frühlingshaft neben dem nächstgezeigten aus nachtschwarzer Seide mit roten flackernden Stichflammen. Das dritte ist teichgrün, an den Enden silbern durchädert, und alle drei erscheinen Christine so zauberhaft, dass sie an Wunsch oder Besitz gar nicht zu denken wagt. Denn wie derart prunkhafte und verletzliche Kostbarkeiten auf ihre unbewehrten Schultern niederfließen lassen, ohne jeden Augenblick sich zu ängstigen? Wie gehen und sich bewe-

gen in solchem Hauch von Farbe und Licht? Muss das nicht gelernt sein, solche Kleider zu tragen?

Aber doch, sie ist zu sehr Frau, um nicht mit demütigem und doch begehrendem Blick diese köstlichen Kleider zu sehen. Ihre Nasenflügel spannen sich erregt und die Hand beginnt merkwürdig zu zittern, weil die Finger schon zärtlich den Stoff betasten möchten, und nur mühsam kann sie ihre Neugier bezähmen. Die Tante kennt aus verschollener Probierramsell-Erfahrung diese Art begehrrliche Blicke, diese fast sinnliche Erregung, die alle Frauen beim Anblick des Luxus ergreift; unwillkürlich muss sie lächeln über die plötzlich aufgezündeten Lichter in den Pupillen dieser stillen Blondine; von einem Kleide zum andern irrlichtern sie unruhig, un schlüssig, und die Erfahrene weiß, welches Kleid immer sie wählt, sie wird an die andern reumütig denken. Es macht ihr guten Spaß, die ganz Hingerissene noch mehr zu überschütten. »Nun, es eilt nicht, ich lass dir alle drei da, du wählst für heute, was dir am besten passt, und morgen probierst du das andere. Strümpfe und Wäsche habe ich dir auch gleich mitgebracht – jetzt fehlt nur was Frisches und Fesches, das deine blassen Wangen ein bisschen auffärbt. Wenn's dir recht ist, gehen wir gleich hinüber in die Stores und kaufen alles ein, was du für's Engadin brauchst.«

»Aber Tante«, atmet ganz erschüttert die Erschreckte. »Wie komme ich denn dazu ... Ich darf dir doch nicht so viele Auslagen machen. Auch das Zimmer ist viel zu kostspielig für mich, wirklich, ein einfaches Zimmer hätte leicht genügt.« Doch die Tante lächelt nur und sieht sie prüfend an. »Und dann, Kind«, erklärt sie diktatorisch, »führe ich dich zu unserer Verschönerungskünstlerin, die wird dich einigermaßen zututzen. Einen solchen Schopf wie du tragen bei uns nur noch die Indios. Pass auf, wie du den Kopf gleich freier trägst, wenn dir die Mähne nicht mehr in den

Nacken hängt. Nein, keine Widerrede, das verstehe ich besser, lass mich nur machen und sorg dich nicht. Und jetzt richte dich zusammen, wir haben massenhaft Zeit, Anthony sitzt bei seinem Nachmittagspoker. Abends wollen wir dich ihm ganz frisch aufgebügelt präsentieren. Komm, Kind.«

In dem großen Sportgeschäft sausen sofort Schachteln aus den Stellagen, ein schachbrettartig gewürfelter Sweater wird gewählt, ein Gürtel aus Sämischleder, der die Taille straff aufspannt, ein Paar feste rehbraune Schuhe, scharf und neu duftend, eine Kappe, knapp anliegende bunte Sportstrümpfe und allerlei Kleinigkeiten – dafür darf Christine dann in der Probierkammer die verhasste Bluse wie eine schmutzige Rinde von sich abstreifen, und in einer Pappschachtel wird die mitgebrachte Armut unsichtbar verstaut. Sonderbare Erleichterung überkommt sie, wie die widrigen Sachen verschwinden, als wäre ihre eigene Angst in dem Paket für immer versteckt. In einem anderen Geschäft kommen noch ein Paar Abendschuhe, ein leicht fließender Seidenschal und ähnliche Zauberdinge dazu; ganz unerfahren staunt Christine das neue Wunder dieser Art von Einkaufen an, dies Kaufen ohne Frage nach dem Preis, ohne die ewige Angst vor dem »zu teuer«. Man wählt, man sagt ja, man denkt nicht nach, man sorgt sich nicht und schon schnüren sich Pakete und fliegen, von geheimnisvollen Boten besorgt, in das Haus. Noch ehe man recht gewagt hat zu wünschen, ist der Wunsch schon erfüllt: unheimlich ist das und doch berauschend leicht und schön. Christine gibt sich dem Wunderbaren ohne weitere Gegenwehr hin, sie lässt die Tante schalten und walten und sieht immer nur ängstlich weg, sobald die Tante aus der Tasche Banknoten holt, und bemüht sich, rasch wegzuhören, den Preis nicht zu hören, denn es muss ja so viel sein, so unausdenkbar viel, das für sie ausgegeben wird: in Jahren hat sie nicht so

viel verbraucht wie hier in der halben Stunde. Nur wie sie aus dem Geschäft gehen, kann sie nicht mehr an sich halten, fasst zuckend in überströmender Dankbarkeit den Arm der Spenderin und küsst ihr die gütige Hand. Die Tante lächelt in ihre rührende Verwirrung. »Aber jetzt noch den Skalp! Ich führe dich zur Friseurin und gebe inzwischen drüben bei Freunden meine Karte ab. In einer Stunde bist du frisch aufgebügelt, dann hol ich dich ab. Pass auf, wie die dich zurichtet, schon jetzt siehst du ganz anders aus. Dann gehen wir spazieren und wollen heute abends ganz richtig lustig sein.« Ein hartes, gutes Pochen im Herzen, lässt sie sich willig (die Tante meint es ja so gut) in eine gekachelte und von Spiegeln blinkende Kammer führen, wo es nach Warm und Süß riecht, nach lauer, blumiger Seife und zerstäubten Essenzen, und wo nebenan ein elektrischer Apparat wie ein Bergsturm saust. Die Friseurin, eine stupsnasige flinke Französin, empfängt allerhand Instruktionen, von denen Christine wenig versteht, und sie versucht es auch gar nicht. Eine neue Lust ist über sie gekommen, alles mit sich tun, sich willenlos überraschen zu lassen. Man setzt sie in den bequemen Operationsstuhl, die Tante verschwindet; weich lehnt sie sich zurück und geschlossenen Augs, in einer wohligen Narkose des Genießens, spürt Klappern einer Maschine, stählernes Kühl am Nacken, und das leichte unverständliche Geplapper der munteren Frau, sie atmet die schwülig weichen Duftwolken ein und lässt fremde geschickte Finger und süße Essenzen Haar und Hals überrieseln. Nur nicht die Augen auf tun, denkt sie. Vielleicht ist alles dann nicht wahr. Nur nicht fragen. Nur dies sonntägliche Gefühl auskosten, einmal selbst zu ruhen und statt andere zu bedienen, selbst bedient zu sein. Einmal die Hände wohligh in den Schoß sinken lassen, an sich, mit sich, Gutes geschehen und sie herankommen

lassen, nur tief sie auskosten, diese seltene Ohnmacht des lässig Zurückgelehntseins und Sichpflegenlassens, dieses sonderbare sinnliche Gefühl, seit Jahren, seit Jahrzehnten nicht erlebt; geschlossenen Augs, während das duftende Lau sie überrieselt, erinnert sie sich an das letzte Mal: sie liegt als Kind im Bett und hat Fieber gehabt, tagelang, jetzt ist es vorbei und die Mutter bringt ihr weiße, süße Mandelmilch, der Vater, der Bruder sitzen an ihrem Bett, alles sorgt, alles bemüht sich um sie, alle sind gut und mild. Neben an zwitschert der Kanarienvogel spitzbübische Melodie, das Bett hält warm und weich, man muss nicht zur Schule gehen, alles kommt zärtlich an einen heran, Spielzeug liegt auf der Decke, und doch ist sie zu wohligh trög, damit zu spielen; nein, es ist besser, die Augen zu schließen und das Nichtstun, das Mitsichtunlassen zu fühlen bis tief in die Haut. Jahrzehntelang hat sie sich nicht erinnert an dies schlaife gute Kindheitsbehaben von damals, jetzt ist es plötzlich wieder da, die Haut erinnert sich, die warmumriesele Schläfe. Ein paarmal stellt die flinke Demoiselle Fragen wie: »Wünschen Sie es kürzer?« Aber sie antwortet nur: »Wie Sie wollen« und blickt absichtlich an dem angehäerten Spiegel vorbei. Nein, nur dies göttlich Unverantwortliche des Ansiehgeschehenlassens, dies Ausgelöstsein von allem Tun und Wollen, nicht sich stören, obwohl auch dies verlockend wäre, einmal, zum ersten Mal im Leben jemandem zu befehlen, etwas herrisch zu verlangen, ein So oder So zu fordern. Jetzt strömt aus einem geschliffenen Flacon ihr Duft über das Haar, eine Rasierklinge kitzelt sie fein und zärtlich, sonderbar leicht fühlt sie auf einmal den Kopf und eine neue offene Hautkühle im Nacken. Eigentlich wäre sie schon neugierig, in den Spiegel zu sehen, aber sie hält sich zurück, die geschlossenen Augen verlängern so wohligh das Gefühl des betäubend Traumhaften. Inzwi-

schen hat heinzelmännisch leis sich ein zweites Fräulein neben sie gesetzt und manikürt ihr, während die andere ihr die Wellen kunstvoll legt, ihre Nägel. Auch dies lässt sie – fast ohne Überraschung schon – nachgebend gehorsam geschehen und wehrt nicht, wie nach einem einleitenden »Vous êtes un peu pâle, Mademoiselle« die geschäftige Künstlerin ihr mit allerhand Stiften die Lippen aufrötet, die Bogen der Augenbrauen steiler zeichnet und den Wangen die Farbe erfrischt. All dies bemerkt sie und bemerkt sie zugleich nicht in dieser wohligh Ohnmacht des Sichaushaltens, denn betäubt von der süßsatten, feuchtschwülenden Luft weiß sie kaum, ob all dies ihr selber geschieht oder einem ganz andern, ganz neuen Ich; nur wie Traumgeschehen, verworren und nicht ganz wahr, erlebt sie das Sonderbare und mit einer kleinen Angst, plötzlich aus diesem Traum zu stürzen.

Endlich erscheint die Tante. »Ausgezeichnet«, äußert sie kennerisch zu der Künstlerin. Auf ihren Wunsch werden noch einige dieser Schachteln, Stifte und Flacons eingepackt und dann ein kleiner Spaziergang beschlossen. Christine wagt aufstehend nicht in den Spiegel zu sehen: nur ganz sonderbar leicht fühlt sie den Kopf im Nacken, und wenn sie jetzt im Ausschreiten manchmal heimlich herabblickt auf den straffen Rock, die buntgemusterten heitern Strümpfe, die blanken, elegant sitzenden Schuhe, so spürt sie, wie ihr Schritt sich sicherer spannt. Zärtlich an die Tante geschmiegt, lässt sie sich alles erklären und alles ist wunderbar: die Landschaft mit ihrem schmetternden Grün und dem panoramisch geordneten Kreis der Höhen, die Hotels, diese Luxusburgen, hoch und herausfordernd in die Hänge gestellt, die teuren Geschäfte mit ihren provokant noblen Auslagen, Pelze, Juwelen, Uhren, Antiquitäten, all das sonderbar und fremd neben der ungeheuer

einsamen Majestät des eisigen Ferner. Wunderbar auch die Pferde in ihren schönen Geschirren, die Hunde, die Menschen, selber scharfbunt gekleidet wie die Alpenblumen. Die ganze Atmosphäre sonniger Sorglosigkeit, eine Welt ohne Arbeit, eine Welt ohne Armut, die sie nie geahnt. Die Tante nennt ihr die Namen der Berge, die Namen der Hotels, die Namen mancher vorübergehender prominenter Gäste: ehrfürchtig hört sie zu, ehrfürchtig schaut sie zu ihnen auf, und immer mehr wird ihr das eigene Daseindürfen zu einem Wunder. Während sie zuhört, staunt sie, dass sie hier gehen darf, dass dies erlaubt ist, und immer ungewisser wird sie, ob sie selbst es ist, die das erlebt. Endlich sieht die Tante auf die Uhr. »Wir müssen nach Hause. Es ist Zeit zum Umkleiden. Wir haben nur noch eine Stunde zum Dinner. Und das Einzige, was Anthony böse machen kann, ist Unpünktlichkeit.«

\*\*\*

Wie sie, heimgekehrt, die Zimmertür öffnet, ist der Raum schon von Dämmerung weich getönt, ein früh hereingebrochener Abend macht alle Dinge ungewiss und stumm. Einzig das scharf eingesetzte Rechteck Himmel hinter der geöffneten Balkontür bewahrt noch sein pralles, dichtes und blendendes Blau, im Innenraum aber beginnen schon alle Farben an den Rändern sacht zu verfallen und sich mit samtigen Schatten zu mischen. Christine tritt auf den Balkon, der ungeheuren Landschaft gegenüber, und blickt unverwandt auf das rasch sich entfaltende Farbenspiel. Als Erste verlieren die Wolken ihr strahlendes Weiß, um allmählich leise und immer heftiger zu erröten, gleichsam als ob sie selbst, sie, die hochmütig Teilnahmslosen, der immer raschere Niedergang des großen Gestirns zu eigenem

Gefühl erregte. Dann steigen plötzlich aus den Bergwänden Schatten auf, die tagsüber dünn und einzeln hinter den Bäumen sich duckten; jetzt aber roten sie sich zusammen, werden dicht und kühn, wie ein schwarzes Wasser schwimmen sie rasch vom Tal zu den Gipfeln hinauf und schon ängstigt sich die erschütterte Seele, ob dieses Dunkel nun auch die Spitzen überfluten werde und die ungeheure Runde plötzlich leer und lichtlos sein – und wirklich, ein leichter Hauch von Frost schlägt als unsichtbare Welle bereits von den Tälern herauf. Aber mit einem Mal beginnen die Höhen neu zu leuchten in einem kälteren und fahleren Licht; siehe, in dem längst noch nicht erlöschten Azur ist der Mond erschienen. Wie eine Bogenlampe, hoch und rund schwebt er durch die Gasse zwischen zwei der mächtigsten Berggipfel, und was eben noch Bild gewesen, vielfarbige Einzelheiten, beginnt jetzt Schattenriss zu werden, zusammengefasste Kontur aus Schwarz und Weiß mit kleinen, ungewiss flimmernden Sternen.

Ganz betäubt, ganz losgelöst von sich selbst, starrt, an solche Schau nicht gewöhnt, Christine auf den dramatischen Wechsel ständigen Übergangs auf dieser riesig aufgefalteten Palette. Wie einem die Ohren dröhnen, der nur an sanfte Geige und Flöte gewöhnt, zum ersten Mal die brausenden Tutti eines vollen Orchesters hört, so beben ihr die Sinne in diesem plötzlich offenbarten majestätischen Farbenspiel der Natur. Sie starrt und starrt, die Hand angekrampft an das Geländer. Nie in ihrem Leben hat sie mit solcher Zusammengefasstheit in eine Landschaft geblickt, nie sich so völlig in das Schauen hineingebeugt, nie sich so sehr an das eigene Erleben verloren. In zwei staunenden Augen ist ihre ganze Lebenskraft zusammengefasst, schauend und staunend strömt sie, von ihrem eigenen Ich herausgehoben, in die Landschaft hinein, sich selbst ver-

gessend und die Zeit. Und es ist ein Glück, dass in diesem vorsorglichen Hause ein Zeitwächter wartet, der unerbittliche Gong, der von Mahlzeit zu Mahlzeit die Gäste an ihre eigentliche Pflicht erinnert, sich für den Luxus bereit zu machen. Christine schreckt auf beim ersten bronzenen Wirbel. Ausdrücklich hat ihr die Tante eingeschärft, pünktlich zu sein. Rasch, rasch jetzt, sich bereit machen zum Abendessen!

Aber welches wählen von den neuen herrlichen Kleidern? Noch liegen sie, leise leuchtend wie Libellenflügel, nebeneinander auf dem Bett; verführerisch glänzt das dunkle aus dem Schatten, schließlich wählt sie das elfenbeinfarbene für heute als das bescheidenste. Sie nimmt es zärtlich, zaghaft auf und staunt. Nicht schwerer als ein Taschentuch oder ein Handschuh liegt es in der Hand. Rasch schält sie den Sweater ab, die schweren Juchtschuhe, die dicken Sportstrümpfe, weg alles Schwere und Feste, ungeduldig schon, die neue Lust der Leichtigkeit zu fühlen. Wie alles zart ist, wie weich und gewichtlos. Nur sie anzufassen, die neue, kostbare Wäsche, lässt ehrfürchtig die Finger erschauern, schon das bloße Berühren ist wunderbar. Schnell zieht sie die alte, die harte, die leinene Wäsche vom Leibe: ein Schaum, zärtlich und warm, rieselt das neue nachgiebige Gewebe über die nackte Haut. Unwillkürlich will sie Licht machen, um sich selbst zu sehen, aber im letzten Augenblick lässt die Hand den Kontakt; lieber den Genuss durch Erwartung noch verzögern. Vielleicht fühlt sich dies köstlich leichte Gewebe nur im Dunkeln so flaumig, so zart an, am Ende schwindet sein zärtlicher Zauber im scharfen schneidenden Licht. Nun, nach der Wäsche, nach den Strümpfen noch das Kleid. Sorgfältig – es gehört ja der Tante – stülpt sie sich die glatte Seide über, und wunderbar: wie ein laues, glitzerndes Wasser fließt es von selbst die

Schultern hinab und schmiegt sich gehorsam an die Nacktheit, man spürt es gar nicht, wie in Wind gekleidet geht man darin, die Lippen der Luft auf dem weiter schauernden Leib. Aber weiter, weiter, nicht sich an das Genießen vorzeitig verlieren, flink fertig werden, um sich endlich zu sehen! Rasch die Schuhe an, ein paar Griffe, ein paar Schritte: fertig, gottlob! Und jetzt – das Herz klopft vor Angst – den ersten Blick in den Spiegel.

Der Finger dreht den Kontakt, Licht schießt in die elektrische Birne. Grell, hell, mit einem einzigen Blitz ist das verloschene Zimmer wieder da, die blütenden Tapetenwände, die gepflegt spiegelnden Möbel, die neue vornehme Welt. Noch wagt die ängstlich Neugierige sich selber nicht gleich in den Radius des Spiegels, nur von der Seite schielt sie in das sprechende Glas, das im schiefen Winkel nur den Streif Landschaft hinter dem Balkon und ein Stück Zimmer zeigt. Zu der eigentlichen Probe fehlt noch der letzte Mut. Wird sie nicht noch lächerlicher aussehen als vordem in dem abgeborgten Kleid, wird nicht jeder, wird nicht sie selbst den geborgten Betrug erkennen? So schiebt sie nur ganz langsam von der Seite heran an die Spiegelfläche, als ob man den unerbittlichen Richter durch Bescheidenheit überlisten und betören könnte. Schon steht sie ganz nah vor dem strengen Glas, aber noch immer mit gesenkten Blicken, noch scheut sie den letzten entscheidenden Blick. Da rattert von unten zum zweiten Mal der Gong: keine Zeit mehr zu verzögern! Mit plötzlichem Mut holt sie tief Atem wie zu einem Sprung, dann hebt sie entschlossen den Blick gegen das harte Glas. Hebt ihn und erschrickt sofort, erschrickt so tief, dass die Überraschung sie unwillkürlich einen Schritt zurückstößt. Denn wer ist das? Wer diese schlanke, diese noble Dame, die, den Oberkörper zurückgebogen, den Mund halboffen, die Augen grell aufgetan,

sie mit ehrlicher und unverkennbarer Überraschung anstarrt? Ist sie das selbst? Unmöglich! Sie sagt es nicht, sie spricht es wissentlich nicht aus. Aber unwillkürlich hat das gewollte Wort ihr die Lippen bewegt. Und wunderbar: auch drüben im Spiegelbild bewegen sich die Lippen.

Der Atem stockt ihr vor Überraschung. Nicht einmal im Traum hat sie gewagt, sich so herrlich, so jung zu denken, so geschmückt; ganz neu dieser rote, scharf eingesetzte Mund, die fein gezogenen Augenbrauen, der plötzlich frei leuchtende Nacken unter dem goldgeschwungenen Helm des Haares, ganz neu die eigene nackte Haut in dem glitzernen Rahmen des Kleides. Immer näher tritt sie heran, um ihr Selbst in diesem Bildspiel zu erkennen, und obwohl sie sich in dem Spiegel weiß, wagt sie dies andere Ich nicht als wahr und dauerhaft anzuerkennen, immer wieder hämmert Angst in den Schläfen, bei dem nächsten Zoll Nähe, bei einer brüskten Bewegung könnte das beglückende Bild zerfließen. Nein, es kann nicht wahr sein, denkt sie. Man kann sich nicht dermaßen plötzlich verändern. Denn wenn es wirklich wahr wäre, dann wäre ich ja ... Sie hält inne, sie wagt nicht das Wort zu denken. Aber da beginnt das Spiegelbild, den Gedanken erratend, innerlich zu lächeln, ein erst leises, dann immer stärker aufblühendes Lächeln. Nun lachen die Augen ganz offen, stark und stolz aus dem dunkeln Glas sich selber entgegen, und die aufgelockerten roten Lippen scheinen erheitert zuzugestehen: »Ja, ich bin schön.«

Hinreißend, sich so anzusehen, sich zu bestaunen, zu bewundern, zu entdecken, in einem bisher unbekanntem Gefühl der Selbstverliebtheit seinen Körper zu betrachten, zum ersten Mal zu merken, wie die befreite Brust sich straff und schön unter der Seide spannt, in wie schlanker und gleichzeitig weicher Linie sich die Formen in den Farben zeichnen, wie leicht und locker die nackten Schultern aus

diesem Kleide blühen. Neugier kommt über sie, diesen Körper, diesen unvermutet neuen und schlanken, nun auch in der Bewegung zu sehen. Langsam dreht sie sich zur Seite, ganz langsam, und überprüft gleichzeitig, das Profil rückgewandt, die Wirkung der Bewegung: wieder begegnet der Blick im Spiegel einem stolzen, zufriedenen Bruderblick. Das macht sie kühn. Jetzt drei Schritte zurück: auch die rasche Bewegung ist schön. Jetzt wagt sie eine rasche Pirouette, dass die kurzen Röcke fliegen, und wieder lächelt der Spiegel: »Ausgezeichnet! Wie schlank, wie geschickt du bist!« Am liebsten möchte sie tanzen, so versucherisch zuckt es ihr in den Gelenken. Sie eilt bis zur Tiefe des Zimmers zurück und schreitet wieder dem Spiegel entgegen, und er lächelt, er lächelt mit ihrem eigenen Blick; von allen Seiten versucht und prüft und umschmeichelt sie das eigene Bild, und die neue Selbstverliebtheit wird nicht satt an diesem neuen verführerischen Ich, das schön gewandet, jung und erneut ihr aus dieser gläsernen Tiefe immer wieder lächelnd entgegentritt. Umarmen möchte sie am liebsten diesen neuen Menschen, der sie ist, ganz nah drängt sie sich heran, dass die Pupillen einander fast berühren, die lebendigen und jene des Spiegelscheins, und so kuschhaft nahe rührt die heiße Lippe die schwesterliche, dass für einen Augenblick im Anhauch des Atems die eigene Nähe zerrinnt. Wunderbares Spiel der Selbstentdeckung, immer wieder setzt sie zu anderer Bewegung an, um sich anders in dieser Verwandlung zu sehen. Da lärmt von unten der Gong zum dritten Mal. Sie schrickt auf. Mein Gott, nur die Tante nicht warten lassen, gewiss wird sie schon böse sein. Rasch nur den Mantel um, den Abendmantel, leicht, buntfarbig, mit köstlichem Pelz verbrämt. Dann, noch ehe die Hand an den Kontakt fasst, um das Licht auszulöschen, einen gerigen Abschiedsblick, einen letzten, einen allerletz-



ten in das beglückende Glas. Wieder das Leuchten in den Augen drüben, wieder die heiße Seligkeit in dem fremdeigenen Mund! »Ausgezeichnet, ausgezeichnet«, lächelt ihr der Spiegel zu. In heiterer Flucht eilt sie über den Gang zum Zimmer der Tante, das kühl und seidig sie umwehrende Kleid macht ihr die schnelle Bewegung zur Lust. Wie von einer Welle fühlt sie sich getragen, wie von einem seligen Wind geführt; seit Kindertagen ist sie nicht so leicht, so flughaft gegangen: Rausch der Verwandlung hat in einem Menschen begonnen.

\*\*\*

»Ausgezeichnet passt dir's. Wie angegossen«, sagt die Tante. »Ja, wenn man jung ist, dann braucht's wenig Zauberei! Nur wo das Kleid verstecken muss, statt zu zeigen, hat's der Schneider schwer. Aber Spaß beiseite: wie angegossen sitzt dir's, man kennt dich kaum wieder; jetzt sieht man erst, was du für eine gute Figur hast. Aber jetzt auch den Kopf leichter tragen, du gehst – sei mir nicht böse, dass ich dir's sage – immer so unsicher, so gebückt, du drückst dich so ängstlich in dich hinein wie eine Katze beim Regen. Das musst du erst noch lernen, amerikanisch zu gehn, leicht, frei, die Stirn hoch nach vorn wie ein Schiff gegen den Wind. Herrgott, wenn ich noch einmal so jung wäre.« Christine errötet. Man sieht ihr also wirklich nichts an, sie ist nicht lächerlich, nicht dörfisch. Inzwischen hat die Tante die Prüfung fortgesetzt, ihr Blick prüft anerkennend die ganze Figur entlang. »Tadellos! Nur dahier, auf den Hals gehört noch etwas Schmuck.« Sie beginnt in ihrem Kasten zu kramen. »Da, diese Perlen nimm noch um! Nein, Tschapperl, keine Angst, nicht erschrecken, sie sind nicht echt. Die wirklichen liegen drüben in einem Safe, für

eure Pickpockets nehmen wir wahrhaftig nicht die echten nach Europa mit.« Kühl und fremd rollen die Perlen auf die nackte, leicht erschauernde Haut. Dann tritt die Tante zurück. Ein letzter Gesamtblick: »Tadellos. Dir passt eben alles. Dich gut auszustaffieren müsste für einen Mann ein Vergnügen sein. Aber jetzt komm! Wir können Anthony nicht länger warten lassen. Wird der Augen machen!«

Sie gehen zusammen die Treppe hinab. Wunderlich ist Christine dieses Niedersteigen in dem entblößenden neuen Kleid. Als ob sie nackt ginge, so leicht fühlt sie sich, man geht gar nicht, man schwebt, und ihr ist, als höbe Stufe um Stufe sich ihr gleitend entgegen. Auf dem zweiten Treppenabsatz des Stockwerks begegnen sie einem älteren Herrn im Smoking, das straffe weiße Haar auf dem Scheitel wie mit einem Messer geteilt. Er grüßt respektvoll die Tante, bleibt stehen, um die beiden vorbeizulassen, und in dem knappen Vorbei spürt Christine sein besonderes Anschauen, einen männlich bewundernden und beinahe ehrfürchtigen Blick. Sofort fühlt sie Wärme in den Wangen: noch nie in ihrem Leben hat sie ein Mann von Rang, ein wirklicher Herr, so respektvoll distanziert und gleichzeitig so wissend anerkennend begrüßt. »General Elkins, du kennst wohl den Namen vom Krieg her, Präsident der geografischen Gesellschaft in London«, erklärt die Tante, »er hat zwischen seinen Dienstjahren große Entdeckungen in Tibet gemacht, ein berühmter Mann, den muss ich dir noch vorstellen, das Beste vom Besten, er verkehrt bei Hof.« Christine braust das Blut vor Glück. Ein so vornehmer, weitgereister Mann, und er hat sie sofort nicht als Zaungast, als verkleidete Dame erkannt und verachtet, nein, er hat sich verbeugt vor ihr wie vor einer Adelligen, wie vor einer Gleichwertigen. Jetzt erst fühlt sie sich legitimiert.

Und abermals Bestärkung. Auch der Onkel, kaum sie

sich dem Tisch nähern, stutzt auf. »Oh, das ist aber eine Überraschung. Nein, wie du dich herausgemacht hast! Verdammst gut – oh Pardon, ich wollte sagen: famos gut siehst du aus.« Abermals fühlt sich Christine vor Wohlbehagen erröten, bis ins Rückgrat spürt sie den warmen rieselnden Schauer. »Ich glaube, Onkel, du willst mir am Ende noch Komplimente machen«, versucht sie zu spaßen. »Aber kräftig«, lacht der alte Herr, und ohne dass er es weiß, plustert er sich auf. Die zerknitterte Hemdbrust spannt sich plötzlich gerade, seine Onkelbehäbigkeit ist verschwunden, in seinen kleinen rotgeränderten, ganz in die Fettwangen verpolsterten Augen funkelt ein neugieriges und beinahe begierliches Licht. Das Vergnügen an diesem unerwartet hübschen Mädchen macht ihn ungewöhnlich munter und beredt; mit so vielen fachmännischen Feststellungen über ihr Aussehen legt er betrachtend los, dass die Tante seine etwas zu neugierig detaillierende Begeisterung heiter abwinkt, er möge ihr nicht den Kopf verdrehen, das würden Jüngere besser und taktvoller besorgen. Inzwischen sind die Kellner servierend angerückt: wie Ministranten zur Seite des Altars stehen sie, das Zeichen der Zustimmung erwartend, respektvoll neben dem Tisch. Sonderbar, dachte Christine, wie konnte ich mich mittags vor ihnen so fürchten, vor diesen höflichen, diskreten und wunderbar leisen Männern, die doch nichts zu wollen scheinen, als dass man ihr Dabeisein gar nicht spüre? Tapfer langt sie jetzt zu, die Angst ist verschwunden, der Hunger der langen Fahrt meldet sich energisch zu Wort. Unerhört munden ihr die leichten getrüffelten Pasteten, die mit Gemüsebeeten kunstvoll umzirkten Braten, die zarten und schaumigen Desserts, die ihr silberne Messer immer wieder vorsorglich auf den Teller servieren; um gar nichts muss sie sich mühen, an gar nichts denken, und eigentlich wundert sie sich schon gar

nicht mehr. Alles ist doch hier wunderbar und das Wunderbarste, dass sie selbst hier sein darf, hier in diesem strahlenden, vollen und doch lautlosen Saal mit auserlesenen, geschmückten und wahrscheinlich sehr bedeutenden Menschen, sie, die ... aber nein, nicht daran denken, nie mehr daran denken, solange man hier sein darf. Am herrlichsten aber mundet ihr der Wein. Aus goldenen, von südlicher Sonne gesegneten Beeren muss er bereitet sein, aus fernen, aus glücklichen und guten Ländern muss er stammen; durchsichtig wie Bernstein glüht er im kristalldünnen Glase und schmeichelt sich wie süßes gekühltes Öl in die Kehle hinab. Erst wagt Christine in Andacht nur schüchterne Probe, aber vom Onkel, der sich an ihrem sichtlichen Behagen begeistert, mit immer wieder neuer Bewillkommung verführt, lässt sie sich mehrmals das Glas füllen. Ohne dass sie es will oder weiß, beginnt ihr die Lippe zu plaudern. Ganz leicht und sprudelnd wie Champagner hinter dem Pfropf schießt ihr mit einem Mal Lachen aus der Kehle, und sie staunt selbst, wie sorglos sein lustiger Schaum zwischen die Worte quirlt; es ist, als ob innen eine Daube von Angst gesprungen sei, die ihr Herz einengte. Und warum hier auch Angst? So gut sind sie alle, die Tante, der Onkel, so schön und geschmückt diese gepflegten prächtigen Menschen ringsum, schön die Welt, das ganze Leben.

Der Onkel sitzt breit, behaglich und zufrieden gegenüber: ihr plötzlich überfließender Übermut macht ihm höllischen Spaß. Ach, noch selber einmal jung sein, so ein schaumiges, in der eigenen Hitze prasselndes Mädels fest anfassen zu können, denkt er. Er fühlt sich erheitert, belebt, angeregt, erfrischt und fast verwegen; sonst phlegmatisch und eher mürrisch, krabbelt er jetzt aus aufgerütteltem Gedächtnis allerhand Spaßigkeiten hervor, heikle sogar; un-

bewusst will er das Feuer heizen, das ihm so wohligh die alten Knochen wärmt. Er schnurrt vor Behagen wie ein Kater, der Rock wird ihm heiß, die Wangen verdächtig rot: wie der Bohnenkönig auf dem Bilde von Jordaens sieht er plötzlich aus, die Wangen inkarniert von Behagen und Wein. Immer wieder trinkt er ihr zu und will eben Champagner bestellen; da legt die amüsierte Wächterin, die Tante, ihm warrend die Hand auf den Arm und erinnert an ein ärztliches Gebot.

Inzwischen hat von nebenan aus der Halle ein rhythmisches Rumoren begonnen, es rasselt, dudelt, trommelt und quäkt wie ein tollgewordener Blasebalg: die Tanzmusik. Der alte Herr legt seinen brasilianischen Kolben in den Aschenbecher und zwinkert »Na? Ich sehe dir's an an den Augen, du möchtest gerne tanzen?«

»Nur mit dir, Onkel«, schmeichelt sie übermütig (mein Gott, hab' ich nicht einen kleinen Schwips?). Immer muss sie gleich lachen, ganz oben sitzt so ein komischer Kitzel in der Kehle, bei jedem Wort kollert unaufhaltsam ein froher klingender Triller mit. »Verschwör's nicht!«, brummt der Onkel, »es gibt verdammt stramme Jungens hier, drei zusammen nicht so alt wie ich und jeder tanzt siebenmal besser als ich greises gichtisches Nashorn. Aber auf deine Verantwortung: wenn du Courage hast, dann legen wir los.«

Er bietet biedermeierisch galant den Arm, sie nimmt ihn und schwätzt und lacht und biegt sich und lacht, die Tante folgt amüsiert, die Musik dröhnt, der Saal blinkt farbig voll und hell, Gäste sehen neugierig freundlich her, Kellner rücken einen Tisch zurecht, alles ist freundlich, freudig und willkommensbereit, es braucht nicht viel Mut, in das bunte Gewirbel abzustoßen. Ein Meistertänzer ist Onkel Anthony wahrhaftig nicht, unter der Weste schwappt bei jedem Schritt ein gesparter Wulst Fett auf und nieder, er

führt zögernd und plump, der behäbig grauhaarige Herr. Aber statt seiner führt die Musik, diese scharf synkopierte, reißerische, diese schmissige und wirbelige und doch fabelhaft präzisierte Satansmusik. Wie ein Hieb jappt jeder rhythmische Tschinellenschlag bis in die Kniekehlen, aber herrlich, wie weich dann wieder der Geigenstrich die Gelenke lockert, wie man sich durchgerüttelt, gewalkt, geknetet und geknechtet fühlt vom grellen Griff des hart vorstoßenden Takts. Teufelsmäßig gut spielen sie, und wirklich, wie Teufel sehen sie aus, wie livrierte, angekettete Teufel, diese braunen Argentinier in ihren braunen goldbeknöpferten Jacken, toll allesamt miteinander, dort der Schmale, Brillenfunkelnde, der auf seinem Saxophon so inbrünstig gluckst und gickst, als söße er es betrunken aus, und fast noch fanatischer neben ihm der Feiste, Wollhaarige, der in wohlstudierter Begeisterung scheinbar aufs Geratewohl holzhackerisch in die Tasten schlägt, während sein Nachbar, das Breitmaul breitgefletscht bis zum hintersten Zahn, eine unverständliche Wut in Pauke und Klingelwerk prasselt. Alle scheinen sie von der Tarantel gestochen, unablässig rücken und zucken sie wie unter elektrischen Schlägen auf ihren Sesseln hin und her, mit äffischem Geschlenker und forcierter Ingrimigkeit berserkern sie auf ihre Instrumente los. Aber diese höllische Lärmschmiede – sie spürt es mitten im Tanz – arbeitet dabei präzisi wie eine Nähmaschine; alle diese negerhaften Übertreibungen, das Grinsen, die Gickser, die Gebärden, die Griffe, die anpeitschenden Rufe und Späße, sie sind vor dem Spiegel und Notenblatt bis ins winzigste Detail geprobt, der gespielte Furor, er ist vollendet gespielt. Das scheinen die hochschenkeligen, schmalhüftigen, puderblassen Frauen auch zu wissen, denn sie lassen sich nicht sichtbar fassen und erregen von dieser allabendlich neu geheuchelten Hitzigkeit.

Mit fest angeschminktem Lächeln und rastlosen berouigten Händen lehnen sie locker ihren Tänzern im Arm, das kühle Geradvorsichhin ihrer Blicke scheint zu bezeugen, dass sie an etwas anderes denken oder wahrscheinlich an nichts. Sie allein, die Fremde, die Neue, Überraschte muss sich wehren, ihre Erregtheit zu verraten, ihre Blicke zu dämpfen, denn um und um fühlt sie ihr Blut geschüttelt von dieser boshaft prickelnden, dieser frech anfassenden, dieser zynisch leidenschaftlichen Musik. Und wie jetzt der aufgetriebene Rhythmus jäh abreißt und in eine Stille fällt, atmet sie auf wie einer Gefahr entsprungen.

Auch der Onkel keucht stolz und schwer, jetzt kann er endlich den Schweiß von der Stirne wischen und sich ausprusten. Mit siegreichen Schritten führt er Christine zurück an den Tisch und – Überraschung! – die Tante hat bereits für beide eisgekühlten Sorbet bestellt. Eben noch hatte Christine mehr mit den Nerven gefühlt als wirklich wunschhaft gedacht, wie herrlich das täte, jetzt sich die Kehle, das Blut kühlen zu können, und schon steht, ohne dass sie darum bitten musste, eisbeschlagen ein silberner Becher bereit; märchenhafte Welt, wo ungerufen die Erfüllung den Wünschen vorausläuft: Wie kann man hier anders als glücklich sein!

Begeistert saugt sie das Kaltbrennende, Mildscharfe des Sorbets in sich hinein, als zöge sie aus diesem einen dünnen Strohalm allen Saft und alle Süße der Welt. Das Herz schlägt ihr stoßhaft vor Lust, in ihren Fingern zittert ein Wille nach Zärtlichkeit. Unwillkürlich sieht sie sich um, wen oder was anzufassen mit einem Blick, etwas von ihrer inneren Überfülltheit, ihrer brennenden Dankbarkeit wegzugeben. Da sieht sie neben sich den Onkel, den guten alten Mann; er sitzt ein wenig zerrüttet im tiefen Sessel, noch immer schnaubt er und keucht schwer und wischt sich mit

dem Taschentuch Schweißperlen vom Gesicht. Er hat sich verzweifelt geplatzt, ihr Freude zu machen, vielleicht sogar gemüht über seine Kraft; so kann sie nicht anders, dankbar und leicht streichelt sie seine schwere, faltig-harte, auf die Stuhllehne hingestützte Hand. Sofort lächelt der alte Mann auf und macht sich wieder munter. Er versteht, was die unaufhaltsame Geste dieses jungen, schüchternen und eben erst erwachenden Wesens meint, mit väterlichem Wohlbehagen genießt er die überflutende Erkenntlichkeit in ihrem Blick. Aber ist es nicht Unrecht, nur ihm zu danken und nicht auch der Tante, der sie allein alles schuldet, ihr Daseindürfen, den zärtlichen Schutz, das üppige Kleid und die selige Sicherheit in dieser reichen, rauschhaften Sphäre. So greift sie mit ihrer Linken nach der Hand der Tante und sitzt, beiden verbunden, strahlenden Blicks in dem lichterstrahlenden Saal wie ein Kind unter dem Weihnachtsbaum.

Da setzt die Musik wieder ein, dunkeltöniger jetzt, zärtlicher, weicher, eine Schleppe aus schwarz glitzernder Seide schleift sie dahin: ein Tango. Der Onkel macht ein hilfloses Gesicht, sie müsse ihn entschuldigen, aber diesem biegsamen Tanz hielten seine siebenundsechzigjährigen Beine nicht mehr stand. »Aber nein, Onkel, mir ist tausendmal lieber, hier bei euch sitzen zu dürfen«, sagt sie und ist aufrichtig dabei, rechts und links zärtlich die beiden Hände haltend. Sie fühlt sich so wohl in diesem pochenden Kreis verwandten Blutes und vollkommen sicher in ihrer schützenden Hut. Aber da schattet eine Verbeugung vor ihr, ein hochgewachsener, breitschulteriger Mann, das scharfrasierte kriegerische Gesicht bergsonnenbraun über dem Schneepanzer des Smokings. Er klappt auf deutsche Art die Hacken und bittet in einem blanken Norddeutsch die Tante korrekt um Verstattung. »Aber gern«, lächelt die Tante, selber stolz auf den rapiden Erfolg ihres Schützlings. Betrof-

fen, mit ein wenig schwankenden Knien steht Christine auf. Die Überraschung, unter all diesen vielen schönen geschmückten Frauen von einem fremden eleganten Mann gewählt zu sein, hat ihr wie mit einem leichten Hammer auf das Herz geschlagen. Einen starken Atemzug noch aus der verwirrten Brust, dann legt sie dem vornehmen Mann ihre zitternde Hand auf die Schulter. Vom ersten Schritt an fühlt sie sich leicht und herrisch zugleich von diesem tadellosen Tänzer geführt. Nur nachgeben braucht sie dem kaum fühlbaren Druck, und schon schmiegt sich ihr Leib in seine Biegung und Bewegung hinein, nur folgsam hingeben muss sie sich dem aufschmelzenden und weich mit sich ziehenden Rhythmus, und gleichsam magisch findet der Fuß richtig den Schritt. So hat sie nie getanzt, und sie staunt selbst, wie leicht es ihr wird. Als sei ein anderer Leib ihr plötzlich geworden unter dem andern Kleid, als hätte sie dies hinschmiegende Bewegungen gelernt und geübt in einem vergessenen Traum, so vollendet mühelos folgt sie dem fremden Willen. Traumhafte Sicherheit ist plötzlich über ihr; den Kopf zurückgelehnt wie auf ein wolkeiges Kissen, die Augen halb geschlossen, die Brüste zart bebend unter dem seidigen Kleid, völlig abgelöst und nicht mehr sich selber gehörig, fühlt sie sich zu ihrem eigenen Staunen durch den Saal gewichtlos schweben. Manchmal, wenn sie aus diesem strömenden Wogen ihres Hingetragenseins zu dem nahen und fremden Gesicht den Blick aufhebt, meint sie zufrieden zustimmendes Lächeln in diesen harten Pupillen glitzern zu sehen, und ihr ist, als fasste sie dann immer mit vertrauterem Drucke die fremde führende Hand. Eine kleine kribbelige und fast wollüstige Angst flackert ihr unbestimmt im Blut: wie wenn solche harte männliche Hände fester ihre Gelenke packten, wenn dieser Fremde, mit dem hochmütigen und hart gehämmerten Ge-

sicht, sie plötzlich anfasste und an sich risse, könnte man sich da wehren? Würde man nicht völlig hinstürzen und nachgeben wie jetzt bloß dem Tanz? Ohne dass sie es ahnt, strömt etwas von der Sinnlichkeit solchen halbbewussten Gedankens in ihre immer lockerer nachgebenden Glieder. Schon blicken aufmerksam Einzelne aus der Corona diesem vollendeten Paare zu, und sie wieder spürt mitten im Tanz rauschhaft und stark dieses Bewundert- und Beobachtetsein. Immer sicherer und folgsamer fügt sie sich in den Willen des führenden Partners, mit dem sie Atem und Bewegung mischt, und die neuentdeckte Lust am eigenen Leib strömt wie durch neuaufgebrochene Poren nach innen und spannt die Seele zu noch nie erlebtem Gefühl.

Nach dem Tanz führt sie der hohe blonde Mann – er hat sich als Ingenieur aus Gladbach vorgestellt – höflich an den Tisch des Onkels zurück. Im Augenblick, da er den Arm von ihr löst, die Wärme der kleinen Berührung wegfällt, spürt sie sich schwächer und vermindert, als sei mit diesem zerrissenen Kontakt ein Teil dieser neuen Kraft wieder weggeströmt. Wie sie sich niedersetzt, hat sie die Sinne noch nicht beisammen. Schwach und beglückt lächelt sie dem Onkel zu, der sie freundlich empfängt, und merkt im ersten Augenblick gar nicht, dass bereits ein Dritter an ihrem Tisch sitzt. General Elkins, weißgeschheitelt das Haar über dem gut kolorierten, frisch erhaltenen nervigen Gesicht. Jetzt steht er höflich auf und verbeugt sich. Er ist eigens gekommen, um die Tante zu bitten, ihn diesem »charming girl« vorzustellen: wie vor einer großen Dame, den Körper gestrafft, das ernste Gesicht respektvoll gebeugt, steht er vor ihr. Christine erschrickt und sucht ihre Sinne zusammen. Mein Gott, was sprechen mit einem so furchtbar vornehmen und berühmten Mann, dessen Bild, wie die Tante erzählt, in allen Zeitungen und sogar im Kino zu se-

hen war. Aber General Elkins selbst ist es, der sich bei ihr entschuldigt für sein armes Deutsch. Er habe zwar in Heidelberg studiert, aber das sei, traurig für ihn, solche Zahlen eingestehen zu müssen, schon mehr als vierzig Jahre her, und eine so prächtige Tänzerin müsse schon Nachsicht üben, wenn er sich erlaube, sie zum nächsten Tanz zu bitten: im linken Schenkel stecke ihm noch ein Sprengschussstück von Ypern her, aber schließlich, nur mit Nachsicht käme man in dieser Welt zu Rande. Christine weiß vor Beschämung gar nicht zu antworten, erst wie sie dann langsam und vorsichtig mit ihm tanzt, fließen ihr plötzlich die Worte zu, und während sie spricht, staunt sie selbst, wie leicht ihr mit einem Mal das Konversieren wird. Wer bin ich denn eigentlich, schauert es ihr unter der Haut, was ist denn mit mir? Wieso kann ich dies alles mit einem Mal? Wie gut, wie locker ich mich bewege und war doch sonst, der Tanzlehrer hat's gesagt, so hölzern und ungeschickt, und jetzt führe ich doch eher ihn als er mich? Und wie leicht ich spreche, vielleicht gar nicht so einfältig, denn er hört mir doch so gütig zu, dieser bedeutende Mann. Hat mich das Kleid, hat mich die Welt hier so anders gemacht, oder war dies alles schon in mir und ich bin nur immer zu mutlos gewesen, zu verschüchtert, zu verschreckt, die Mutter hat es ja immer gesagt. Vielleicht ist das alles gar nicht so schwer, vielleicht das ganze Leben unendlich leichter, als ich es glaubte, nur Mut muss man haben, nur sich selber fühlen und spüren, dann kommt von unvermuteten Himmeln die Kraft.

Nach dem Tanz führt sie General Elkins noch langsam und gemessen im Saal herum. Stolz geht sie an seinem Arm, fühlt, wie sich bei diesem sicheren Geradeausblicken ihr Nacken strafft, und ahnt, wie sie durch diese gestraffte Geste jünger und schöner wird. General Elkins, dem sie im Gespräche offen eingesteht, dass sie hier zum ersten

Male sei und noch gar nicht das eigentliche Engadin, Maloja, Sils Maria, kenne, scheint eher erfreut als minder respektvoll nach dieser Eröffnung: Ob sie ihm dann nicht erlauben wolle, sie morgen Vormittag in seinem Auto nach Maloja zu führen. »Wie gern«, sagt sie, ganz erschrocken vor Glück und Respekt und drückt – woher hat sie plötzlich den Mut? – dem alten vornehmen Mann beinahe kameradschaftlich dankbar die Hand. Immer heimischer, immer selbstsicherer fühlt sie sich in dem heute Morgen noch so feindseligen Raum, seit alle Menschen geradezu wetteifern, ihr unvermutete Freude zu bereiten, seit sie sieht, wie voll und vertraulich sich hier flüchtiges Beisammensein ins Gesellige bindet, indes unten in ihrer engen Welt einer dem andern die Butter auf dem Brot neidet und den Ring am Finger. Ganz hungerissen berichtet sie dem Onkel und der Tante von der gütigen Einladung des Generals, aber man lässt ihr nicht viel Zeit zum Gespräch. Zum nächsten Tanz holt sie abermals jener deutsche Ingenieur, quer durch den ganzen Saal schreitet er auf sie zu, durch ihn lernt sie noch einen französischen Arzt kennen, durch den Onkel dessen amerikanischen Freund und eine ganze Reihe anderer Leute, deren Namen sie vor Aufregung und Glück nicht versteht: in zehn Jahren hat sie nicht so viel gütige, höfliche, elegante Menschen um sich gehabt wie seit diesen zwei Stunden. Man fordert sie auf zum Tanz, bietet ihr Zigaretten und Liköre an, lädt sie zu Ausflügen und einer Bergpartie, jeder scheint neugierig, sie kennenlernen zu wollen, und jeder verwöhnt sie durch die hier allen Menschen anscheinend selbstverständliche Liebenswürdigkeit. »Du machst ja Furore, Kind«, flüstert ihr die Tante zu, selber stolz auf den Wirbel, der um ihren Schützling entsteht, und erst ein mühsam verstecktes Gähnen des Onkels mahnt die beiden Frauen, dass der alte Mann all-

mählich müde geworden ist. Aus Eitelkeit leugnet er zwar die sichtliche Erschöpfung, schließlich gibt er aber nach. »Ja, es ist vielleicht besser, wir ruhen uns alle ausgiebig aus. Nicht zu viel auf einen Hieb. Morgen ist auch wieder ein Tag und we will make a good job of him.« Einen Blick noch wirft Christine in den zauberischen Saal, lichtspiegelnd aus Kandelabern und elektrischen Kerzen, bebend von Musik und heller Bewegung: wie aus einem Bad fühlt sie sich gestiegen, erneuert und erfrischt, alle Nerven beben ihr vor Freude. Dankbar stützend nimmt sie den Arm des alten Mannes, beugt sich rasch nieder und küsst in unwiderstehlicher Erregung seine zerfaltete Hand.

Und dann im Zimmer allein, staunend, verwirrt, über sich selbst erschreckt und über die Stille, die plötzlich um sie steht: jetzt erst fühlt sie, wie heiß ihr die Haut unter dem lockeren Kleid aufbrennt. Zu eng ist mit einem Mal der verschlossene Raum, zu gespannt der aufkochende erregte Leib unter dem übermächtig erregten Gefühl. Ein Ruck, die Balkontür steht offen, und wunderbar braust mit jähem Sturz die Schneekühle über die entblößten Schultern. Jetzt kommt der Atem zurück, klar, regelmäßig, gut, sie tritt hinaus auf den Balkon und erschauert auf beglückte Art, mit ihrer eigenen heißen Überfülltheit einer so ungeheuren Leere der Landschaft plötzlich gegenüberzustehen und ein kleines irdisches Herz so allein, wild in dies riesige Gewölbe der Nacht pochen zu lassen. Auch hier ist Stille, aber eine mächtigere, elementarischere als die des von Menschenhänden gekellerten Raums, Stille, die nicht bedrückt, sondern auflöst und entspannt. Stumm liegen die vordem leuchtenden Berge jetzt in ihrem eigenen Schatten, gekauerte schwarze Riesenkatzen mit phosphoreszierenden Schneeaugen, und vollkommen atemlos die Luft im opalenen Lichte des fast schon gerundeten Mondes. Wie

eine zerbeulte gelbe Perle schwimmt er oben zwischen der diamantenen Streu der Sterne, dünn und ungewiss entschleiert nur sein fahles, kühles Licht die nebelumwogten Konturen des Tales. Nie hat sie etwas derart Mächtiges, sanft die Seele Niederzwingendes gefühlt als diese nicht menschhaft, sondern göttlich schweigende Landschaft, aber alle Erregtheit strömt sacht von ihr ab in diese grundlose Ruhe, und sie horcht, horcht und horcht sich leidenschaftlich hinein in diese Stille, um völlig gefühlhaft in ihr aufzugehen. Da plötzlich – wie aus einem Weltall heraus rollt ein bronzener Block mächtig hinein in die erfrorene Luft: die Kirchenglocke unten im Tal hat angeschlagen, und aufgeschreckt werfen rechts und links die Felswände den erzenen Ball zurück. Wie selbst vom Klöppel auf das Herz getroffen, schreckt Christine auf und horcht. Abermals schollert ein solcher bronzener Ton in das Nebelmeer hinein, abermals, abermals. Atemlos zählt sie die fallenden Schläge mit: neun, zehn, elf, zwölf: Mitternacht! Ist es möglich? Erst Mitternacht? Nur zwölf Stunden also, dass sie hier angekommen, schüchtern, scheu, verstört, mit einer ganz eingetrockneten kleinen armseligen Seele, wirklich nur ein einziger Tag, nein, ein halber Tag? Und zum ersten Mal beginnt in diesem Augenblick ein selig aufgewühlter, bis in seine Tiefen erschütterter Mensch zu ahnen, aus welch geheimnisvoll zartem und biegsamem Stoff unsere Seele gewoben ist, dass schon ein einziges Erlebnis vermag, sie ins Unendliche zu erweitern und ein ganzes Weltall in seinem winzigen Raume zu umfassen.

\*\*\*

Auch der Schlaf, selbst er ist ein anderer in dieser neuen Welt, schwärzer, dichter, narkotischer, ein völlig Insichversunkensein. Ganz von unten her, aus einer sonst nie gekannten Schlaftiefe muss Christine im Erwachen die völlig ertrunkenen Sinne heraufholen: mühsam, langsam, Ruck um Ruck wie aus einem unergründlichen Ziehbrunnen nur hebt sich hier das versunkene Bewusstsein empor. Erste Regung: ein ungewisses Zeitgefühl. Die verschlossenen Lider spüren: es wird hell, es muss schon Licht sein im Zimmer, schon Tag. Und sofort krallt sich an dieses dumpf unklare Gefühl bereits der Angstgedanke (er reicht bis tief in den Schlaf hinab): nur nicht das Amt versäumen! Nur nicht zu spät kommen! Automatisch setzt im Unbewussten die seit zehn Jahren eingespulte Gedankenkette ein: sofort wird der Wecker prasseln ... nur nicht einschlafen jetzt mehr ... Pflicht, Pflicht, Pflicht ... rasch aufstehen, um acht beginnt der Dienst, und zuvor muss ich noch einheizen, Kaffee kochen, Milch holen, das Gebäck, aufräumen, der Mutter den Verband wechseln, für Mittag vorrichten und was noch? ... Irgendetwas muss ich doch noch tun heute ... Ja, richtig, der Krämerin zahlen, sie hat schon gestern gemahnt ... Nein, nur nicht wieder eindösen, sich bereithalten: gleich aus dem Bett, wenn der Wecker klirrt ... Aber wie ist das heute ... warum zögert er so lang ... ist der Wecker verdorben, hatte ich vergessen, ihn aufzuziehen ... Warum rattert er noch immer nicht, es ist doch schon ganz licht im Zimmer ... Am Ende, um Gottes willen, hab ich überschlafen und es ist schon sieben oder acht oder neun und die Leute schimpfen am Schalter wie damals, als mir so unwohl war, sofort wollten sie sich beschweren bei der Direktion ... und man baut ja jetzt so viele Angestellte ab ... Jesus Maria, nur nicht zu spät kommen, nur nicht verschlafen ... Bis unter das schwarze Erdreich

des Schlummers wühlt maulwurfhaft die jahrelang eingefressene Angst vor Unpünktlichkeit. Und so schmerzhaft zerrt diese Angst an Christines taumeligen Sinnen, dass die letzte dünne Schicht Schlaf jäh von ihr abfällt, wach springen die Augenlider auf.

Aber wo – ihr Blick tappt erschrocken nach oben – wo bin ich denn? – Was – was ist geschehen mit mir? Statt des täglich gewohnten abgeschragten, verräucherten, spinnwebengrauen Mansardendachs mit den braunen Holzbalken schwebt über ihr blühweißer Plafond, viereckig blank, mit vergoldeten Leisten zart eingefasst. Und woher dieses viele Licht mit einem Mal im Raum? Ein neues Fenster muss plötzlich aufgebrochen sein über Nacht. Wo bin ich? Wo bin ich denn? Die Verwirrte starrt auf ihre eigenen Hände. Aber sie liegen nicht wie sonst auf dem braunen alten, geflickten Kamelhaartuch, auch die Decke ist plötzlich neu geworden, leicht, flaumig, blau, mit rötlichen Blumen bestickt. Nein, – erster Ruck! – das ist nicht mein Bett. Nein, – zweiter Ruck, sie hat sich aufgerichtet – das ist nicht mein Zimmer, und – dritter, wilderer Ruck – ein ganz wacher Blick und sie weiß alles: Urlaub, Ferien, Freiheit, Schweiz, die Tante, der Onkel, das herrliche Hotel! Keine Angst, keine Pflicht, kein Dienst, keine Zeit, kein Wecker! Kein Herd, keine Angst – niemand wartet, niemand drängt: die grausame Mühsalmühle, seit zehn Jahren ihr Leben zermalmend, sie steht zum ersten Mal still. Man kann – wie wunderbar warm und weich das Bett hier einen hält – liegen bleiben, das Blut gelassen rinnen spüren in den Adern, das wartende Licht hinter den zartgerafften Gardinen und die Wärme, die weiche, an der atmenden Haut. Man darf angstlos noch einmal in berechtigter Trägheit die Augen schließen, man kann träumen und sich spannen und dehnen, man gehört sich selbst. Man kann sogar – jetzt erinnert sie sich, die Tante hat es



ihr gesagt – auf diesen Knopf da zu Häupten des Bettes drücken, unter dem briefmarkenklein der Kellner abgebildet ist, und nicht mehr muss man tun, als den Arm bis hin spannen und – Zauberei! – in zwei Minuten öffnet sich die Tür, ein Kellner klopft und tritt höflich ein, ein putziges Wägelchen auf kleinen Gummirädern fährt vor (sie hat eines bei der Tante bewundert) und bringt je nach Belieben Kaffee, Tee oder Schokolade in schönem Geschirr und mit weißen damastenen Servietten. Von selbst ist das Frühstück da, man muss nicht Bohnen reiben, Feuer zünden, mit frierenden nackt pantoffelten Beinen sich am Herde mühen, nein, fertig kommt alles hereingefahren mit weißem Gebäck und goldenem Honig und solchen Kostbarkeiten wie gestern, fertig rollt solch ein magischer Schlitten bis ans Bett, das warme und weiche, ohne dass man sich mühen und den Finger rühren muss. Oder man kann den andern Knopf drücken, wo das Messingschild ein Mädchen mit weißem Häubchen zeigt, und schon huscht sie nach leisem Klopfen herein, mit blanker Schürze und schwarzem Kleid, fragt, was das gnädige Fräulein wünsche, ob sie die Fensterladen öffnen solle oder die Gardinen hell oder dunkel ziehen solle oder ein Bad richten. Hunderttausend Wünsche kann man hier haben in dieser zauberhaften Welt, und alle sind im Nu erfüllt. Alles kann man hier wollen und tun und muss es doch nicht tun und wollen. Man kann klingeln oder nicht klingeln, man kann aufstehen oder nicht aufstehen, man kann wieder einschlafen oder auch so liegen bleiben, ganz wie man will, offenen Auges oder die Lider geschlossen und sich balsamisch überströmen lassen von guten und lässigen Gedanken. Oder man kann gar nichts denken und nur dumpf wohligh fühlen: die Zeit gehört einem, man gehört nicht der Zeit. Man ist nicht getrieben von diesem rasenden Mühlrad der Stunde und Sekunde, sondern gleitet

nur geschlossenen Auges die Zeit lang wie in einem Boot mit eingezogenen Rudern. Und Christine liegt, träumt und genießt dies neue Gefühl, in ihren Ohren braust wohligh erregt das Blut wie fernes Sonntagsgeläut.

Aber nein – energischer Ruck aus den Kissen –, nicht zu viel träumen jetzt! Nichts von dieser einzigen Zeit verschwenden, dieser in jeder Sekunde holdere Überraschung spendenden Zeit. Träumen kann man dann zu Hause monate- und jahrelang nachts in dem knarrenden, mürben Holzbett mit den harten Matratzen und am tintenfleckigen Amtstisch, während die Bauern im Felde sind und oben die ewig unerbittliche Uhr, ticktack, ticktack, als pedantischer Wachtposten durch das Zimmer geht: dort ist Träumen besser als Wachsein, Schlaf hier in dieser göttlichen Welt Verschwendung. Ein letzter Ruck und sie saust aus dem Bett, kalter Guss über Stirn und Nacken und sie ist völlig frisch, jetzt noch rasch hinein in die neuen Kleider – ah, wie weich doch diese Wäsche knistert und bebt. Seit gestern hat ihr Körper dieses neue Gefühl schon wieder vergessen, nun genießt die Haut abermals beglückt dies zärtlich Anschmiegende und Liebkosende des kostbaren Stoffs. Aber nicht viel sich aufhalten an diesen kleinen Entzückungen, nicht zögern, fort, fort, fort, rasch hinaus aus dem Zimmer, irgendwohin, das Glücklichein, das Freisein stärker fühlen, die Glieder sich auslaufen, die Augen sich anfüllen, wach sein, noch stärker wach mit allen aufgesprengten Sinnen und Poren lebendig wach! Hastig reißt sie den Sweater um, stößt die Mütze ins Haar und flattert die Treppe hinab.

Die Gänge des Hotels dämmern noch grau und leer im kalten Frühmorgenlicht, nur unten in der Halle bürsten hemdärmelige Diener mit elektrischen Reinigungsmaschinen die Laufteppiche, erstaunt, mit missmutig verschwollenen Augen bestarrt der Nachtportier diesen zu morgend-

lichen Gast, dann erst lüftet er schläfrig die Kappe. Armer Kerl, auch hier also schwerer Dienst, heimliche Arbeit, schlecht bezahlte Plackerei, Aufstehenmüssen und Pünktlichkeit! Aber nicht daran denken, was geht es mich an, niemand will ich jetzt spüren als mich, mich, mich, vorwärts, vorbei, hinaus in die kalt anspringende Luft, die mit einem Ruck wie ein eisiger Lappen Lider, Lippen und Wangen munterwäscht. Donnerwetter, wie kalt diese Bergluft einen anfasst, eiskalt bis in die Knochen – da hilft nur laufen, sich das Blut warm laufen, geradeaus dem Weg entlang, er wird schon irgendwohin führen, irgendwohin, hier oben ist ja alles gleich neu und zauberhaft.

Heftig ausschreitend, merkt Christine erst die unerwartete Leere des Morgens. Das ganze Menschengewirbel, das gestern mittags die Wege überschwemmte, scheint jetzt, sechs Uhr, noch in den großen Steinkisten der Hotels verpackt, und selbst die Landschaft liegt verschlossenen Blicks in einer Art grauem, magnetischem Schlaf. Kein Ton in der Luft, erloschen der gestern so goldene Mond, verschwunden die Sterne, vergangen die Farben, völlig im Nebelgemisch die Felsen, fahl und farblos wie kaltes Metall. Nur an den höchsten Spitzen der Berge schieben unruhig die dicken Nebelwolken, irgendeine unsichtbare Kraft scheint sie zu dehnen, an ihnen zu zerren, ab und zu löst sich eine von der dichten Masse und schwimmt wie ein weißer, breiter Wattebausch ins Obere und Hellere empor. Und je mehr sie steigt, umso satter färbt unergründliches Licht ihre fließenden Konturen und zeichnet ihr einen goldenen Rand: die Sonne muss nahe sein, irgendwo schon rege hinter den Gipfeln, noch erblickt man sie nicht, aber schon fühlt in atmender Unruhe die Atmosphäre ihre wärmende Kraft. Ihr entgegen also, hinauf, empor! Höher hinauf, vielleicht hier gleich den Weg mit den leichten, gartenhaft gekiesten Ser-

pentinen, er kann nicht schwer sein, und wirklich, er geht, er läuft sich spielleicht: voll Überraschung spürt die Ungeübte, wie freudig gehorsam die Gelenke ihr mit einem Mal in den Knien federn, wie der Weg mit seinen bequemen Wendungen, wie die leichte tragende Luft ihr gleichsam von selbst den Körper nach oben reißt. Herrlich, wie rasch solcher Sturm das Blut wärmt. Sie reißt die Handschuhe, den Sweater, die Mütze ab: nicht nur die Lippe, die Lunge, auch die pochende Haut soll diese aufstachelnde Frische atmen. Je rascher sie läuft, umso mehr übt und beschwingt sich der Schritt. Eigentlich sollte sie stehen bleiben, denn das Herz schmettert heftig gegen die Brust, Pulse pochen in den Ohren, die Schläfen ticken, und herrlich auch, eine Sekunde rastend, von dieser ersten Kehre hinabzuschauen, Wälder, die Dampf aus den Strähnen schütteln, die Straßen weiß liniert in das pralle Grün, der Fluss, krumm und blank wie ein Türkensäbel, und drüben jetzt durch die Gipfelscharte die plötzlich aufgebrochene goldene Schleuse der Morgensonne. Herrlich, sie fühlt es im hitzigen Empor, aber der Schwung des eigenen Laufes duldet keine Unterbrechung, vorwärts, vorwärts!, rattert die fanatische Trommel im Herzen, vorwärts! vorwärts!, drängt der angerissene Rhythmus in Muskeln und Sehnen, und so springt, so klettert der angefeuerte Leib, berauscht von der eigenen Spannung, weiter und weiter, sie weiß nicht wie lange, sie weiß nicht wie hoch, sie weiß nicht wohin. Endlich, nach einer Stunde vielleicht, an einen Aussichtspunkt gelangt, wo sich der Vorsprung des Berges rund wie eine Rampe wölbt, wirft sie sich nieder ins Gras: genug! Genug für heute. Wirbelig ist ihr zu Mut und sonderbar wohl, unter den Augenlidern zuckt und tickt das Blut, scharf, als wollte sie zerreißen, brennt die vom Winde massierte Haut, aber alle diese Körpergefühle, obwohl sie schmerzähnlich, spürt die

von sich selbst Berauschte als eine Art unbekannter und neuer Lust, wie nie spürt sie sich jung und lebendig in diesem umgerüttelten Tumult ihres Leibes. Nie hat sie das geahnt, dass ihr eigenes Blut so heftig die Adern durchströmen kann, sie so stoßhaft wild und lustvoll dehnen, nie die Behändigkeit, Gestrafftheit ihres jungen Körpers so wissentlich gefühlt als in dieser maßlos guten, rauschhaft rumorenden Müdigkeit. Überschüttet von Sonne, überschwemmt vom weißen wirbeligen Bergwind, die Hände wohlighingewühlt in eisig duftendes Alpenmoos, Wolken über sich in nie erträumtem Blau und unten die panoramisch aufgehende Schau, so liegt sie da, wohlighing von sich selbst betäubt und berauscht, wach und träumend zugleich das eigene brausende Ich genießend und den stürmischen Andrang der Welt. Eine Stunde liegt sie so da, eine Stunde oder zwei, bis die Sonne zu scharf an die Lippen brennt. Dann springt sie wieder auf, rafft noch rasch ein paar taukalte Blumen mit klirrenden kleinen, in den Blättern versteckten Eiskristallen zusammen, Wacholder, Enzian, Salbei, und eilt hinab. Erst geht sie noch rhythmisch rasch und besonnen mit aufrechtem Touristenschritt, aber die Schwerkraft des Abstiegs reizt ihr die Glieder zu Lauf und Sprung, und sie gibt sich ihm hin, diesem süßen, gefährlichen Zug der Tiefe. Immer schneller, immer wilder, immer kühner schwingt sie sich ab von Stein zu Stein; wie vom Wind getragen, heiter, selbstbewusst, unerhört froh, die Lust zu Gesang in der aufgeweckten Kehle, wirbelt sie mit schwingendem Rock, mit flatternden Haaren die Serpentina hinunter zu Tal.

\*\*\*

Vor dem Hotel, es ist neun Uhr, die anberaumte Stunde, steht der junge deutsche Ingenieur, sportlich angetan, und wartet auf den Trainer für das morgendliche Tennis. Sich hinzusetzen auf die feuchte Bank ist noch zu kalt, immer wieder fährt Wind mit seinen spitzen Eisfingern unter das leinendünne, halboffene weiße Hemd; so geht er heftig, mit klammen Schritten auf und ab, das Racket wirbelnd, um Wärme in die Hände zu kriegen. Zum Teufel, der Trainer kommt nicht, hat er verschlafen? Ungeduldig blickt der Ingenieur hin und her. Da, zufällig aufschauend zum Höhenweg, bemerkt er oben etwas Sonderbares, etwas Helles, wirblig und bunt Bewegtes, das, durch die Ferne klein wie ein Insekt, in merkwürdigen Sprüngen den Weg herunterschollert. Hallo, was ist das? Schade, man hat nicht den Fernstecher zur Hand. Aber es kommt ja rasch näher, das Helle, Bunte, das vom Schwung Beflügelte: gleich wird man deutlicher sehen. Der Ingenieur schattet die Finger über die Augen und erkennt jetzt, unsinnig rasch stürmt da jemand den Bergweg herab, eine Frau muss es sein oder ein junges Mädchen, wehenden Haares und mit schwingenden Armen, wahrhaftig wie vom Wind getragen. Donnerwetter, wie unvorsichtig, im vollen Lauf so die Kurven herunterzusausen, tolles Ding, aber herrlich ist er anzuschauen, dieser lodernde Niederlauf. Unwillkürlich tritt der Sportsmann einen Schritt vor, um die hitzig Niederlaufende besser zu betrachten. Wie eine Göttin der Frühe sieht das Mädchen aus, rückflatternd die Mähne, mänadisch freischwebend die Arme, ganz Kühnheit und Schwung. Ihr Gesicht kann er noch nicht wahrnehmen, die Züge zerfließen in der Geschwindigkeit des Laufes und im Gegenschein der steigenden Sonne. Aber schließlich, hier am Tennisplatz muss sie ja vorbei, wenn sie zum Hotel will; hier endet der Weg. Immer näher kommt sie heran, schon kollern abgesprungene

kleine Steine voraus, schon hört er den leichten, schwingenden Schritt an der obern Kurve, und plötzlich saust sie her, zuckt, staunt und stoppt. Mit einem scharfen Ruck muss sie innehalten, um den Mann, der ihr absichtlich in den Weg getreten ist, nicht zu überrennen. Der Rückstoß wirft ihr kurzes Haar zurück und schlägt die Röcke klamm an die Beine. Erschrocken steht sie vor ihm, keuchend, den Atem angeschraubt, eine knappe Armlänge bloß. Dann löst plötzlich ein Lachen ihre jähe Überraschung. Sie hat den Tanzpartner von gestern erkannt: »Ach Sie sind es«, stößt sie entlastet heraus. »Verzeihen Sie, beinahe hätte ich Sie überrannt.« Er antwortet nicht gleich, sondern sieht sie wohlgefällig, ja begeistert an, wie sie knapp vor ihm glüht, mit windgefrorenen Backen, mit auf- und niederatmender Brust, noch ganz durchschüttert vom Schwung. Den sportlichen Mann bezaubert dieses Dastehn in Jugend und Kraft, er strahlt sie nur an. Dann erst lockert er die Haltung. »Allerhand Achtung! Das nenne ich Tempo. Das macht Ihnen keiner von den protokollierten Bergführern nach. Aber ...« Er sieht sie neuerdings an, prüfend, zustimmend und abermals lächelnd, »wenn ich einen so jungen und frischen Hals hätte, ich würde doch mehr achtgeben, ihn mir nicht zu brechen. Verflucht unvorsichtig gehen Sie mit sich um! Ein Glück, dass nur ich das gesehen habe und nicht Ihre Tante. Und vor allem sollten Sie solche morgendlichen Extratouren nicht allein machen. Wenn Sie einmal einen mittelmäßig geübten Begleiter brauchen, der Unterzeichnete hält sich bestens empfohlen.« Wieder sieht er sie an, und sie fühlt sich verlegen werden von der unverhofften, gleichsam in einen Stoß gefassten Werbung seines Blicks. Noch nie hat ein Mann sie so leidenschaftlich bewundernd angesehen, bis in die Seele spürt sie das kribblig Eindringende dieser neuen Lust. Um von ihrer Verlegenheit loszukommen,

zeigt sie ihren Blumenstrauß. »Sehen Sie, meine Beute! Ganz frisch oben gepflückt, sind sie nicht herrlich?« »Ja, herrlich«, antwortet er mit gespannter Stimme und sieht dabei quer über die Blumen hinweg ihr in die Augen. Immer verlegener fühlt sie sich werden unter dieser eindringlichen und beinahe zudringlichen Huldigung. »Verzeihen Sie, aber ich muss jetzt zum Frühstück«, entschuldigt sie sich, »ich fürchte, ich bin ohnehin schon zu spät«, und will an ihm vorbei. Er verbeugt sich und gibt ihr den Weg frei, aber im Rücken spürt sie noch mit dem unfehlbaren Instinkt der Frau in den Nerven, dass dieser Mann ihr nachblickt; unwillkürlich spannt sie ihren Körper beim Wenden im Schritt. Und wie der starke Atem der Bergblumen und das tonische Arom der durchwürzten Luft geht das unverhoffte Überraschtsein in ihr Blut, dass ein Mann sie auf leidenschaftliche Art schön findet und sie vielleicht begehrt.

Noch wie sie in die Halle tritt, wogt dieser Rausch in ihr. Dumpf scheint ihr mit einem Mal diese eingesperrte Luft, alles lastet ihr plötzlich zu eng, zu schwer am Körper. In der Garderobe wirft sie die Kappe hin, den Sweater, den Gürtel, alles, was engt, was drückt, am liebsten risse sie die Kleider von der prickelnden erregten Haut. Vom Frühstückstisch staunen die beiden alten Leute auf, wie sie plötzlich in den Saal tritt, scharfen beschwingten Schritts, glühend die Wangen, die Nüstern bebend, irgendwie größer, gesünder, geschmeidiger als gestern. Sie legt das Büschel Alpenblau, taufeucht noch und glitzernd von farbig zerquellenden Eiskristallen, der Tante hin: »Für dich heute selbst gepflückt, ganz oben am ... ich weiß gar nicht, wie der Berg heißt, ich bin nur so hinaufgelaufen, ah« – sie atmet tief –, »es war wunderbar.« Die Tante sieht sie bewundernd an. »Du Teufelsding! Gleich vom Bett aus ungefrühstückt in die Berge! Da könnte sich unsereins ein Beispiel nehmen, das täte

besser als alle Massagen. But look, Anthony, sieh dir sie nur einmal an, nicht zum Wiedererkennen. Der ist die Luft gründlich in die Wangen gefahren. Du glühst ja ganz, Kind! Aber jetzt erzähl auch, wo du das alles hergeholt hast.« Und Christine erzählt und merkt dabei nicht, wie rasch, wie gierig und unziemlich viel sie dabei isst. Die Butterschale, Honig und Jam leeren sich unheimlich schnell, zwinkernd winkt der alte Herr dem leise lächelnden Kellner, den Brotkorb mit den weißen, schmackhaften Kipfeln abermals zu füllen. Aber sie beachtet, ganz in ihrer Begeisterung verlorren, gar nicht das immer breitere Schmunzeln der beiden über ihren barbarischen Appetit, sie spürt nur, wie wohligh ihr die frostübertauten Wangen aufbrennen. Den Körper entspannt, kauend, schwätzend, lachend lehnt sie sich unbekümmert in den Strohfauteuil zurück, die guten Gesichter der beiden machen ihr immer neuen Mut, ungestüm prasselt sie ihre aufgestaute Begeisterung heraus, und plötzlich, ganz den erstaunten Zublick der Nachbarn vergessend, spannt sie mitten im Erzählen die Arme weit auseinander: »Ach Tante, mir war, als wüsste ich überhaupt zum ersten Mal, was Atmen heißt.«

So mächtig angerissen, strömt der ganze Tag an immer andern Ufern der Entzückung leidenschaftlich weiter. Um zehn Uhr, sie sitzt noch am Frühstückstisch, kein Stück Weißbrot liegt mehr im Körbchen, dermaßen gründlich hat ihr Berghunger aufgeräumt, erscheint General Elkins in seiner scharf schnittigen Sportdress und mahnt zur versprochenen Autofahrt. Hinter ihr respektvoll schreitend, geleitet er sie zu seinem Wagen – vornehmste englische Marke, spiegelnd in Nickel und Lack, der Chauffeur, helläugig und wohlrasiert, selbst ein englischer Gentleman; General Elkins macht ihr den Sitz bequem, breitet Decken über, dann erst, noch einmal besonders den Hut lüftend,

nimmt er an ihrer Seite Platz. Dieser Respekt macht Christine ein wenig wirr, als Betrügerin fühlt sie sich vor der betonten und fast demütigen Höflichkeit dieses Mannes. Wer bin ich denn, denkt sie, dass er mich so behandelt. Mein Gott, wenn er je ahnte, wie ich sonst sitze, hingenagelt auf den alten Postsessel vor dem Postpult, eingeschraubt in dumme, niedrige Handlangerei! Aber ein Ruck am Volant und schon federt die schnell wachsende Geschwindigkeit jede Erinnerung fort. Mit kindlichem Stolz bemerkt sie, wie in den engen Straßen des Kurorts, wo der Motor seine gedrängte Kraft noch nicht loslegen kann, die fremden Leute bewundernd aufblicken zu der selbst hier auffallend vornehmen Marke des Wagens, wie mit einem leichten und ehrfürchtigen Neid allerhand Blicke sich zu ihr als der vermeintlichen Besitzerin heben. General Elkins erklärt ihr die Landschaft und gerät als gelernter Geograf wie alle Fachleute dabei in Ausführlichkeiten, aber die vorgebeugte, lauschende, sichtlich aufmerksame Art, mit der ihm dieses Mädchen zuhört, scheint ihn wohligh anzuregen. Sein etwas kahles und kaltes Gesicht verliert allmählich den englischen Frost, ein gütiges Lächeln macht die etwas zu herben und dünnen Lippen freundlicher, wenn er ihr jugendliches »Ach« oder »Herrlich«, ihr begeistertes Umwenden und Anschauen bei jedem neuen Ausblick beobachtet. Immer wieder streift von der Seite ein fast wehmütigh lächelnder Blick ihr frisches Profil, und an der Stürmischkeit ihrer Begeisterung lockert sich seine Zurückhaltung. Immer geschwinder saust der Chauffeur. Wie auf einem Teppich, weich und lautlos läuft der köstliche Wagen, kein harter Ton seiner metallischen Brust verrät im Anstieg die mindeste Anstrengung, klug und geschmeidigh passt er sich den verwegenen Kurven an, und einzig die immer wuchtigher ansausende Luft verrät das steigende Tempo, indem herr-

liches Gefühl der Sicherheit sich der Lust der Geschwindigkeit rauschhaft beimengt. Immer düsterer wird das Tal, streng schieben sich die Felsen zusammen. Endlich bei einem Ausblick stoppt der Chauffeur. »Maloja«, erklärt General Elkins und geleitet sie mit der gleichen ehrerbietigen Höflichkeit aus dem Wagen. Großartig ist der Ausblick in die Tiefe; in kunstvollen Kehren stürzt die Straße wie ein Sturzbach hinab; man fühlt, das Gebirge ermattet hier, es fehlt ihm die Kraft, sich länger zu Höhen und Gletschern zu türmen, mit einem Ruck wirft es sich hinab in ein fernes unübersehbares Tal. »Hier unten beginnt die Tiefebene, beginnt Italien«, zeigt ihr Elkins. »Italien«, staunt Christine auf, »so nahe ist das, wirklich so nahe?« In diesem Aufstaunen verrät sich so viel sehnsüchtig vorstoßende Begier, dass Elkins unwillkürlich fragt: »Sind Sie dort nie gewesen?« »Nein, nie.« Und dieses »Nie« ist so heiß, so leidenschaftlich betont, so sehnsüchtig gesagt, dass all die geheime Angst darin mitklingt: ich werde es nie, ich werde es niemals sehen. Sie merkt sofort den zu lauten Überschlag im Ton, schämt sich, und aus Verlegenheit, er könnte ihre tiefsten Gedanken, ihre heimliche Angst wegen ihrer Armut erraten, versucht sie das Gespräch von sich abzulenken und fragt, ziemlich töricht, den Begleiter: »Sie kennen es natürlich, Colonel?« Der lächelt ernst und beinahe melancholisch. »Wo habe ich mich nicht herumgetrieben? Ich war dreimal um die Welt, vergessen Sie nicht, ich bin ein alter Mann.« »Nein, nein!«, protestiert sie ganz erschrocken, »wie können Sie so etwas sagen!« Und derart ehrlich ist dieses Erschrecken, derart leidenschaftlich echt der Protest dieses jungen Mädchens, dass der Achtundfünfzigjährige plötzlich Wärme in den Wangen fühlt. Derart heiß, derart hingerissen hat er solche wohlthuende Bekräftigung seiner männlichen Geltung seit Jahren nicht von einem jun-

gen Menschen gehört, derart heiß, derart hingerissen wird er sie vielleicht nie mehr hören. Unwillkürlich wird seine Stimme weich. »Sie haben junge Augen, Miss van Boolean, darum sehen Sie alles jünger, als es wirklich ist. Hoffentlich haben Sie recht. Vielleicht bin ich wirklich noch nicht so alt und grau wie meine Haare. Aber was gäbe ich darum, könnte ich Italien noch einmal zum ersten Mal sehen.« Wieder blickt er sie an, seine Augen bekommen plötzlich die ungewisse, unterwürfige Scheu, wie sie oftmals die älteren Männer vor jungen Mädchen empfinden, als wollten sie um Nachsicht bitten, nicht mehr jung zu sein. Christine ist merkwürdig gerührt von diesem Blick. Irgendwie muss sie auf einmal an ihren Vater denken und wie sie es liebte, dem alten gebeugten Mann manchmal zart und beinahe fromm über das weiße Haar zu streichen: es war derselbe Blick dankbar gütigen Aufschauens. Am Rückweg spricht Lord Elkins wenig, er scheint nachdenklich, irgendwie heimlich erregt. Wie sie wieder beim Hotel vorfahren, springt er mit beinahe betonter Gelenkigkeit voraus aus dem Wagen, um dem Chauffeur zuvorzukommen und ihr persönlich beim Aussteigen zu helfen. »Ich danke Ihnen sehr für den schönen Ausflug«, sagt er, ehe sie die Lippe regen kann, um ihm zu danken, »es war der beste für mich seit langer Zeit.«

Begeistert erzählt sie der Tante bei Tisch, wie gütig, wie freundlich General Elkins gewesen. Die nickt teilnehmend: »Gut, dass du ihn etwas aufgeheitert hast, er hat viel Unglück gehabt, seine Frau ist ihm jung gestorben, während er auf seiner Expedition in Tibet war. Noch vier Monate hat er ihr jeden Tag geschrieben, weil ihn die Nachricht nicht erreichte, erst als er zurückkam, fand er uneröffnet den ganzen Stoß Briefe. Und sein einziger Sohn ist vom Flugzeug bei Soissons von den Deutschen abgeschossen

worden, am gleichen Tage, wo er selbst verwundet wurde. Jetzt lebt er allein auf seinem riesigen Castle bei Nottingham. Ich verstehe, dass er so viel reist, er flüchtet eigentlich ununterbrochen vor diesen Erinnerungen. Aber lass ihn nichts merken, sprich nicht davon, er bekommt gleich Tränen in die Augen.« Christine hörte ergriffen zu. Daran hatte sie gar nicht gedacht, dass es auch hier oben in dieser halkyonischen Welt Unglück geben kann: Aus ihrem eigenen Erleben hatte sie gemeint, alle Menschen müssten hier glücklich sein. Am liebsten möchte sie aufstehen und dem alten Mann, der seine geheime Trauer mit so viel Haltung verbirgt, die Hand drücken. Unwillkürlich sieht sie hinüber zum andern Ende des Speisesaals. Dort sitzt er solistisch aufgestrafft, völlig allein. Zufällig hebt auch er den Blick, und wie er dem ihren begegnet, grüßt er leise mit einer Verbeugung. Sie ist erschüttert über sein Einsamsein in diesem weiten, von Licht und Luxus strahlenden Raum. Wirklich, man sollte gut sein zu einem so guten Menschen.

Aber wie wenig Gelegenheit bleibt hier, an einen Einzelnen zu denken, zu rasch strömt die Zeit, zu viel unvermutete Überraschungen wirbelt sie mit in ihrem heitern Sturz: nicht eine Minute, die nicht in ihrem fließenden Tropfen Zeit neue Beglückung spiegelte. Nach Tisch, Tante und Onkel gehen in ihr Zimmer zu kurzer Nachmittagsrast, will Christine in einem dieser weichen angepassten Fauteuils der Terrasse still sitzen, um endlich einmal die erlebte Verwandlung nachsinnend zu genießen. Aber kaum sie sich hinlehnt, die Bilder des überfüllten Tages nun in träumerisch sanfterer Ordnung langsam vorüberziehen zu lassen, steht schon ihr Tänzer von gestern, der scharfäugige deutsche Ingenieur, vor ihr und bietet ihr »Auf, auf!« die schwere Hand, sie möchte hinüberkommen an ihren Tisch, seine Freunde hätten gebeten, mit ihr bekannt zu werden.

Unsicher, noch hat sie Furcht vor allem Neuen, aber die Angst überwiegt, für unhöflich zu gelten, gibt sie nach und lässt sich an den belebten Tisch führen, wo leger plaudernd ein Dutzend jüngerer Menschen beisammensitzen. Zu ihrem äußersten Schreck stellt sie der Ingenieur jedem Einzelnen der Tafelrunde als Fräulein von Boolean vor, und es scheint, dass der holländische Onkelsname auf deutschen Adel umgestellt, bei allen – sie merkt es am höflichen Aufstehen der Herren – besonderen Respekt auslöst, offenbar klingt bei ihnen unwillkürliche Erinnerung an die reichste Familie Deutschlands, die Krupp-Bohlens nach. Christine fühlt sich erröten: um Gottes willen, was sagt er da? Aber sie hat nicht die Geistesgegenwart zu korrigieren, vor diesen fremden höflichen Menschen kann man doch nicht einen von ihnen Lügen strafen und erklären: »Nein, nein, ich heiße nicht von Boolean, ich heiße Hoflehner.« So duldet sie mit schlechtem Gewissen und nervösem Zittern in den Fingerspitzen den unbeabsichtigten Betrug. Alle diese jungen Menschen, ein frisches, flattriges Mädchen aus Mannheim, ein Wiener Arzt, ein französischer Bankdirektorssohn, ein etwas lauter Amerikaner und ein paar Leute, deren Namen sie nicht versteht, bemühen sich sichtlich um sie: jeder fragt sie, eigentlich spricht man nur mit ihr und zu ihr. In den ersten Minuten ist Christine befangen. Jedes Mal zuckt sie leicht auf, wenn jemand zu ihr »Fräulein von Boolean« sagt, immer ist es wie ein Stich in ein empfindliches Gewebe, aber allmählich gerät sie in den geselligen Übermut der jungen Menschen hinein, freut sich ihrer raschen Vertraulichkeit und plaudert schließlich unbefangen mit; alle Menschen meinen es doch hier so herzlich mit ihr, wozu Angst? Dann kommt die Tante, freut sich, ihren Schützling so wohlaufgenommen zu sehen, lächelt gutmütig zwinkehd ihr zu, wenn die andern sie Fräulein von Boolean ti-

tulieren, schließlich mahnt sie an den gemeinsamen Spaziergang, indes der Onkel unaufhaltsam den Nachmittag durchpokere. Ist das wirklich noch dieselbe Straße wie gestern oder sieht bloß die geöffnete und geweitete Seele heller und freudiger als die beengte? Jedenfalls: ganz neu erscheint Christine der Weg, den sie schon einmal, aber gleichsam noch mit verhängten Augen gegangen, farbiger, festlicher der Ausblick, als ob die Berge noch gewachsen, die Matten malachitfarbener oder satter, die Luft kristallischer und reiner und alle Menschen schöner geworden seien, helläugiger, freundlicher, zutraulicher. Alles hat seit gestern an Fremdheit verloren, mit einem kleinen Stolz betrachtet sie die massigen Blöcke der Hotels, seit sie weiß, dass keines schöner ist als jenes, in dem sie selber wohnen, mit einem Anfang von wissendem Verständnis die Auslagen, nicht mehr so überirdisch, so aus anderer, höherer Kaste scheinen ihr die schlankbeinigen, parfümierten Frauen in den Autos, seit sie selbst in einem so kostbaren gefahren. Nicht mehr unzugehörig fühlt sie sich unter den andern, und unwillkürlich ahmt ihr Schritt den leichten, sorglosen, kühnen Gang der sportgemuskelten Mädchen nach. In einer Konditorei wird Rast gehalten: abermals staunt die Tante, welchen Appetit Christine entfaltet. Tut das die starke zehrende Luft oder sind vehemente Gefühle wirklich eine chemische Verbrennung von Kraft, die neu ersetzt werden muss – jedenfalls, sie vertilgt mühelos drei, vier der mit Honig bestrichenen Brötchen zur Schokolade und dann noch Schokoladenbonbons und schaumige Bäckereien: ihr ist, als könne sie unablässig so weiteressen, weitersprechen, weiterschauen, weitergenießen, als müsste sie einen ungeheuren Hunger von Jahren und Jahren nach allem und allem in dieser grob animalischen Körperlust wettmachen. Zwischendurch spürt sie männ-

liche Blicke von nachbarlichen Tischen sie freundlich und fragend betasten, unbewusst spannt sie die Brust, hebt sie den Nacken, hält sie einen lächelnden Mund selbst neugierig dieser Neugier entgegen: wer seid ihr, denen ich gefalle, und wer bin ich selbst?

Um sechs Uhr, nach einem neuerlichen Shopping, landen sie im Hotel. Die Tante hat noch allerhand Kleinigkeiten entdeckt, die ihr fehlen. Jetzt klopf die freundliche Spenderin, der die verblüffende Verwandlung von Bedrücktheit zu Begeisterung ununterbrochen Spaß bereitet, ihr leicht auf die Hand: »Jetzt also könntest du mir einen schweren Dienst abnehmen! Hast du Courage?« Christine lacht. Was kann hier schwer sein? Hier oben in dieser seligen Welt wird doch alles zum Spiel. »Nein, stell dir's nicht gar zu bequem vor! Du sollst in die Löwenhöhle und Anthony vorsichtig von seiner Bakkaratpartie losschrauben. Vorsichtig, ich sag dir's gleich, denn wenn ihn wer da stört, knurrt er manchmal sogar sehr kräftig. Aber ich darf nicht nachgeben, der Arzt hat verordnet, mindestens eine Stunde vor dem Essen muss er seine Pillen nehmen, und schließlich, von vier bis sechs Pokerei im dumpfen Zimmer genügt reichlich. Im ersten Stock, Nr. 112, das Appartement von Mister Vornemann von dem großen Sprit-Trust. Dort klopfst du an und sagst Anthony nur, du kämst in meinem Auftrag, dann weiß er schon alles. Vielleicht wird er dich zuerst anbrummen – aber nein, dich wird er nicht anbrummen! Vor dir hat er noch Respekt.«

Nicht sehr begeistert übernimmt Christine diesen Auftrag. Wenn der Onkel gern spielt, warum soll gerade sie ihn stören! Aber sie wagt keine Widerrede, klopf also leise an. Die Herren schauen sämtlich auf von ihrem Tisch, der zu einem Rechteck lang ausgezogen auf grünem Tuch sonderbare Karos und Zahlen zeigt: junge Mädchen scheinen



hier selten einzudringen. Der Onkel, erst verblüfft, beginnt breit zu lachen. »Oh I see, dazu hat dich Claire abgerichtet! Dazu missbraucht sie dich! Meine Herren – dies ist meine Nichte! Meine Frau schickt sie, um Schluss zu machen; ich schlage vor (er zieht die Uhr), noch genau zehn Minuten. Das erlaubst du doch?« Christine lächelt ungewiss. »Na, ich nehms auf meine Kappe«, sagt stolz vor den Herren, seine Autorität zu zeigen, Anthony. »Und jetzt ganz still! Setz dich her zu mir und bring mir Glück, ich habs heute nötig.« Christine setzt sich scheu halb hinter ihn. Sie versteht nichts von dem, was hier geschieht. Irgendein längliches Ding, einer Schaufel oder einem Schlitten ähnlich, hält einer in der Hand und zieht davon Karten ab, etwas wird gesagt, und dann wandern runde Zelluloidmarken, weiß, rot, grün, gelb, hin und her, ein Rechen kehrt sie zusammen. Langweilig ist das eigentlich, denkt Christine: dass so reiche vornehme Männer um solche runde Dinger spielen, wie komisch, aber irgendwie ist sie doch stolz, hier dazusitzen im breiten Schatten des Onkels, neben Männern, die sicher Mächtige der Welt sind, man sieht es an ihren großen Diamantringen, an ihren goldenen Bleistiften, ihren harten und energisch ausgearbeiteten Zügen, an ihren Fäusten auch, von denen man spürt, dass sie in Sitzungen wie Hämmer auf den Tisch schlagen können, Christine sieht einen nach dem andern respektvoll an und achtet gar nicht auf das Spiel, das sie nicht versteht, und sie macht ziemlich törichte Augen, wie der Onkel sich plötzlich zu ihr umwendet und fragt: »Soll ich ihn nehmen?« Christine hat das eine schon verstanden, dass einer Bankhalter ist und gegen alle parierte, also hohes Spiel macht. Soll sie ihm zusagen? Am liebsten atmete sie nein, um Gottes willen nein, nur um keine Verantwortung zu übernehmen. Aber sie schämt sich, feige zu erscheinen, so stammelt sie ein unsi-

cheres »Ja«. »Gut«, spaßt der Onkel, »auf deine Verantwortung. Und halbpant zwischen uns.« Das unverständliche Kartenschlagen beginnt abermals, sie begreift nichts davon, meint aber zu spüren, dass der Onkel gewinnt. Seine Bewegungen werden behänder, seltsam glucksende Laute rutschen ihm aus der Kehle, er scheint sich höllisch zu vergnügen. Schließlich den Schlitten weitergebend, wendet er sich zu ihr: »Ausgezeichnet hast du gearbeitet. Dafür wird aber auch redlich geteilt, da dein Part.« Er streift von seinem Haufen ein paar Spielmarken weg, zwei gelbe, drei rote und eine weiße: lachend nimmt sie Christine, ohne irgendetwas zu denken. »Noch fünf Minuten«, mahnt der Herr, der die Uhr vor sich liegen hat. »Vorwärts, vorwärts, keine Ermüdung vorschützen.« Die fünf Minuten gehen rasch um, alle stehen auf, wechseln, schieben und tauschen ihre Marken ein. Christine hat die Spielmarken auf den Tisch gelegt und wartet bescheiden unterdes an der Tür. Da ruft der Onkel: »Nun, und deine Chips?« Christine nähert sich, ohne zu verstehen. »So lass sie dir doch einwechseln.« Christine versteht noch immer nicht, da führt er sie zu einem der Herren, der nach flüchtigem Blick »zweihundertfünfundfünfzig« sagt und zwei Hundertfrankenscheine, einen Fünfzigfrankenschein und einen dieser schweren silbernen Taler ihr entgegenhält. Die Überraschte starrt auf das fremde Geld auf dem grünen Tisch, ungewiss sieht sie den Onkel an. »Aber nimm doch«, sagt er fast böse, »das ist doch dein Anteil! Und jetzt vorwärts, wir müssen pünktlich sein.«

Erschrocken hält Christine die drei Scheine und den silbernen Taler im Nest der zusammengekrampften Finger. Sie kann es noch nicht glauben. Ganz entgeistert starrt sie oben im Zimmer immer wieder die drei in die Hand geschneiten regenbogenfarbigen rechteckigen Papiere an und

an. Zweihundertfünfundfünfzig Franken, sie überrechnet rasch, rund dreihundertfünfzig Schilling – vier Monate, ein Dritteljahr muss sie daheim arbeiten, um so furchtbar viel zusammenzubekommen, in ihrem Amt muss sie pünktlich sitzen von 8 bis 12, von 2 bis 6, und hier fließt das einem mühelos in zehn Minuten in die Hand. Kann das wahr sein und gerecht? Unfassbar! Aber die Scheine knistern in den Fingern gültig und gut und gehören ihr, der Onkel hat es gesagt, ihr, ihrem neuen Ich, dieser neuen unfassbaren andern in ihr. Diese knisternden Banknoten, noch hat sie auf einmal so hohen Betrag nie ihr Eigen genannt. Ein gemischtes Gefühl schauert ihr über den Rücken, Rieseln im Mark, halb Schauer, halb Lust, wie sie ängstlich und zärtlich zugleich diese knisternden Scheine im Koffer verschließt und versteckt, als wären sie gestohlen. Denn nicht kann ihr Gewissen ganz die Zwiefältigkeit begreifen, dass dies schwere dunkle Geld, Nickelstück um Nickelstück zu Hause mit sparsam ängstlicher Hand zusammengerafft, hier so flatternd leichtfertig einem zufliegt; ein ängstlich wilder Schauer wie vor einem Frevel verwirrt und beunruhigt ihr ganzes Wesen bis in die unterst unbewussten Schächte des Gefühls, etwas in ihr möchte sich's erklären, aber dazu bleibt keine Zeit, sie muss sich ankleiden, ein Kleid wählen, eines der köstlichen drei, und wieder hinab in den Saal, sich fühlen, erleben, berauschen, tief untertauchen in das feurig schöne Geström der Verschwendung.

\*\*\*

In einem Namen wirkt geheimnisvolle Kraft der Verwandlung; wie ein Ring um den Finger, scheint er vorerst nur zufällig und unverpflichtend gelegt, aber ehe das Bewusstsein seiner magischen Kraft gewahr wird, wächst er nach innen

unter die Haut und verbindet sich schicksalhaft der geistigen Existenz eines Menschen. Christine hört auf den neuen Namen von Bohlen in den ersten Tagen mit heimlichem Übermut (ach, ihr erkennt mich nicht! Wenn ihr wüsstet!). Sie trägt ihn leichtfertig, wie man eine Maske auf einer Redoute trägt. Aber bald vergisst sie den unbeabsichtigten Betrug, betrügt sich selbst und wird, die sie nur scheinen soll. Was ihr anfangs peinlich gewesen, adelig angesprochen als reiche Fremde zu werden, nach einem Tag ist es ihr schon prickelndes Behagen, am zweiten, am dritten Tage bereits völlig selbstverständlich. Als sie einer der Herren nach ihrem Vornamen fragt, schien ihr Christine (zu Hause ruft man sie Christel) zu wenig klanghaft für den angeborgten Titel, verwegen antwortete sie »Christiane«, und so heißt sie nun, »Christiane von Boolean«, an allen Tischen und im ganzen Haus. So wird sie vorgestellt, so lässt sie sich grüßen, widerstandslos gewöhnt sie sich in den Namen hinein, wie in das Zimmer mit den sanften Farben und den spiegelnden Möbeln, wie in den Luxus und die Leichtigkeit des Hotels, in die fraglose Selbstverständlichkeit des Geldes und den ganzen, aus hundert einzelnen Elementen gewobenen Rausch der Verführung. Wenn jemand Wissen der sie jetzt plötzlich mit Fräulein Hoflehner anredete, sie würde aufschrecken wie eine Schlafwandlerin und niederstürzen vom First ihres Traums, so völlig ist der neue Name in sie hineingewachsen, so leidenschaftlich ist sie überzeugt, eine andere, jene andere zu sein.

Aber ist sie nicht wirklich schon eine andere geworden in diesen wenigen Tagen, hat nicht tatsächlich die Hochalpenluft andern Druck in ihre Adern geschraubt, die reichlichere, üppigere Nahrung bereits anders und farbiger die Zellen im Blut gemischt? Unleugbar, Christiane von Boolean sieht anders aus, jünger, frischer als ihre Aschenputtelschwester,

die Postassistentin Hoflehner, und kaum mehr ihr ähnlich. Bergsonne hat die stubenblasse, leicht aschenfarbene Haut in indianisches Braun getönt, straffer spannen die Muskeln den Nacken, ein neuer Gang ist ihr mit den neuen Kleidern gewachsen, lockerer in den Gelenken, weicher und sinnlicher in den Hüften und mit einem Aufstoß von Selbstbewusstsein bei jedem Schritte. Das stete Umtummeln im Freien hat den Körper erstaunlich aufgefrischt, Tanz ihn geschmeidigt, und diese neuentdeckte Kraft, dieses unvermutete Jungsein will sich unablässig proben, denn hitziger als in dem daheim so müden Leib pocht das Herz unter der atmenden Brust, immer spürt sie innen ein moussierendes Brausen und Gären, ein Dehnen und Spannen, elektrisch aufprickelnd bis in die Fingerspitzen, fremde, neue, starke Lust. Ruhig zu sitzen, etwas gemächlich zu tun, wird ihr mit einem Mal schwer, immer muss sie ausfahren und sich tummeln, wie ein Windstoß fährt sie durch die Zimmer, immer beschäftigt, immer von Neugier gejagt, bald da, bald dort, türheraus, türherein, treppauf und treppab, und die Treppe geht sie niemals Schritt für Schritt, sondern immer drei Stufen auf einmal, immer, als müsste sie etwas versäumen, immer vom innern Sturme getrieben. Immer müssen ihre Hände, ihre Finger jemanden oder etwas anfassen, so stark drängt ein Spieltrieb, ein Zärtlichkeits-, ein Dankbarkeitsbedürfnis aus ihr heraus, manchmal, urplötzlich, muss sie die Arme spannen und ins Leere gähnen, um nicht laut zu lachen oder zu schreien. So stark ist die Spannung, die von ihrem vehementen Jungsein ausgeht, dass sie wellenhaft weiterwirkt: wer ihr nahekommt, gerät sofort in einen Wirbel von Tumult und Übermut. Wo sie sitzt, dort lacht und dröhnt es, dort wird er sofort aufgemischt, jedes Gespräch flackert hell und klingend auf, sobald sie sich, immer glücklodernd, immer spaßfreudig, einmengt, und nicht

nur die Tante und der Onkel, sondern ganz fremde Gäste blicken ihrer unverhaltenen Begeisterung wohlgefällig nach. Wie ein Stein durchs Fenster klirrt sie in die Hotelhalle hinein, hinter ihr kreiselt, mächtig angeschwungen, die rückgeworfene Drehtür, den kleinen Boy, der sie halten soll, schlägt sie lustig mit dem Handschuh auf die Schulter, ein Ruck reißt die Kappe vom Haar, der zweite den Sweater vom Leib, alles drückt, alles engt ihr die stürmische Bewegung. Dann stellt sie sich unbekümmert vor den Spiegel, um sich herzurichten: ein paar Striche am Kleid, die zerüttete Mähne zurückgeschüttelt, fertig, Schluss und noch reichlich zerstrubbelt, die Wangen heiß gestriemt vom Wind, steuert sie geradweg auf einen Tisch zu – sie kennt schon alle Leute –, um zu erzählen. Immer hat sie was zu erzählen, immer hat sie gerade was erlebt, immer war es herrlich, wunderbar, unbeschreiblich, jedes füllt sie heiß mit ihrer dampfenden Begeisterung, und selbst der Fremdeste spürt, hier kann ein überfüllter Mensch den Überdruck seiner Dankbarkeit nicht anders ertragen, als dass er sie weitergibt. Sie kann keinen Hund sehen, ohne ihn zu streicheln, jedes Kind nimmt sie auf den Schoß, um ihm die Wangen zu liebosen, für jedes Dienstmädchen, für jeden Kellner findet sie ein rasches gefälliges Wort. Sitzt jemand mürrisch oder gleichgültig da, gleich rüttelt sie ihn mit gutmütigem Spaß, jedes Kleid bewundert sie, jeden Ring, jeden Fotografenapparat, jedes Zigarettentui, alles nimmt sie in die Hand und leuchtet es an mit Begeisterung. Über jeden Scherz lacht sie, jede Speise findet sie herrlich, jeden Menschen gut, jedes Gespräch amüsant: alles, alles ist herrlich in dieser obern, dieser einzigen Welt. Unwiderstehlich ist dieser Elan ihres leidenschaftlichen Wohlwollens, jeder, der mit ihr beisammen ist, wird unwillkürlich von ihrer Vehemenz angesprüht, selbst die griesgrämige Geheimrätin

in ihrem Armstuhl bekommt vergnügte Augen, wenn sie ihr hinter dem Lorgnon nachblickt, der Portier grüßt ihr besonders freundlich zu, die steifleinernen Kellner rücken ihr sorglich den Stuhl zurecht, und gerade die älteren, strengeren Leute freuen sich über so viel Frohheit und Empfänglichkeit. Trotz allerhand Kopfschütteln über einzelne Naivitäten und Überschwänglichkeiten begegnen Christine von allen Seiten Gegenblicke herzlicher Einladung, und nach drei, vier Tagen ist das allgemeine Votum von Lord Elkins bis zum letzten Pagen und Liftboy, dass dieses Fräulein von Bohlen ein bezaubernd herzliches Wesen sei, »a charming girl«. Und sie fühlt diese wohlgesinnten Blicke, sie genießt ihr Gerngesehensein als Steigerung ihres Daseins und Dabeiseindürfens und wird dank dieser allgemeinen Neigung noch glücklicher in ihrem Glück.

\*\*\*

Ein persönliches Interesse, eine werbende Neigung zeigt von allen im Hotel am deutlichsten der Mann, von dem sie solche Huldigung am wenigsten zu erwarten gewagt hätte, General Elkins. Mit der Scheu des Alters, mit der zarten und rührenden Unsicherheit eines Mannes, der die gefährlichen Fünfzig längst überschritten hat, sucht er immer wieder unauffällige Gelegenheit, ihr nahe zu sein. Sogar die Tante bemerkt, dass er sich heller, jugendlicher kleidet, Krawatten farbiger wählt, auch meint sie festzustellen (vielleicht irrt sie sich?), das Weiß an den Schläfen sei, offenbar auf künstliche Weise, wieder dunkler geworden. Auffallend oft kommt er unter allerlei Vorwänden an den Tisch der Tante, schickt – um nicht allzu deutlich zu werden – beiden Damen täglich Blumen auf das Zimmer, er bringt Christine Bücher, deutsche und eigens für sie ge-

kaufte, vor allem die »Besteigung des Matterhorns«, nur weil sie einmal im Gespräch zufällig fragte, wer die Ersten gewesen, die sich auf diesen Berg gewagt, und Sven Hedins Tibetexpedition. Eines Vormittags, da plötzlich eingebrochener Regen jeden Ausflug verbietet, setzt er sich mit Christine in eine Ecke der Halle und zeigt ihr Fotografien, sein Haus, seinen Garten, seine Hunde. Es ist ein seltsam hohes Kastell, vielleicht noch aus normannischer Zeit. Efeu klettert hoch um die Mauern runder kriegerischer Türme, innen zeigen die Bilder weite Hallen mit altmodischen Kaminen, gerahmten Familienbildern, Schiffsmodellen und schweren Atlanten; es muss düster sein, dort winters allein zu wohnen, denkt sie, und als hätte er ihren Gedanken erraten, sagt er, auf die Fotografien, eine Koppel Jagdhunde, deutend: »Wenn ich die nicht hätte, wäre ich jetzt dort ganz allein«; die erste Andeutung vom Tode seiner Frau, vom Tode seines Sohnes. Ein leiser Schauer überläuft sie, wie sie seine scheu an ihr vorbeitastenden Augen sieht (sofort blickt er wieder auf die Fotografien): warum sagt, warum zeigt er mir das alles, warum fragt er so merkwürdig ängstlich, ob ich in einem solchen englischen Haus mich wohl fühlen könnte, will er damit andeuten, der reiche vornehme Mann ... nein, sie wagt es selbst nicht auszudenken. Zu unerfahren, kann sie nicht begreifen, dass dieser Lord, dieser General, der ihr unnahbar scheint, wolkenweit über ihrer Welt, mit der Mutlosigkeit eines alternden Mannes, der nicht mehr weiß, ob er noch zählt, und von Scham bedrängt ist, sich durch Werbung lächerlich zu machen, auf irgendein winziges Zeichen von ihr, auf ein ermutigendes Wort wartet; aber wie soll sie diese Mutlosigkeit verstehen, die selbst keinen Mut hat, an sich zu glauben. Sie spürt die Andeutungen gleichzeitig als Zeichen besonderer Sympathie ängstlich und beglückt, ohne zu wagen, ihnen zu glauben,

indes er sich quält, dies ihr verlegenes Ausweichen richtig zu deuten. Ganz betroffen steht sie immer auf von jedem Beisammensein, manchmal meint sie in dem scheuen seitlichen Blick eine wirkliche Werbung zu spüren, dann verwirrt sie wieder sein brüskes Förmlichwerden (der alte Mann reißt sich gewaltsam zurück, und sie begreift es nur nicht). Man müsste nachdenken: »Was will er von mir, kann es möglich sein?« Man müsste das ausdenken, ruhig zu Ende denken, ganz ruhig und klar denken.

Aber wie und wann hier nachdenken, wie überlegen, man lässt ihr ja keine Zeit. Kaum zeigt sie sich in der Halle, so ist schon einer da von der heitern Bande und zerrt sie irgendwohin: ausfahren, photographieren, spielen, plaudern, tanzen, immer gibts gleich ein Hallo und Miteinander und Durcheinander. Den ganzen Tag knattert und flitzt dieses Feuerwerk beschäftigungsloser Geschäftigkeit, unablässig gibt es was zu sporteln, zu rauchen, zu knabbern, zu lachen, und ohne Widerstand wirbelt sie mit, wenn irgendeiner dieser jungen Burschen nach dem Fräulein von Bohlen ruft, denn wie Nein sagen und warum, sie sind ja so herzlich, diese jungen frischen Menschen, Burschen und Mädchen, nie hat sie diese Art Jugend gekannt, immer sorglos und aufgekratzt, immer anders hübsch angezogen, immer Spaß auf den Lippen, immer Geld zwischen den Fingern, immer neue Amusements im Kopf; kaum sitzt man mit ihnen, so schmettert das Grammophon schon zum Tanz oder das Auto steht da und man klaubt und drückt sich zusammen, Jung gegen Jung, fünf oder sechs in einen Wagen, enger, als ob man sich umarmte, und saust dahin, 60, 80, 100 Kilometer, dass einem die Haare schmerzen. Oder man räkelt in der Bar mit überschlagenen Beinen, saugt kalte Drinks, die Zigarette im Mund, faul, fleglerisch und locker, braucht sich keine Mühe zu nehmen und hört allerhand

hübsche kitzlige Geschichten, all das lernt sich so leicht und lockert einen so wunderbar auf, und mit gleichsam andern, neuen Lungen trinkt sie diese feurige tonische Lebensluft. Manchmal spürt sie freilich dieses Warmwerden wie ein Wetterleuchten im Blut, besonders abends beim Tanz oder wenn im Dunkel einer dieser geschmeidigen jungen Männer schärfer herandrängt: auch bei ihnen spielt unter der Kameradschaft ein Werben mit, aber anders, offener, kühner, körperlicher, ein Werben, das die Ungewohnte manchmal erschreckt, etwa wenn sie im Dunkel des Autos eine harte Hand ihr Knie umschmeicheln fühlt oder beim Spaziergang das Unterfassen zärtlicher wird. Aber die andern Mädchen, die Amerikanerin und Mannheimerin, dulden das alle ohne Ärger, quittieren höchstens allzu frechen Finger mit kameradschaftlichem Klaps, warum zimperlich sich wehren, schließlich ists doch irgendwo wohl zu merken, wie der Ingenieur immer heftiger einsetzt oder der kleine Amerikaner zu einem Spaziergang sacht waldwärts locken möchte. Sie tuts nicht, aber doch, mit einem kleinen neuen Stolz fühlt sie das Begehrtsein, die neue Gewissheit, dass ihr warmer, nackter, unberührter Körper unter dem Kleid etwas ist, was Männer atmen, fühlen, betasten, genießen möchten. Tief unter die Haut spürt sie das alles wie einen feinen Rausch, aus unbekanntem und betörenden Essenzen gemacht und ständig umworben von so viel fremden und bezaubernd eleganten Männern und selber schon schwindlig von diesem erregenden Umringtsein, schüttelt sie sich einen Augenblick wach und fragt sich ganz erschrocken: »Wer bin ich? Wer bin ich denn eigentlich?«

\*\*\*

»Wer bin ich denn? Und was finden sie alle an mir?« Mit immer wieder neuem Erstaunen fragt sich die Überraschte Tag für Tag. Jeden Tag drängen neue andere Zeichen der Aufmerksamkeit an sie heran. Kaum sie aufwacht, bringt das Mädchen schon Blumen ins Zimmer von Lord Elkins. Gestern hat ihr die Tante eine Ledertasche geschenkt und eine entzückende kleine goldene Armbanduhr. Die fremden schlesischen Gutsbesitzer, Trenkwitz, haben sie eingeladen auf ihr Gut, der kleine Amerikaner hat ihr ein goldenes kleines Taschenfeuerzeug, das sie so sehr bewundert hatte, heimlich in die Ledertasche geschoben. Herzlicher als die eigene Schwester ist das kleine Mannheimer Mädchel zu ihr, nachts bringt sie ihr noch Schokoladenbonbons herauf, und sie plaudern bis Mitternacht. Der Ingenieur tanzt fast ausschließlich mit ihr, und jeden Tag wirbeln neue Menschen zu, und alle sind lieb und respektvoll und herzlich zu ihr, nur zeigen muss sie sich in der Halle und im Hotel und schon ist jemand da, sie einzuladen ins Auto, in die Bar, zum Tanz, zu irgendeinem Spaß und Spiel, nicht einen Augenblick lässt man sie allein, nicht eine Stunde ihr langweilig und leer. Und immer wieder fragt sie sich erstaunt: »Wer bin ich denn? Jahrelang sind die Menschen auf der Straße an mir vorbeigegangen, und keiner hat auf mein Gesicht geachtet, jahrelang sitze ich jetzt dort im Dorf, keiner hat mir was geschenkt und nach mir gefragt. Ist es, weil die Menschen dort alle so arm sind, macht die Armut die Menschen so müde und so misstrauisch, oder ist plötzlich etwas in mir da, was immer schon da war und doch nicht da war, das nur noch nicht herauskonnte? War ich vielleicht wirklich schöner, als ich wagte zu sein, und klüger und anziehender und habe nur den Mut nicht gehabt, es zu glauben? Wer bin ich, wer bin ich eigentlich?« Immer fragt sie sich das in den kurzen Au-

genblicken, wo sie die Menschen allein lassen, und so geschieht etwas Sonderbares, das sie selbst nicht begreift: aus der Sicherheit wird abermals Unsicherheit. In den ersten Tagen war sie nur erstaunt und überrascht gewesen, dass alle diese fremden vornehmen, eleganten und bezaubernden Menschen sie als einen nehmen von ihnen. Jetzt aber, da sie spürt, dass sie besonders gefällt, dass sie mehr als die andern, mehr als diese rotblonde und so fabelhaft angezogene Amerikanerin, mehr als das witzige, lustige, spritzig kluge Mannheimer Mädchel die Neigung, die Neugier, die Spannung all dieser Männer anzieht, wird sie von neuem unruhig. »Was wollen sie von mir?«, fragt sie sich und wird immer unruhiger in ihrer Gegenwart. Denn es ist so sonderbar mit diesen jungen Menschen, zu Hause hat sie sich nie um Männer gekümmert, und wenn sie mit ihnen war, nicht ihre Gegenwart beunruhigt gespürt. Nie hat sich ein Gedanke gerührt, ein heimlicher oder sinnlicher, bei diesen schweren Provinzlern mit ihren plumpen tappigen Händen, denen nur das Bier manchmal die Schwere wegnimmt, mit ihren groben, gleich gemein werdenden Späßen und ihrer frechen Handgreiflichkeit. Nur Ekel hatte sie gespürt, wie vor Tieren, wenn einmal einer im Rausch aus dem Wirtshaus kommend ihr zuschnalzte oder sie im Amt mit süßlichen Komplimenten umwarb. Aber diese jungen Menschen hier, immer spiegelglatt rasiert und die Hände manikürt, die mit ihrer geschmeidigen Manier allergefährlichste Dinge so locker und lustig zu sagen wissen, die ihren Fingern auch bei der flüchtigsten Berührung Zärtlichkeit zu geben wissen, machen sie manchmal auf eine ganz neue Art neugierig und unruhig. Sie spürt, wie in ihr eigenes Lachen ein fremder Ton kommt, wie sie mit plötzlicher Angst wegrückt. Irgendwie fühlt sie sich unruhig gemacht in dieser scheinbar bloß kameradschaftlichen und doch ge-

fährlichen Gegenwart, und besonders vor dem einen, der so deutlich andrängt und um sie wirbt wie der Ingenieur, spürt sie manchmal ein Gefühl wie eine leichte und doch wollüstige Schwindligkeit.

Glücklicherweise ist sie selten allein mit ihm, meist sind zwei oder drei Frauen mit, und in deren Gegenwart fühlt sie sich sicherer. Manchmal wirft sie einen kleinen Seitenblick aus ihrer Bedrängnis, ob die andern sich besser zu wehren wissen, und lernt, ohne es zu wollen, allerhand kleine Raffinements von ihnen, geheuchelte Erbitterung oder frech-lustiges Darüberhinweg bei manchen zu körperlichen Keckheiten und vor allem die Kunst, rechtzeitig abzubrechen, wenn die Nähe gefährlich wird. Aber auch wenn sie nicht mit den Männern ist, spürt sie jetzt die Atmosphäre, besonders wenn sie mit der kleinen Mannheimerin plaudert, die mit einer ihr ganz unbekanntenen Offenheit über die heikelsten Themata spricht. Studentin der Chemie, klug und gerissen, übermütig sinnlich, im letzten Augenblick doch beherrscht, sieht sie mit ihren scharfen schwarzen Augen alles, was vorgeht. Von ihr erfährt Christine alle Affairen des Hotels, dass das kleine grell geschminkte Persönchen mit den oxydierten Haaren gar nicht die Tochter des französischen Bankiers ist, als die er sie ausgibt, sondern seine Geliebte, dass sie zwar in zwei Zimmern schlafen, aber in der Nacht ... Sie selber hat es gehört von nebenan ... Und dass die Amerikanerin auf dem Schiff mit dem deutschen Filmstar etwas gehabt hat, es sei eine Wette gewesen zwischen drei Amerikanerinnen, wer ihn kriege, und dass der deutsche Major dort homosexuell sei, der Lift-boy hätte dem Dienstmädel darüber einiges erzählt; als ganz natürliche, selbstverständliche Dinge, ohne Schatten einer Entrüstung plaudert die Neunzehnjährige im lockern Plauderton der Sechszwanzigjährigen die ganze Chro-

nik scandaleuse vor. Und Christine, die sich schämt, durch ein Erstaunen ihre Unerfahrenheit zu verraten, hört neugierig zu und blickt nur manchmal von der Seite das quicklebendige kleine Mädel mit einer Art schauriger Bewunderung an; dieses kleine, schmale Körperchen, denkt sie, muss selbst schon allerhand erfahren haben, was ich nicht weiß, sie könnte sonst nicht so sicher und selbstverständlich davon reden, und unwillkürlich macht das Darandenken an alle diese Dinge sie unruhig. Es ist, als ob tausend neue winzige Poren in ihrer Haut aufgegangen wären und plötzlich Wärme in sich einsaugten, so brennt ihr manchmal die Haut, und mitten im Tanz spürt sie sich schwindelig werden. »Was ist mit mir?«, fragt sie sich nach, eine Neugier hat in ihr begonnen zu wissen, wer sie selber ist, und nach der Entdeckung dieser neuen Welt sich selbst zu entdecken.

\*\*\*

Und abermals drei Tage, vier Tage, eine ganze wilde Woche ist im Flug vorbei. Im Speisesaal sitzt smokinggerüstet Anthony mit seiner Frau beim Dinner und knurrt. »Jetzt habe ich aber diese Unpünktlichkeit satt. Das erste Mal, well, das kann jedem passieren. Aber den Tag herumzustreunen und einen noch sitzen und warten zu lassen, das ist eine Ungezogenheit. Zum Teufel, was denkt sie sich eigentlich!« Claire beschwichtigt. »Mein Gott, was willst du? So sind sie heute alle, nichts zu machen, Nachkriegserziehung, die kennen nur ihr eigenes Jungsein und ihr Vergnügen.«

Aber Anthony wirft ingrimmig die Gabel auf den Tisch: »Zum Teufel mit diesem ewigen Vergnügen. Ich war auch einmal jung und bin über den Strang gegangen, aber Ungezogenheiten habe ich mir nicht erlaubt und hätt' mirs auch nicht erlauben dürfen. Die zwei Stunden im Tage, wo

dein Fräulein Nichte noch geruht, uns die Ehre ihrer Gegenwart zu erweisen, hat sie pünktlich zu sein. Und dann noch eins bitt' ich mir aus – sage ihr das endlich einmal, und zwar gründlich! – dass sie nicht jeden Abend diesen Haufen Burschen und Mädels an unsern Tisch schleppt; was geht mich dieser stiernackige Deutsche an mit seiner kahlgeschorenen Sträflingsfrisur und seinem Kaiser-Wilhelm-Geschnarr, und der jüdische Referendar mit seinen ironischen Gescheitheiten und diese Flapper aus Mannheim, die ausschaut wie aus einer Bar geborgt. Nicht einmal meine Zeitung kann ich lesen, immer wirbelt und paukt und lärmst das hin und her: wie komme ich dazu, mich mit solchen windigen Rotznasen zusammenspannen zu lassen. Heute abends bitte ich mir jedenfalls meinen Frieden aus, und wenn sich auch einer von dieser lauten Bande an meinen Tisch setzt, schmeiß ich alle Gläser um.« Claire widerspricht nicht direkt, sie weiß, es tut nicht gut, sobald einmal blaue Adern oben an seiner Stirn aufzittern; was sie ärgert, ist eigentlich, dass sie Anthony recht geben muss. Anfangs war sie selbst es gewesen, die Christine in diesen Wirbel hineinschob, es hatte ihr Spaß gemacht zu sehen, wie flink und geschickt ihr Mannequin sich in die Toiletten hineinpasste; aus ihrer eigenen Jugend dämmert noch ein verworrenes Erinnern an die Entzückung, wie sie das erste Mal sich nobel aufzutun und mit ihrem Gönner bei Sacher speisen durfte. Aber tatsächlich, in diesen letzten zwei Tagen hat Christine jedes Maß verloren: wie jeder Trunkene spürt sie nur sich und ihre wirbelnde Seligkeit, sie merkt zum Beispiel nicht, dass abends der alte Mann schon schläfrig den Kopf sinken lässt, merkt es selbst dann nicht, wenn die Tante eindringlich mahnt: »Komm, es wird schon spät« – eine Sekunde schreckt sie nur aus ihrem Taumel auf. »Ja, selbstverständlich, Tante, nur diesen einen Tanz

noch habe ich versprochen, nur diesen einen Tanz.« Aber in der nächsten Sekunde – und sie hat alles vergessen, sie merkt nicht einmal, dass der Onkel, des Wartens überdrüssig, vom Tisch aufgestanden ist, ohne ihr gute Nacht zu sagen, und denkt gar nicht daran, er könnte böse sein; überhaupt, böse und gekränkt, wer könnte das sein in dieser wunderbaren Welt! Derart unfassbar ist ihr, dass nicht alle brennen vor Begeisterung, nicht jeder flackert und fiebert vor Übermut, vor hitzigem Behagen, dass sie im Wirbel das Gleichgewicht verliert. Zum ersten Mal seit sechsundzwanzig Jahren hat sie sich selbst entdeckt, und diese Entdeckung ist dermaßen berauschend, dass sie an alle Menschen außer sich selbst vergisst.

Auch jetzt stürmt sie, von der eigenen Hitze getrieben, angeschnurrt wie ein Kreisel, in den Speisesaal, sich noch im Gehen ungeniert die Handschuhe abreißend (wer kann hier etwas übelnehmen?), lacht den beiden jungen Amerikanern im Vorbeigehen ein lustiges »Hulloh« zu (sie hat allerhand gelernt), und steuert querhin zur Tante, die sie zärtlich von rückwärts anfasst und auf die Wange küsst. Dann erst ein kleines Erschrecken: »Oh, ihr seid schon so weit? Verzeihung! ... Ich hab's gleich den beiden Kerlen gesagt, dem Percy und dem Edwin, ihr macht es nicht mit eurem schäbigen Ford in vierzig Minuten bis zum Hotel und wenn ihr noch so anpöhl! Aber sie habens mir nicht geglaubt ... Ja, Kellner, Sie können schon servieren, gleich beide Gänge, damit ich euch einhole ... also ja, der Ingenieur hat selbst gelenkt, er fährt famos, aber ich hab's gleich gemerkt, der alte Klapperkasten kommt nicht über achtzig, da saust der Rolls Royce von Lord Elkins anders, und wie das federt ... übrigens, die Wahrheit zu sagen, vielleicht wars auch, weil ich selber ein bisschen das Lenken probiert hab', natürlich Edwin neben mir ... ganz leicht ist es, die



ganze Zauberei ... und dann fahre ich dich, Onkel, als Ersten aus, nicht wahr, du traust dich doch ... aber Onkel, was hast du denn? Bist mir doch nicht böse wegen dem Bissel zu spät, nicht wahr, nein? ... Ich schwör dir, es war nicht meine Schuld, ich hab's ihnen gleich gesagt, sie machen es nicht in vierzig Minuten ... aber man soll sich wirklich nur auf sich selber verlassen ... ausgezeichnet ist diese Pastete, und der Durst, den ich hab! ... Ach, man weiß gar nicht, wie gut man hat bei euch. Morgen nachmittag soll's wieder losgehen bis nach Landeck hinein, aber ich hab gleich gesagt, ich tu nicht mit, ich muss doch mit euch einmal wieder spazieren gehen, aber man hat hier wirklich keine Ruhe ...«

Das prasselt und flackert nur so herunter wie Feuer vom dürren Holz. Erst nach einiger Zeit, da sie ganz erschöpft stockt, bemerkt Christine, dass ihr passioniertes Erzählen gegen ein hartes und kaltes Schweigen stößt. Der Onkel blickt starr auf den Fruchtkorb, als interessierten ihn die Orangen dort mehr als das ganze Geschwätz, die Tante spielt nervös mit den Bestecken. Keiner spricht ein Wort. »Du bist doch nicht ungehalten, Onkel, ernstlich ungehalten?«, fragt Christine beunruhigt. »Nein«, murrte er, »aber mach, dass du fertig wirst.« So ärgerlich fährt's ihm heraus, dass es Claire peinlich berührt, denn Christine sitzt sofort kleinlaut da wie ein geschlagenes Kind. Sie wagt nicht aufzublicken, den halbzerschnittenen Apfel hat sie verschüchtert auf den Teller gelegt, und um den Mund zuckt es hin und her. Rasch greift die Tante ein; um abzulenken, wendet sie sich an Christine und fragt: »Was hörst du denn von Mary? Hast du gute Nachrichten von zu Hause? Ich wollte dich schon die ganze Zeit fragen.« Aber Christine wird noch blässer, sie spürt ein Zittern bis zu den Zähnen. Um Himmels willen, daran hat sie noch gar nicht gedacht! Seit einer Woche sitzt sie jetzt hier herum und es ist ihr gar

nicht aufgefallen, dass sie nicht eine einzige Zeile Post bekommen hat, das heißt, zwischendurch in flüchtigen Augenblicken hatte sie sich gewundert und immer wieder vorgenommen zu schreiben, aber dann kam immer wieder ein Wirbel dazwischen. Jetzt fällt ihr das Versäumnis wie ein Hieb aufs Herz. »Ich kann mir nicht erklären, keine einzige Zeile habe ich bisher von zu Hause. Ob am Ende etwas verlorengegangen ist?« Jetzt wird auch das Gesicht der Tante spitz und streng. »Merkwürdig«, sagt sie, »sehr merkwürdig! Aber vielleicht kommst davon, dass man dich hier nur als Miss van Boolean kennt und die Briefe für Hoflehner liegen unbehoben beim Portier. Hast du bei ihm nachgefragt?« »Nein«, atmet Christine ganz still und niedergeschmettert. Sie erinnert sich deutlich, dreimal oder viermal, eigentlich jeden Tag hat sie fragen wollen, aber immer war etwas los, immer wieder hat sie darauf vergessen. »Entschuldige, Tante, einen Augenblick!«, springt sie empor, »ich will gleich nachsehen.«

Anthony lässt die Zeitung sinken, er hat alles gehört. Zornig blickt er ihr nach. »Da hast du's! Die Mutter schwerkrank, sie hat selber erzählt und sie fragt nicht einmal nach, nur hin und her flappern den ganzen Tag! Jetzt siehst du, ob ich recht hatte.« »Wirklich unglaublich«, seufzt die Tante, »in acht Tagen nicht ein einziges Mal nachzufragen, wo sie doch weiß, wie es mit Mary steht. Und anfangs war sie so rührend besorgt um die Mutter, mit Tränen in den Augen hat sie mir erzählt, wie schrecklich es ihr war, sie allein zurückzulassen. Unglaublich, wie sie sich verändert hat.«

Inzwischen ist Christine zurückgekommen, mit ganz andern, ganz kleinen Schritten, verwirrt und beschämt. Ganz dünn setzt sie sich in den breiten Fauteuil, am liebsten möchte sie sich ducken wie vor einem verdienten Schlag. Tatsächlich, drei Briefe und zwei Karten sind beim Portier

unbeobachtet, jeden Tag hat mit rührender Sorgfalt Fuchsthaler genaue Nachrichten gesandt, und sie – wie ein Stein fällt es auf ihr Gewissen – sie hat nur einmal eine einzige Karte mit Bleistift von Celerina rasch hingeschmiert. Nicht ein einziges Mal hat sie den schön schraffierten, den zärtlich gezeichneten Plan des braven, verlässlichen Freundes mehr angesehen, sie hat seine kleine Gabe überhaupt nicht aus dem Koffer genommen; weil sie unbewusst ihr früheres, ihr anderes, ihr Hoflehner-Ich vergessen wollte, hat sie das Ganze hinter ihr, die Mutter, die Schwester, die Freunde vergessen. »Nun«, fragt die Tante, da sie sieht, dass Christine die Briefe uneröffnet in der Hand beben, »willst du sie nicht lesen?« »Ja, ja, gleich«, murmelt Christine. Gehorsam reißt sie die Couverts auf und fliegt, ohne auf das Datum zu achten, die klaren, sauberen Zeilen Fuchsthalers durch: »Heute geht es gottlob etwas besser« steht in dem einen und in dem andern: »Da ich Ihnen ehrenwörtlich versprochen habe, verehrtes Fräulein, ehrliche Nachrichten über das Befinden Ihrer sehr verehrten Frau Mutter zu geben, muss ich leider mitteilen, dass wir gestern nicht ohne Sorge waren. Die Aufregung über Ihre Abreise hat nicht ungefährliche Erregungszustände verursacht ...« Sie blättert hastig weiter. »Die Injektion hat eine gewisse Beruhigung erzielt, und wir hoffen wieder das Beste, wenn auch die Gefahr eines neuerlichen Anfalls nicht gänzlich ausgeschaltet ist.« »Nun«, fragt die Tante, die Christines Erregung bemerkt, »wie geht es der Mutter?« »Ganz gut, ganz gut«, sagt sie aus lauter Verlegenheit, »das heißt, Mutter hat wieder ihre Beschwerden gehabt, aber es ist schon vorbei, und sie grüßt vielmals, und auch die Schwester lässt die Hand küssen und vielmals danken.« Aber sie glaubt selbst nicht, was sie sagt. Warum schreibt die Mutter selbst nicht, nicht eine Zeile, denkt sie nervös, ob ich nicht lieber tele-

grafieren sollte oder versuchen, telefonisch das Postamt anzurufen, meine Stellvertreterin weiß doch gewiss Bescheid. Jedenfalls muss ich gleich schreiben, wirklich eine Schande, dass ich es noch nicht getan habe. Sie wagt nicht die Augen zu heben, aus Furcht, dem beobachtenden Blick der Tante zu begegnen. »Ja, es wird gut sein, wenn du ihnen einmal ausführlich schreibst«, sagt die Tante, als hätte sie ihren Gedanken erraten. »Und von uns beiden sag die herzlichsten Grüße. Übrigens, auch wir gehen heute nicht in die Halle, sondern gleich hinauf in unser Zimmer, Anthony strengt dieses tägliche lange Aufbleiben doch zu sehr an. Gestern konnte er überhaupt nicht mehr einschlafen, und schließlich ist er auch zu seiner Erholung da.« Christine spürt den versteckten Vorwurf. Sie erschrickt, das Herz wird ihr plötzlich klein und kalt. Beschämt nähert sie sich dem alten Mann. »Bitte, Onkel, nimms mir nicht übel, ich konnte nicht ahnen, dass es dich anstrengt.« Der alte Mann, halb noch gekränkt, halb schon gerührt von ihrem demütigen Ton, knurrt abwehrend. »Ach was, wir alten Leute schlafen immer schlecht. Hie und da machts mir ja Spaß, so im Wirbel zu sein, aber nicht jeden Tag. Und schließlich, jetzt brauchst du uns nicht mehr, du hast ja Gesellschaft genug.«

»Nein, keinesfalls, ich gehe mit euch.« Vorsichtig hilft sie dem alten Mann in den Lift hinein und führt ihn so sorglich und zärtlich, dass der Unmut der Tante allmählich schmilzt. »Du musst verstehen, Christel, man will dir ja kein Vergnügen nehmen«, sagt sie, während sie die zwei Stockwerke hinaufsausen, »aber dir wirts auch nur guttun, dich einmal gründlich auszuschlafen, sonst übermüdest du dich und deine ganze Erholung geht darauf. Es kann nicht schaden, wenn du einmal eine Pause machst in dem Wirbel. Bleib heute nur ruhig in deinem Zimmer und schreib Briefe, offen gesagt, es passt sich nicht, wenn du immer

allein mit den Leuten herumziehst, und außerdem, ich bin nicht übermäßig von allen entzückt. Ich hätte dich lieber mit General Elkins gesehen als mit diesem jungen ›Ich-weiß-nicht woher‹. Glaub mir, du tust besser, du bleibst heute oben.«

»Ja, ich versprech dir, Tante«, sagt Christine ganz demütig, »du hast recht, ich weiß selbst. Es war nur so ... ich weiß nicht wie ... diese Tage haben mich ganz wirr und wirbelig gemacht, vielleicht ist es auch die Luft und das alles. Aber ich bin selbst froh, dass ich einmal ruhig nachdenken und Briefe schreiben kann. Ich gehe gleich hinüber, du kannst dich verlassen. Gute Nacht!«

\*\*\*

Sie hat recht, denkt Christine, ihr Zimmer aufsperrend, und sie meint es mir doch nur gut. Wirklich, ich hätte mich nicht so treiben lassen sollen, wozu diese Hetzerei, ich hab doch noch Zeit, acht Tage, neun Tage, und schließlich, wenn ich mich krank melde und um Verlängerung telegrafiere, was kann mir geschehen, ich hab doch noch nie Urlaub gehabt und nie eine Stunde in den Dienstjahren gefehlt. Sie glauben es mir schon in der Direktion, und die Substitutin ist doch nur froh. Wunderbar, wie ruhig es hier ist, in dem schönen Zimmer, keinen Ton hört man herauf, endlich kann man einmal nachdenken, alles besinnen. Ja, und das Buch, das Lord Elkins mir geliehen hat, das muss ich doch endlich lesen – nein, erst die Briefe, ich bin doch herauf, meine Briefe zu schreiben. Eine Schande, acht Tage keine Zeile an die Mutter, an die Schwester, an den braven Fuchsthaler, der Assistentin soll ich doch auch eine Ansichtskarte schicken, das gehört sich doch, und den Kindern der Schwester habe ich auch eine versprochen. Und

noch was habe ich versprochen, was nur – mein Gott, ich bin ganz konfus, was hab ich denn wem versprochen –, ach so, dem Ingenieur, dass wir morgen früh zusammen den Ausflug machen. Nein, keinesfalls allein mit ihm, nur nicht mit ihm, und dann – morgen muss ich doch mit dem Onkel und der Tante sein, nein, ich gehe nicht mehr mit ihm allein ... Aber eigentlich sollte ich dann absagen, sollt' rasch heruntergehen, dass er dann morgen nicht umsonst wartet ... nein, ich hab doch der Tante versprochen, ich bleib hier ... Übrigens, ich kann's doch durchs Telefon dem Portier hinuntersagen, er soll's ihm ausrichten ... durchs Telefon, ja, so ists am besten. Nein, doch nicht ... Wie sieht das aus, sie glauben am Ende, ich bin krank oder hab Hausarrest und die ganze Bande macht sich lustig über mich. Besser, ich schick ihm paar Zeilen hinunter, ha, so mach ichs lieber, und die andern Briefe spedier ich gleich mit, damit sie der Portier morgen früh auf die Post gibt ... Donnerwetter ... Wo steckt denn das Briefpapier? ... Nein, sowas, die Mappe leer, das sollte in einem so noblen Hotel doch nicht vorkommen ... einfach ausgeräumt ... Nun, man kann ja läuten, das Dienstmädchen holt gleich eins herauf ... aber kann man wirklich noch läuten, jetzt nach neun, wer weiß, die schlafen alle schon und vielleicht sieht's sogar komisch aus, man schellt eigens in der Nacht wegen paar Bogen Papier ... besser, ich spring selbst hinunter und hol mir's aus dem Schreibzimmer ... Wenn ich nur nicht Edwin in den Weg laufe ... Die Tante hat recht, ich sollte ihn nicht so nah an mich heranlassen ... Ob er sich das auch gegen andere erlaubt, wie das heut nachmittags im Auto ... die ganzen Knie entlang, ich verstehe gar nicht, wie ich mirs hab gefallen lassen können ... Ich hätt eigentlich wegrücken sollen und mir das verbitten ... ich kenne ihn doch erst paar Tage. Aber ganz gelähmt war ich davon ... schrecklich, wie

man plötzlich ganz schwach, ganz willenlos wird, wenn ein Mann einen so anrührt ... das hätt ich mir nie vorstellen können, dass einen plötzlich die Kraft so auslässt ... Ob andere Frauen auch so sind ... nein, das sagt einem keine, so frech sie sonst reden, so tolle Geschichten sie einem erzählen ... Irgendetwas hätt ich doch tun sollen, sonst glaubt er am Ende, man lässt sich von jedem so anfassen ... oder bildet sich ein, man will es haben ... Schauerlich, wie das war, dieses Rieseln die Haut entlang bis in die Zehen ... wenn er das einem jungen Mädels macht, ich verstehe, dass die toll wird – und wie er mir an den Kurven den Arm plötzlich presste, schrecklich, wie er ... ganz schmale Finger hat er, nie hab ich bei einem Mann so weibisch gepflegte Nägel gesehen, und doch, wenn er zupackt, fühlt mans wie eine eiserne Klammer ... ob er das wirklich bei jeder tut ... Wahrscheinlich mit jeder ... ich muss ihn wirklich daraufhin beobachten nächstens, wenn er tanzt ... Schrecklich, dass man so gar nichts weiß, jede andere kennt in meinem Alter sich aus, sie würde sich schon Respekt verschaffen können ... Oder nein, was hat Carla erzählt, wie hier die Türen gehen die ganze Nacht ... ich muss gleich den Riegel vorschieben ... Wenn sie nur zu einem aufrichtig wären, nicht so ein Hin und Her und dran Vorbei, wenn man nur wüsste, wie's die andern tun, ob's die auch so packt und wirr macht ... Mir ist so etwas nie passiert! Ja, doch einmal vor zwei Jahren, wie der elegante Herr mich angesprochen hat auf der Währinger Straße, ganz ähnlich hat er ausgesehen, auch so hoch und straff ... schließlich, es wär nichts dabei gewesen, ich hätt damals, wie er mich eingeladen hat, mit ihm genachtmahlt ... alle machen doch so Bekanntschaft. Aber damals hab ich Angst gehabt, ich komm zu spät nach Haus ... mein ganzes Leben lang hab ich diese dumme Angst gehabt und hab Rücksicht genommen auf je-

den, auf alle ... und dabei geht die Zeit weg und man kriegt Falten um die Augenwinkel ... Die andern, die waren gescheiter, die habens besser verstanden ... Wirklich, ob noch ein anderes Mädels hier sitzen tät, allein im Zimmer, und unten ist es lustig und hell ... nur weil der Onkel müd ist ... Keine würde so sitzen bleiben am frühen Abend ... wie viel Uhr ist denn eigentlich ... neun Uhr erst, neun Uhr ... bestimmt werde ich nicht schlafen können, ausgeschlossen ... mir ist so furchtbar heiß auf einmal ... Ja, das Fenster auf ... wie gut das tut, die Kälte auf die nackte Schulter ... ich soll achtgeben, dass ich mich nicht verkühle ... Ach was, immer diese dumme Ängsterei, immer diese Vorsicht, Vorsicht ... Was hat man schon davon ... Ah, wunderbar die Luft durch das dünne Kleid, ganz nackt fühlt man sich darin ... wozu hab ich's eigentlich angezogen und für wen, dieses schöne Kleid ... kein Mensch sieht einen darin, wenn man hier im Zimmer hockt ... Ob ich nicht noch rasch hinunterlaufen sollt! ... Ich müsst mir doch Briefpapier holen oder eigentlich, ich könnte sie unten schreiben, die Briefe, im Schreibzimmer ... Da ist doch wirklich nichts dabei ... Brrr, eiskalt ist das geworden, ich mach lieber doch das Fenster zu: eiskalt ist es jetzt herin ... und da soll man im leeren Sessel sitzen? ... Unsinn, ich lauf hinunter, da wird mir gleich warm ... Aber wenn mich Elkins sieht und erzählt's morgen der Tante oder sonst wer? ... Ach was ... dann sage ich eben, ich habe die Briefe zum Portier hinunter gegeben ... da kann sie doch wirklich nichts sagen ... ich bleib doch nicht unten, nur die Briefe schreib ich, die zwei Briefe, dann gleich wieder herauf ... Wo ist mein Mantel? Aber nein, keinen Mantel, ich komme doch gleich wieder herauf, nur die Blumen ... nein, die sind von Elkins ... Ach was, gleichgültig, die passen dazu ... Vielleicht dass ich zur Vorsicht noch an der Tür der Tante vorbeischaue, ob sie schon

schläft ... Unsinn, was brauche ich das ... ich bin doch kein Schulfrauen mehr ... immer diese blöde Angst! Ich werde doch keinen Permess brauchen, wenn ich für drei Minuten hinunterlaufe. Also vorwärts ...

Und rasch, hastig und scheu läuft sie, wie um das eigene Zögern zu überrennen, die Treppe hinab.

\*\*\*

Wirklich, es ist gelungen, von der Halle, die von Tanz und Menschen brodelte, unbemerkt ins Schreibzimmer zu flüchten. Der erste Brief ist geschrieben, der zweite wird eben fertig. Da spürt sie auf der Schulter eine Hand. »Arretiert! So ein Raffinement, sich hier zu verstecken. Seit einer Stunde fahre ich in allen Ecken herum, nach dem Fräulein von Bohlen, alle Leute frage ich, sie lachen mich schon aus, und da sitzt sie geduckt wie das Häschen im Korn. Jetzt aber gleich los!« Der hohe schlanke Mann steht hinter ihr, wieder spürt sie den verhängnisvollen Griff bis in die Nerven hinab. Sie lächelt schwach, zugleich erschreckt von dem Überfall und doch entzückt, dass schon eine halbe Stunde ihm genügt hatte, sie so sehr zu vermissen. Aber immerhin, sie hat noch genug Kraft zur Abwehr. »Nein, ich kann heute nicht tanzen, ich darf nicht. Ich hab noch Briefe zu schreiben, sie müssen noch mit dem Frühzug fort. Und dann, ich hab meiner Tante versprochen, heute abends oben zu bleiben. Nein, ausgeschlossen, ich darf nicht. Sie wäre schon böse, wenn sie wüsste, dass ich noch einmal heruntergekommen bin.«

Konfidenzen sind immer gefährlich, denn ein Geheimnis, einem Fremden anvertraut, löst die Fremdheit zu ihm. Man hat etwas von sich weggegeben und ihm damit einen Vorteil gegeben. Tatsächlich, sofort wird der hart be-

gehrende Blick vertraulich: »Aha, durchgebrannt! Ohne Urlaubsschein. Na, keine Angst, ich werde Sie nicht verzeihen, ich nicht ... Aber jetzt, wo ich mir die Beine eine Stunde lang in den Leib gestanden habe, lass ich Sie nicht so leicht wieder frei, nein, nicht zu denken daran. Wer A sagt, muss auch B sagen, wenn Sie schon einmal heruntergekommen sind ohne Permess, so bleiben Sie jetzt ohne Permess mit uns.«

»Was fällt Ihnen ein! Unmöglich. Am Ende kommt die Tante noch herunter. Nein, ausgeschlossen!«

»Nun, das wollen wir gleich dokumentarisch feststellen, ob Tantchen schon schläft. Kennen Sie die Fenster?« »Aber warum?« »Sehr einfach, wenn die Fenster dunkel sind, dann schläft Tante schon. Und wer einmal ausgezogen im Bett liegt, zieht sich nicht eigens an, um nachzusehen, ob das Kindchen brav ist. Mein Gott, wie oft sind wir im Technikum ausgerückt, Wohnungsschlüssel und Haustorschlüssel gut eingölt und in bloßen Strümpfen bis zum Hausflur hinunter. So ein Abend war immer siebenmal so lustig wie die feierlich beurlaubten. Also los, zur Konstatierung!« Unwillkürlich muss Christine lächeln; wie leicht, wie locker sich hier alles löst, wie hier alle Schwierigkeiten sich entwirren! Ein Kleinmädelübermut kitzelt sie, ihre allzu strengen Wächter zum Narren zu halten. Aber nur nicht zu rasch nachgeben, denkt sie sich. »Ausgeschlossen, ich kann doch nicht so hinaus in die Kälte! Ich habe gar keinen Mantel mit.«

»Dafür haben wir Ersatz. Einen Augenblick«, und schon springt er hin zur Garderobe und holt seinen Ulster, der dort weich und wollig hängt. »Wird schon passen, nur hinein!«

»Aber ich sollte doch ...«, denkt sie und denkt dann doch wieder nicht mehr weiter, was sie eigentlich soll, denn schon hat er ihr einen Arm hineingeschoben in den wei-

chen Rock, jetzt wäre Widerstand kindisch, lachend und spitzbübisch behaglich wickelt sie sich in das fremde männliche Kleid hinein. »Nicht durch den großen Ausgang«, lächelt er in ihren verhüllten Rücken, »hier durch die Seitentür und gleich machen wir der Tante die Fensterpromenade.« »Aber wirklich nur einen Augenblick«, sagt sie, und kaum im Dunkel, fühlt sie schon seinen Arm wie selbstverständlich untergeschoben. »Nun, wo sind die Fenster?« »Links im zweiten Stock, dort das Eckzimmer mit dem Balkon.« »Dunkel, stockdunkel, hurrah! Kein Zwirnsfadens Licht, die schlafen schon ausgiebig. So, und jetzt übernehme ich die Führung. Zunächst einmal zurück in die Halle!« »Nein, um keinen Preis! Wenn Lord Elkins oder wer anderer mich dort sieht, der erzählt's sofort morgen zurück, und sie sind ohnehin schon ganz böse auf mich ... Nein, ich gehe gleich hinauf.«

»Dann anderswohin, in die Bar nach St. Moritz. Zehn Minuten Auto und wir sind drüben, dort kennt Sie niemand und niemand kann Sie vertratschen.«

»Was denken Sie! Sie haben Ideen! Wenn mich hier jemand mit Ihnen einsteigen sieht ins Auto – das ganze Hotel würde vierzehn Tage nichts anderes reden.« »Dafür wird gesorgt, das überlassen Sie mir. Selbstverständlich steigen Sie nicht vor der Haustür offiziell ein, wo die verehrliche Hoteldirektion vierzehn Bogenlampen knattern lässt. Sie gehen dort den Waldweg vierzig Schritte bis tief in den Schatten, in einer Minute komme ich mit dem Auto nach, und in fünfzehn Minuten sind wir drüben. Abgemacht, erledigt.«

Immer wieder staunt Christine, wie leicht sich hier alles löst. Ihr Widerstand zeigt schon halbe Zustimmung. »Wie einfach Sie sich das vorstellen.« »Einfach oder nicht einfach, aber so ists und so wirds gemacht. Ich laufe gleich hinüber und lasse ankurbeln. Sie gehen inzwischen voraus.«

Noch einmal, schwächer schon, schaltet sie zögernd ein: »Aber wann sind wir zurück?«

»Mitternacht spätestens.«

»Ihr Ehrenwort?«

»Mein Ehrenwort.«

Ein Ehrenwort dient einer Frau immer als Geländer, an das sie sich anklammert, ehe sie fällt. »Also gut, ich verlasse mich auf Sie.«

»Immer scharf links hinüber bis zur Straße und nicht an den Bogenlampen vorbei. In einer Minute komme ich nach.«

Während sie in die vorgeschlagene Richtung geht (warum gehorche ich ihm eigentlich so?), fällt ihr ein, ich sollte doch eigentlich ... ich sollte doch ... aber weiter kann sie nicht denken, nicht sich erinnern, was sie eigentlich sollte, denn schon intrigiert sie das neue Spiel, eingemummt in eines fremden Mannes Mantel, indianerhaft heimlich durch das Dunkel zu streifen, wieder einmal, wieder einmal aus ihrem sichtbaren Leben heraus in andere Verwandlung, abermals eine andere, als die sie sich bislang gekannt. Nur einen Augenblick muss sie im Waldesschatten warten, dann tasten schon zwei breite Lichtfinger die Straße entlang, silbern fährt der aufgeblendete Scheinwerfer zwischen die Tannen, und offenbar hat der Führer sie bereits erspäht, denn mit einem Schlag stoppen die scharfen, schneidenden Lichter ab, und der Wagen, massig und schwarz, knirscht bis knapp an sie heran. Jetzt löschen diskret auch die Innenlichter, nur der blaue Schein um den Geschwindigkeitszähler schneidet einen winzigen Kreis Farbe in die Finsternis. So schwarz trifft sie das plötzliche Dunkel nach dem eben noch schmetternden Lichtguss, dass Christine nichts unterscheiden kann, aber da öffnet sich schon der Wagenschlag, eine Hand kommt, hilft herein, hinter ihr

knackt die zugefallene Klinke, gespenstig schnell das alles, wirbelnd und abenteuerlich wie im Kino; ehe sie Zeit findet, Atem zu holen oder etwas zu sagen, zieht das Auto schon wieder scharf an, und in diesem ersten Ruck, der ihr den Körper unwillkürlich zurückwirft, fühlt sie sich schon umarmt und gefasst. Sie will sich wehren, ängstlich deutet sie auf den Rücken des Chauffeurs, der wie ein kleines Gebirge am Steuer vor ihnen starr und unbeweglich sitzt, sie hat Scham vor diesem nahen Zeugen und weiß sich anderseits gerade durch seine Gegenwart vor dem Äußersten beschützt. Aber der Mann neben ihr antwortet mit keinem Wort. Sie fühlt nur warm und drängend ihren Körper umfasst, seine Hände an den ihren, nun an ihren Armen, nun an ihren Brüsten und jetzt einen herrisch fremden, gewaltsamen Mund, der den ihren sucht, der heiß und feucht ihre allmählich nachgebenden Lippen aufbricht. Unbewusst hat sie all dies nur gewollt und erwartet, dieses Hart-Angefasstwerden, diese heillose Jagd der Küsse über Hals und Schultern und Wangen, bald da, bald dort das heiße Brandmal auf der zuckenden Haut, und das Leiseseinmüssen vor dem Zeugen steigert auf irgendeine Art noch den Rausch in diesem brennenden Spiel. Geschlossenen Auges, ohne Wort und Willen, sich zu wehren, lässt sie sich das atmende Stöhnen vom Munde wegsaugen und genießt aus dem ganzen gebäumten, bebenden Leib empor die Lust der Lippen mit. Das alles dauert, sie weiß nicht wie lange, in einem Jenseits von Raum und Zeit löst sie sich erst jäh, wie, nach deutlicher Hupenwarnung des Chauffeurs, das Auto die beleuchtete Straße einfährt und vor der Bar des großen Hotels stoppt.

Sie steigt aus, verwirrt, taumelnd, beschämt und richtet schnell dabei das zerdrückte Kleid, das durchgeschüttelte, zerküsstes Haar. Ob es nicht jeder merken wird; aber nein,

niemand sieht sie auffällig an, in der halbdunklen, überfüllten Bar, höflich geleitet man sie an einen Tisch. Ein Neues wird ihr bewusst, ein wie undurchsichtiges Geheimnis das Leben einer Frau sein kann, wie meisterlich die Maske gesellschaftlicher Haltung auch leidenschaftlichste Erregung deckt. Nie hätte sie für möglich gehalten, dass sie, die Haut noch versengt von seinen Küssen, so aufrecht, ruhig, kühl und klar neben einem Manne sitzen könne und locker mit seiner gutgeplätteten Hemdbrust Konversation machen, und vor zwei Minuten hat man noch diese Lippen gefühlt bis an die harten verklammerten Zähne, hat sich gebogen unter der Wucht seiner Umfassung, und niemand ahnt hier unter den Menschen das Geringste. Wie viele Frauen haben sich so vor mir verstellt, denkt sie erschreckt, wie viele von denen, die ich kannte zu Hause und im Dorf. Alles hat doppelt gelebt, vielfach und hundertfach, heimlich und offenbar, während ich treuherzige Närrin mir an ihrer Zurückhaltung ein Beispiel nahm. Da spürt sie unter dem Tisch sein Knie sprechend herangeschoben. Sofort strömt ihr Blick über, sie sieht wie zum ersten Mal sein Gesicht, hart, braun, energisch, mit dem befehlenden Mund unter dem schmalen Bart, sie spürt seine Augen grüßend in sie hineindringen. Unwillkürlich zündet dies alles in ihr einen Stolz. Dieser feste, männliche Mann will mich, nur mich allein und keiner weiß es, nur ich. »Wollen wir tanzen?«, fragt er. »Ja«, antwortet sie, und in diesem Ja ist mehr. Zum ersten Mal ist ihr der Tanz nicht genug und die gemessene Berührung nur ungeduldige Vorahnung leidenschaftlicherer und hemmungsloserer Umarmung; sie muss sich beherrschen, um dies nicht sichtbar zu verraten.

Hastig trinkt sie ein, zwei Cocktails, die Lippen verbrannt von den Küssen, von den empfangenen oder von jenen, die sie noch begehrt. Schließlich erträgt sie es nicht

mehr, dieses Dasitzen unter den Menschen. »Wir müssen nach Hause«, sagt sie. »Ganz wie du willst.« Zum ersten Mal hört sie sein Du, es wirkt wie ein weicher Stoß ins Herz, und ganz selbstverständlich fällt sie beim Einsteigen ins Auto in seine Arme hinein. Zwischen die Küsse strömen jetzt drängende Worte. Nur eine Stunde solle sie zu ihm, ihr Zimmer sei im gleichen Stockwerk, niemand vom Personal sei jetzt noch wach. Sie trinkt die leidenschaftlichen Beschwörungen wie flüssiges Feuer in sich hinein. Ich habe noch Zeit, denkt sie verworren, mich zu wehren, während sie schon ganz überströmt ist von der Welle. Sie spricht nicht und antwortet nicht und empfängt nur aufgetan den Andrang dieser Worte, die sie zum ersten Mal von einem Manne hört.

An der gleichen Stelle, wo sie eingestiegen ist, macht das Auto halt. Unbeweglich bleibt der Rücken des Chauffeurs, während sie den Wagen verlässt. Sie geht allein in das Hotel zurück, die Bogenlampen vor dem Eingang sind schon ausgelöscht; und rasch durch die Halle; sie weiß, bestimmt kommt er ihr nach, und schon hört sie ihn, sportlich leicht drei Stufen auf einmal nehmend, ganz nah hinter sich. Gleich wird er mich fassen, fühlt sie, und plötzlich packt sie eine wirre, wahnwitzige Angst. Sie beginnt zu laufen und bleibt ihm voran: ein Sprung in die Tür und den Riegel vorgeschoben. Und dann hinbrechend auf einen Sessel, ein einziger beglückter Atemstoß: Gerettet!

\*\*\*

Gerettet, gerettet! Die Gelenke beben ihr noch: eine Minute und es wäre zu spät gewesen, schrecklich, wie unsicher, wie hilflos, wie schwach ich geworden bin, jeder könnte mich nehmen in so einem Augenblick, das habe ich

früher nie gekannt. Ganz sicher war ich doch – schrecklich, wie einen das aufwühlt und nervös macht! Ein Glück, dass ich noch die Energie hatte, hier rechtzeitig herein und die Tür vor ihm zu, weiß Gott, was sonst geschehen wäre.

Sie streift rasch im Dunkel die Kleider ab, heftig hämmert das Herz. Aber wie sie geschlossenen Auges dann im Bett liegt, weich die Glieder in der warmen Umfassung der Daunen, bebt die Haut noch von der langsam abklingenden Erregung. Unsinn, denkt sie, warum ängstige ich mich eigentlich so sehr. Sechszwanzig Jahre alt und immer noch sich sparen und verweigern, immer noch warten und zögern und sich fürchten! Warum spar ich mich denn und für wen? Der Vater hat gespart und die Mutter und ich, alle, alle haben wir gespart in diesen grässlichen Jahren, während die andern gelebt haben; immer habe ich keinen Mut gehabt, zu nichts, und wer hat's uns vergolten? Und mit einem Mal ist man alt und abgeblüht und stirbt und weiß nichts und hat nicht gelebt und nichts gewusst, und drüben beginnt dann wieder das kleine Leben, das grässlich enge, und hier, hier ist alles, und man muss es nehmen, doch ich fürcht mich, ich sperr mich und spar mich wie ein halbwüchsiges Mädel, feig, feig und dumm, Unsinn, Unsinn? Ob ich nicht doch den Riegel aufschieben sollte, vielleicht ... nein, nein, nicht heute. Aber ich bleibe doch hier, acht Tage, vierzehn Tage, wunderbare, unendliche Zeit! Nein, ich werde nicht mehr so dumm sein, so feig sein, alles nehmen, alles genießen, alles, alles ...

Und mit einem Lächeln auf den Lippen, die Arme gespannt, den Mund wie zu einem Kuss weich aufgetan, schläft Christine ein und weiß nicht, dass es ihr letzter Tag, ihre letzte Nacht ist in dieser obern Welt.

\*\*\*



Wer stark fühlt, beobachtet wenig: alle Glücklichen sind schlechte Psychologen. Nur der Beunruhigte spannt alle Sinne zu äußerster Schärfe, Instinkt der Gefahr macht ihn klug über seine natürliche Klugheit hinaus. Und für jemanden bedeutete, ohne dass Christine es ahnte, ihre Gegenwart seit einiger Zeit Beunruhigung und Gefahr. Jenes Mannheimer Mädels, das energisch und zielhaft dachte und deren zutunliche Plauderhaftigkeit sie törichtes Herzens für Freundschaft nahm, war über Christines gesellschaftlichen Triumph leidenschaftlich erbittert geworden. Vor der Ankunft dieser amerikanischen Nichte hatte der Ingenieur mit ihr heftig geflirtet und Andeutungen ernster, vielleicht heiratlicher Absichten gegeben; Entscheidendes war nichts geschehen, es fehlten vielleicht noch ein paar Tage und eine geschickte Stunde für entscheidende Aussprache; da war Christine gekommen, höchst unerwünschte Ablenkung, denn seitdem steuerte immer unverkennbarer das Interesse des Ingenieurs Christine zu, sei es, dass der Nimbus des Reichtums, der adelige Name den guten Rechner beeinflusst hatte, sei es die lodernde Heiterkeit, jene starke Welle Glück, die von ihr mitreißend ausging; jedenfalls mit einem noch kindischen Schulmädelsneid und gleichzeitig der energisch aktiven Erbitterung einer Erwachsenen merkte sich die kleine Mannheimerin kalt- und zurückgestellt. Der Ingenieur tanzte fast ausschließlich mehr mit Christine, saß allabendlich am Van-Boolean-Tisch, es war, erkannte die Rivalin, wollte man ihn nicht verlieren, höchste Zeit, die Zügel straff anzuziehen. Nun spürte mit dem Instinkt des Überwachen das kleine gerissene Mädels schon längst, dass an Christines Überschwang irgendetwas eigentümlich und gesellschaftlich ungewöhnlich war, und während sich die andern dem Zauber dieser Unbändigkeit sympathisch hingaben, suchte die Kleine dem Geheimnis auf die Spur zu kommen.

Ihre Überwachung begann mit einer systematisch gesteigerten Intimität. Sie fasste Christine beim Spazieren gehen immer zärtlich unter den Arm und erzählte von sich selbst halb wahre und halb unwahre Intimitäten, nur um aus der andern etwas Kompromittantes herauszulocken. Abends besuchte sie die Arglose auf dem Zimmer, setzte sich zu ihr auf das Bett, streichelte ihr über den Arm, und Christine, in ihrem Bedürfnis, die ganze Welt zu beglücken, erwiderte diese herzliche Kameradschaft mit dankbarer Begeisterung, antwortete achtlos auf alle Fragen und Finten, wich nur instinktmäßig solchen aus, die an ihr innerstes Geheimnis rührten, wenn zum Beispiel Frieda fragte, wie viel Dienstmädchen sie zu Hause hätten, wie viel Zimmer sie bewohnten, antwortete sie halb wahr, jetzt lebe sie wegen der Krankheit der Mutter völlig zurückgezogen am Lande, früher freilich sei es anders gewesen. Aber an kleinen Ungeschicklichkeiten hakte die böswillig Neugierige sich immer fester ein, allmählich hatte sie den schwachen Punkt herausbekommen, dass diese Fremde, die hier mit funkelndem Kleid, Perlenband und der Aura des Reichtums bei Edwin sie zu verschatten drohte, eigentlich aus kleinem, beengtem Milieu stamme. Ein paar Blößen gesellschaftlicher Sicherheit hatte sich Christine unwillkürlich gegeben, vom Polospiel nicht gewusst, dass man dazu reiten muss, sie kannte nicht die Namen geläufigster Parfümmarken wie Coty und Houbigant, sie unterschied nicht die Preisabstufung der Automobile, war nie bei einem Rennen gewesen; zehn oder zwanzig solcher Indiania zeigten sie in der mondänen Freimaurerei schlecht bewandert. Auch mit der Bildung stand es im Vergleich zur Chemiestudentin miserabel: kein Gymnasium, keine Sprachen, das heißt, sie stand freimütig, dass sie ein paar Brocken Englisch, die sie in der Schule gelernt, längst vergessen hatte. Nein, da

stimmte etwas nicht bei dem eleganten Fräulein von Boolean; es galt nur den Keil tiefer einzutreiben, und mit der ganzen Kraft ihrer kindisch klugen Eifersucht schlug die kleine Intrigantin zu.

Endlich (zwei Tage musste sie plaudern, horchen und spähen) bekam die Geschäftige Lunte in die Hand. Friseurinnen plaudern berufsmäßig gern; wenn Hände allein arbeiten, bleiben Lippen selten still. Die flinke Madame Duvernois, deren Frisierzelle gleichzeitig Großmarkthalle sämtlicher Neuigkeiten war, lachte ein silbernes C, als sich beim Haarwaschen die Mannheimerin nach Christine erkundigte. »Ah, la nièce de Madame van Boolean« – das Lachen floss immer weiter wie der strömende Wassertusch – »ah, elle était bien drôle à voir quand elle arrivait ici«; eine Frisur wie ein Bauernmädel habe sie gehabt, dicke gerollte Zöpfe und Haarnadeln, ganz schwere und eiserne, sie habe gar nicht gewusst, dass man in Europa noch solche Scheuseligkeiten fabriziere, zwei müsste sie noch irgendwo in einer Lade haben, sie habe sie sich aufgehoben als historische Kuriosität. Das war nun eine ganz ausgiebige Spur, und mit einer beinahe sportlichen Zähigkeit verfolgte sie das kleine Luder weiter. Als Nächste brachte sie das Stubenmädchen von Christines Etage geschickt zum Schwätzen, und bald kriegte sie alles heraus: dass Christine mit einem kleinen winzigen Strohkofferchen gekommen sei, dass alle Kleider, Wäsche, ihr hier eilig von Frau van Boolean gekauft oder geliehen worden seien. Bis zum Regenschirm mit dem Horngriff erfuhr durch rege und trinkgeldfördernde Umfrage die Mannheimerin jedes Detail. Und da der Böswillige immer Glück hat, stand sie durch Zufall gerade dabei, als Christine ihre Briefe unter dem Namen Hoflehner erbat, und eine raffinierte lässige Frage erhielt den überraschenden Aufschluss, dass Christine gar nicht van Boolean hieße.

Das war genug und übergenuß. Das Pulver lag locker, nun brauchte Frieda nur noch die Zündschnur richtig legen. In der Halle saß Tag und Nacht wie an einer Kontrollkasse, das Lorgnon als Waffe in der Hand, Frau Geheimrat Strodttmann, die Witwe des großen Chirurgen. Ihr Rollstuhl (die alte Frau war gelähmt) galt unbestritten als Auskunftei aller gesellschaftlichen Neuigkeiten und vor allem als letzte Instanz, die zwischen zulässig und unzulässig endgültig entschied; diese militante Nachrichtenstelle im heimlichen Krieg aller gegen alle arbeitete Tag und Nacht mit fanatischer Präzision. Zu ihr setzte sich die Mannheimerin, um eilig und geschickt die kostbare Fracht abzuladen, natürlich tat sie's in scheinbar freundschaftlichster Form: ein reizendes Mädchen sei dieses Fräulein von Bohlen (das heißt, man nenne sie ja nur so im ganzen Haus), wirklich, man möchte es ihr gar nicht anmerken, dass sie von ganz unten komme. Es sei doch eigentlich prachtvoll von Frau van Boolean, dass sie dieses Ladenmädel oder was sie sonst sei, aus Gutmütigkeit für ihre Nichte ausbebe, sie mit ihren Kleidern auf nobel herrichtete und unter falscher Flagge segeln ließe. Ja, die Amerikaner dächten doch in solchen Standesfragen demokratischer und großzügiger wie wir rückständige Europäer, die immer noch Gesellschaft spielten (die Frau Geheimrat rückte kampffreudig wie ein Hahn den Kopf) und schließlich nicht nur Kleider und Geld, sondern auch Bildung und Herkunft forderten. Selbstverständlich wurde eine heitere Beschreibung des ländlichen Schirms nicht unterlassen, überhaupt jedes schädlich amüsante Detail der Nachrichtenstelle zu guten Händen anvertraut. Noch am selben Morgen begann ihre Geschichte im ganzen Hotel zu zirkulieren, wie jedes Geschwätz allerhand Schmutz und Geröll bei dem hastigen Laufe aufnehmend. Die einen erzählten, das machten Amerikaner oft, dass sie,

besonders um Aristokraten zu ärgern, irgendeine Stenotypistin als Millionärin aufzäumten, ja, es gebe darüber sogar ein Theaterstück, andere argumentierten, sie sei wahrscheinlich die Geliebte des alten Herrn oder seiner Frau, kurzum, die Sache klappte vorzüglich, und an dem Abend, wo Christine ahnungslos mit dem Ingenieur die Eskapade machte, war sie im ganzen Hotel Hauptgegenstand des Gesprächs. Selbstverständlich behauptete jeder, um nicht als der Hopf zu gelten, hundert Verdächtigkeiten bei ihr bemerkt zu haben, keiner wollte der Düpierte gewesen sein. Und da das Gedächtnis dem Willen gern dienstbar ist, bog jeder irgendein Detail, das er gestern an ihr entzückend gefunden hatte, ins Lächerliche um, und während sie, eingehüllt den warmen jungen Körper in Glück und die Lippen im Schlaf lächelnd aufgetan, sich selber noch betrog, wussten alle bereits um ihren unschuldig-unwilligen Betrug.

\*\*\*

Ein Gerücht erreicht immer denjenigen als Letzten, mit dem es sich beschäftigt. Christine spürte nichts, dass sie an diesem Vormittag durch einen züngelnden Feuerkreis spähender, höhnischer Rückenblicke schritt. Gutmütig setzte sie sich gerade an den gefährlichsten Platz, zu der Frau Geheimrat, ohne zu merken, mit wie bösartigen Fragen die alte Dame – von allen Ecken schoben die Nachbarn die Ohren vor – an ihr herumfingerte. Liebenswürdig küsste sie der weißhaarigen Feindin die Hand, ehe sie Onkel und Tante zu einem vereinbarten Spaziergang begleitete. Das leise schmunzelnde Lachen, mit dem einzelne Gäste ihren Gruß erwiderten, fiel ihr nicht weiter auf, warum sollten die Leute anders als fröhlich sein? Aus sorglosen Augen blickte helle Heiterkeit den Hinterhältigen nach, leicht

wie eine Flamme durch den Saal wehend und selig gläubig an die Güte der Welt.

Auch die Tante merkte zunächst nichts; allerdings war ihr an diesem Vormittag etwas unangenehm aufgefallen, doch ahnte sie keinen Zusammenhang – im Hotel wohnte ein schlesisches Gutsbesitzerpaar, Herr und Frau von Trenkwitz, die in ihrem Umgang streng auf Feudal und Klasse sahen und mitleidslos alle Bürgerlichen schnitten. Bei den van Boolean hatten sie eine Ausnahme gemacht, erstens weil sie Amerikaner waren (schon dies eine Art Adel) und doch keine Juden, dann vielleicht auch, weil ihr zweitältester Sohn Harro, dessen Gut sich unter schwerverzinslicher Last von Hypotheken bog, morgen eintreffen sollte und dessen Bekanntschaft mit einer amerikanischen Erbin nicht völlig zwecklos schien. Für diesen Vormittag hatten sie für zehn Uhr mit Frau van Boolean gemeinsamen Spaziergang verabredet, aber plötzlich (nach eingelangter Information von der geheimrätlichen Nachrichtenstelle) schickten sie um halb zehn den Portier ohne jede weitere Motivierung, es sei ihnen leider nicht möglich. Und merkwürdig, statt diese späte Absage entschuldigend zu motivieren, gingen sie mittags, steif grüßend, am Tisch der Van Boolean vorbei. »Sonderbar«, argwöhnte sofort Frau van Boolean, in allen gesellschaftlichen Dingen empfindlich bis zur Krankhaftigkeit, »haben wir sie beleidigt? Was ist da vorgefallen?« Und abermals merkwürdig, nach dem Mittagessen in der Halle – Anthony hält seinen Nachtschlaf – Christine schrieb im Schreibzimmer – setzte sich niemand zu ihr. Sonst kamen regelmäßig die Kinsleys oder die andern Bekannten zu gemütlichem Plausch, jetzt blieb wie auf Verabredung jeder an seinem Tisch, und sie saß ganz verlassen wartend allein in ihrem tiefen Sessel, merkwürdig berührt, dass alle Freunde nicht

herüberkamen und der aufgeblasene Trenkwitz sich nicht einmal entschuldigte.

Endlich kam jemand heran, und auch er anders als sonst, steifbeinig, umständlich, feierlich, Lord Elkins. Merkwürdig verdeckt hält er die Augen unter den rötlich müden Lidern – sonst sieht er immer so offen und klar einen an, was hat er nur? Er verbeugt sich beinahe zeremoniell: »Darf ich mich zu Ihnen setzen?«

»Aber gern, lieber Lord, wie fragen Sie nur.«

Sie wundert sich abermals. So unleger ist seine Haltung, er sieht seine Fußspitzen ausführlichst an, er knöpft den Rock auf, er zieht die Bügelfalten zurecht: sonderbar, sonderbar. »Was er nur hat«, denkt sie, »er macht, als ob er eine Festrede halten sollte.«

Endlich hebt mit entschlossenem Ruck der alte Mann seine hellen klaren Augen aus den schweren Lidern, es ist wirklich wie ein Stoß Licht, wie der Blitz eines Degens.

»Hören Sie, dear Mistress Boolean, ich möchte gern mit Ihnen etwas ganz Privates besprechen, es hört uns hier niemand. Aber Sie müssen mir Freiheit geben, ganz aufrichtig zu sein. Ich habe die ganze Zeit nachgedacht, wie ich die Sache Ihnen andeuten sollte, aber Andeutungen haben keinen Sinn bei ernstesten Angelegenheiten. Persönliche und peinliche Dinge muss man doppelt scharf und gerade angehen. Also... ich habe das Gefühl, meine Pflicht als Freund zu tun, wenn ich ganz ohne Rückhalt zu Ihnen spreche. Wollen Sie mir das erlauben?«

»Aber selbstverständlich.«

Ganz leicht scheint es dem alten Mann doch nicht zu werden, er zögert sich noch eine kleine Pause heraus, indem er aus der Tasche seine Shagpfeife holt und sie umständlich stopft. Seine Finger – ist es Alter oder Bewegung? – zittern merkwürdig dabei. Endlich hebt er den Kopf und sagt klar:

»Was ich Ihnen zu sagen habe, betrifft Miss Christiana.«  
Er zögert wieder.

Frau van Boolean spürt ein leises Erschrecken. Sollte wirklich der fast siebzigjährige Mann ernstlich daran denken ... Es ist ihr schon aufgefallen, dass ihn Christine sehr beschäftigt, sollte das tatsächlich so weit gehen, dass er ... Aber da hebt schon scharf und inquisitiv Lord Elkins den Blick und fragt: »Ist sie wirklich Ihre Nichte?«

Frau van Boolean sieht beinahe beleidigt. »Selbstverständlich.«

»Und heißt sie tatsächlich van Boolean?«

Nun wird Frau van Boolean ernstlich verwirrt.

»Nein, nein... sie ist doch *meine* Nichte, nicht die meines Mannes, die Tochter meiner Schwester in Wien ... aber ich bitte Sie, Lord Elkins, Sie meinen es doch freundschaftlich mit uns, was bedeutet diese Frage?«

Der Lord sah tief und angelegentlich in die Pfeife hinein, es scheint ihn ungeheuer zu interessieren, ob der Tabak gleichmäßig glüht, umständlich stopft er ihn mit dem Finger zurecht. Dann erst, ganz in sich gebückt, beinahe ohne die schmalen Lippen zu öffnen, sagt er, als ob er zu der Pfeife redete: »Weil ... nun, weil mit einem Mal ein ganz sonderbares Gerede hier aufgekommen ist, als ob ... und da hielt ich es für meine Freundespflicht, der Sache auf den Grund zu gehen. Nachdem Sie mir sagen, dass sie wirklich Ihre Nichte ist, ist für mich der ganze Schwatz erledigt. Ich war sofort überzeugt, dass Christine unfähig sei, eine Unwahrheit zu sagen, es war nur ... nun, die Leute hier reden so sonderbare Dinge.«

Frau van Boolean spürte sich blass werden, ihre Knie zitterten.

»Was ... seien Sie ganz offen ... was sagen die Leute?«

Die Pfeife glühte langsam an, roter runder Kreis.

»Nun, Sie wissen ja, jene Art Gesellschaft, die eigentlich keine ist, tut immer rigoroser als die wirkliche. Dieser kalte Laffe Trenkwitz zum Beispiel empfindet es als persönliche Beleidigung, mit jemandem an einem Tisch gesessen zu sein, der nicht von Adel ist und dazu kein Geld hat, es scheint, er und seine Frau haben das Maul am weitesten aufgerissen, Sie hätten sich einen Spaß mit ihnen erlaubt und ein kleinbürgerliches Mädchen mit Kleidern ausgestattet und ihnen unter einem falschen Namen als Dame präsentiert – als ob dieser Flachkopf überhaupt wüsste, was eine wirkliche Dame ist. Ich muss Ihnen wohl nicht erst betonen, dass der große Respekt und die große ... die sehr große ... die aufrichtige Sympathie, die ich für Miss Christiana empfinde, sich nicht um einen Fingerbreit verminderte, wenn sie tatsächlich aus ... aus engen Verhältnissen stammte ... vielleicht hätte sie gar nicht jene wunderbare Art Dankbarkeit und Freude, wenn sie so mit Luxus verwöhnt wäre, wie dieses eitle Pack. Ich persönlich sehe also nicht das mindeste daran, dass Sie in Ihrer Güte sie mit Ihren Kleidern beschenkt haben, im Gegenteil, und wenn ich Sie überhaupt nur nach der Richtigkeit fragte, so geschah es einzig, um diesem niederträchtigen Geschwätz mit der Faust die Zähne einschlagen zu können.«

Frau van Boolean war der Schreck von den Knien bis in die Kehle gestiegen, dreimal atmete sie an, ehe sie Kraft fand, um ruhig zu antworten.

»Ich habe gar keinen Grund, lieber Lord, vor Ihnen das Geringste über die Herkunft Christines zu verschweigen. Mein Schwager war ein sehr großer, einer der angesehensten und reichsten Kaufleute in Wien«, (hier übertrieb sie kräftig), »hat allerdings, wie gerade die anständigsten Leute, durch den Krieg sein Vermögen verloren, die Familie hatte es nicht leicht durchzuhalten. Sie hielten es für ehrenhaf-

ter zu arbeiten, als sich von uns unterstützen zu lassen, und so steht Christine heute im Staatsdienst, beim Post Office, was, ich hoffe, doch keine Schande ist.«

Lord Elkins sah lächelnd auf, seine gebückte Haltung verschwand: Ihm war sichtbar leichter.

»Sie fragen das jemanden, der selbst vierzig Jahre im Staatsdienst gestanden hat. Ist dies eine Schande, so teile ich sie mit ihr. Aber nun wir uns klar ausgesprochen haben, wollen wir auch klar denken. Ich habe sofort gewusst, alle diese böartigen Gehässigkeiten sind niedriges Geschwätz, denn dies ist ja einer der wenigen Vorteile des Alters, dass man sich selten in Menschen völlig täuscht. Nehmen wir die Dinge, wie sie sind: die Situation Miss Christianas wird, so fürchte ich, von jetzt ab keine leichte sein, es gibt ja nichts Rachsüchtigeres und Hinterhältigeres als die kleine Gesellschaft, die gern die große sein möchte. Ein aufgeblasener Lümmel wie dieser Trenkwitz wird sich das zehnte Jahr nicht verzeihen, zu einer Postangestellten höflich gewesen zu sein, das wurmt einen solchen alten Strohkopf mehr als ein kranker Zahn. Auch bei den andern halte ich es nicht für ausgeschlossen, dass sie sich nicht Ihrer Nichte gegenüber Taktlosigkeiten erlauben, zumindest Frost und Unhöflichkeit wird sie zu spüren bekommen. Nun hätte ich das gern verhindert, denn – Sie haben das wohl bemerkt – ich schätze Ihre Nichte ganz außerordentlich ... ganz außerordentlich, und ich wäre glücklich, könnte ich ihr, die so wunderbar arglos ist, eine Enttäuschung ersparen helfen.«

Lord Elkins unterbrach. Sein Gesicht wurde im Nachdenken plötzlich wieder alt und grau.

»Ob ich sie auf die Dauer werde schützen können, das ... das kann ich nicht versprechen. Das hängt ... das hängt von den Umständen ab. Aber jedenfalls wünsche ich den Herrschaften sichtbar zu zeigen, dass ich sie mehr achte als

diese ganze Geldkräpüle und dass, wer sich eine Ungezogenheit gegen sie erlaubt, es mit mir persönlich zu tun hat. Es gibt eine Art Späße, die ich nicht dulde, und solange ich hier bin, mögen sich die Herrschaften in Acht nehmen.«

Er stand plötzlich auf, entschlossen und stramm, wie ihn Frau van Boolean nie gesehen.

»Gestatten Sie«, fragte er formell, »dass ich jetzt Ihr Fräulein Nichte zu einer Autotour bitte?«

»Aber selbstverständlich.«

Er verbeugte sich und ging, verblüfft blickte Frau van Boolean ihm nach, auf das Schreibzimmer zu, die Wangen gerötet wie von scharfem Wind, die Hände fast geballt: was will er, staunte Frau van Boolean ihm noch ganz betäubt nach. Christine schrieb und hörte ihn nicht kommen. Er sah nur von rückwärts das helle schöne Haar über dem gebeugten Hals der Schreibenden, sah die Gestalt, die nach Jahren und Jahren wieder Begehrlichkeit in ihm erweckte. Armes Kind, dachte er, ganz sorglos ist sie, sie weiß nichts, aber sie werden dich schon irgendwie anpacken, und man kann dich nicht schützen. Leise rührte er ihre Schulter. Christine staunte auf und erhob sich sofort respektvoll: vom ersten Augenblick an hatte sie immer und immer wieder das Bedürfnis, diesem außerordentlichen Mann sichtliche Verehrung zu erweisen. Er zwang dem gepressten Mund gewaltsam ein Lächeln ab: »Ich komme, liebes Fräulein Christiana, heute mit einer Bitte. Mir geht es heute nicht gut, Kopfschmerzen seit frühmorgens, ich kann nicht lesen, nicht schlafen. Da dachte ich, vielleicht tut mir frische Luft gut, ein Ausflug im Auto, und gewiss täte es mir am besten, wenn Sie mir dabei Gesellschaft leisteten. Von Ihrer Frau Tante habe ich bereits die Erlaubnis, Sie zu bitten. Wenn Sie also wollten ...?«

»Aber natürlich ... Es ist mir doch nur eine ... Freude, eine Ehre ...«

»Dann gehen wir.« Zeremoniell bot er ihr den Arm. Das hatte er bisher noch nie getan, es wunderte und beschämte sie ein wenig, aber wie durfte sie diese Ehre verweigern! Stark, langsam und fest ging Lord Elkins mit ihr ganz durch die Halle. Er sah jeden einzeln an mit einem rapiden scharfen Blick, was sonst nicht seine Gewohnheit gewesen war; deutliche Drohung war unverkennbar in seiner Haltung: rührt sie nicht an! Gewöhnlich ging er freundlich und höflich, ein stiller grauer Schatten durch die andern, man merkte ihn kaum, jetzt aber fixierte er herausfordernd jede fremde Pupille. Alle verstanden sofort das Demonstrative dieses Armbindens und seiner betonten Reverenz. Die Geheimrätin starrte schuldbewusst auf, Kinsleys grüßten gleichsam erschrocken, wie der alte unerschrockene Paladin mit dem schneeweißen Haar frostigen Blicks mit dem jungen Mädchen durch den breiten Raum schritt, sie stolz und glücklich, ohne irgendetwas Arges zu denken, er einen harten, militärischen Zug um die Lippen, als stände er an der Spitze seines Regiments und hätte Attacke zu kommandieren gegen einen verschanzten Feind.

Vor der Hoteltür stand zufällig Trenkwitz, als die beiden heraustraten; unwillkürlich grüßte er. Lord Elkins sah mit Absicht schief an ihm vorbei, hob die Hand halb zur Mütze und ließ sie gleichgültig wieder fallen; wie man einem Kellner für seinen Gruß dankt. Unbeschreibliche Verächtlichkeit liegt in der Geste: es ist wie ein kalter Hieb. Dann ließ er Christinens Arm, öffnete persönlich den Wagenschlag und lüftete den Hut, während er seiner Dame einsteigen half: es war dieselbe respektvolle Gebärde, mit der er seinerzeit der Schwiegertochter des Königs von England bei einem Besuche in Transvaal ins Auto geholfen hatte.

Frau van Boolean war über die diskrete Mitteilung Lord Elkins bedeutend mehr erschrocken gewesen, als sie hatte merken lassen, denn ohne es zu ahnen, hatte er die empfindlichste Stelle aufgerissen. Tief unten in jener Dämmer-schicht des Halbwissens und nicht mehr Wissenwollens, in jener glatten und glitschigen Sphäre, in die sich das eigene Ich nur ungern und schaudernd wagt, wohnte in dieser längst bürgerhaft gewordenen und banalen Claire van Boolean eine jahrealte unauslöschbare Angst, die sonst nur manchmal im Traum aufstieg und ihr den Schlaf zerriss: die Angst vor der Entdeckung der eigenen Vergangenheit. Als nämlich vor dreißig Jahren die aus Europa listig abgeschobene Claire ihren van Boolean kennenlernte und heiraten sollte, fehlte ihr der Mut, dem redlichen, aber etwas philisterischen Bürger anzuvertrauen, aus welchem trüben Ursprung das kleine Kapital stammte, das sie mit in die Ehe brachte. Entschlossen hatte sie ihm damals vorgelogen, diese zweitausend Dollar seien vom Großvater ererbt, und nicht eine Minute während der ganzen Ehe zweifelte jemals der arglose verliebte Mann an der Richtigkeit dieser Mitteilung. Von seiner phlegmatischen Gutmütigkeit war nichts zu befürchten, aber je mehr Claire verbürgerlichte, umso schreckhaft drohender wurde in ihr der Wahngedanke, irgendein einfältiger Zufall, eine unerwartete Begegnung, ein anonymes Brief könnten plötzlich die verschollene Geschichte an den Tag bringen. Deshalb vermied sie jahrelang mit zielbewusster Zähigkeit, ihren Landsleuten zu begegnen. Wenn ihr Mann ihr einen Wiener Geschäftsfreund vorstellen wollte, wehrte sie ab und weigerte sich, kaum sie flüssig Englisch sprechen konnte, Deutsch zu verstehen. Mit der eigenen Familie brach sie energisch jeden Briefwechsel ab, sandte auch bei den wichtigsten Anlässen nicht mehr als ein knappes Telegramm. Aber die

Angst ließ nicht nach, im Gegenteil, sie wuchs mit dem bürgerlichen Aufstieg, und je mehr sie sich den amerikanischen strengen Sitten anpasste, umso nervöser wurde die Angst, irgendein flüchtiger Schwatz könnte das böse Glimmen unter der Asche noch einmal ins Flammen bringen. Und es genügte, dass ein Gast bei Tisch erzählte, er habe lange Zeit in Wien gelebt, und sie schlief die ganze Nacht nicht, so heiß spürte sie den brennenden Funken im Herzen. Dann kam noch der Krieg, der mit einem Stoß alles Vordem in eine beinahe mythische und unerreichbare Zeit zurückrückte. Die Zeitungen, die Blätter von damals waren vermodert, die Menschen drüben hatten andere Sorgen und Gespräche; es war vorbei, es war vergessen. Wie ein Projektil im Körper allmählich sich einkapselt im Gewebe – erst schmerzt es noch beim Umschlagen des Wetters, aber dann liegt es fühllos und nicht mehr so fremd im warmen Leib –, so vergaß sie dieses heikle Stück Vergangenheit in sorglosem Glück und gesunder Betätigung; Mutter zweier strammer Söhne, gelegentlich Mithelferin im Geschäft, gehörte sie dem philanthropischen Verein an, war Vizepräsidentin der Gesellschaft für entlassene Sträflinge, in der ganzen Stadt hochgeachtet und geehrt, endlich konnte sich ihr lang zurückgestauter Ehrgeiz auch in einem neuen und von den besten Familien gern besuchten Haus ausleben. Das Entscheidendste aber war für ihre Beruhigung, dass sie schließlich selbst allmählich an jene Episode vergaß. Unser Gedächtnis ist bestechlich, es läßt sich von den Wünschen bereden, und der Wille, Feindliches von sich wegzudenken, übte seine langsam wirkende, aber doch schließlich ausschaltende Kraft; die Probierramsell Klara war endlich gestorben in der makellosen Gattin des Baumwollmaklers van Boolean. So wenig dachte sie mehr an jene Episode, dass sie, kaum in Europa angekommen,

sofort an ihre Stiefschwester um ein Wiedersehen schrieb. Jetzt aber erfahrend, dass eine ihr unerklärliche Boshaftigkeit der Herkunft ihrer Nichte nachspürte, was lag näher, als dass man gleichzeitig mit der armen Verwandten ihrer eigenen Herkunft nachfragt und sich mit ihr selber beschäftigt? Angst ist ein Zerrspiegelglas, jeder zufällige Zug wird an ihrer übertreibenden Kraft grauhaft groß und karikaturistisch deutlich, und einmal aufgepeitscht, jagt die Phantasie auch den tollsten und unglaublichsten Möglichkeiten nach. Das Absurdeste schien ihr plötzlich wahrscheinlich; mit Entsetzen überdachte sie, dass am Nachbarisch des Hotels ein alter Herr aus Wien saß, Direktor der Handelsbank, siebzig oder achtzig Jahre alt, der Löwy hieß, und mit einem Mal meinte sie sich zu erinnern, die Frau des verstorbenen Gönners hätte mit dem Mädchennamen gleichfalls Löwy geheißt. Wie wenn sie seine Schwester, seine Cousine gewesen wäre! Wie leicht konnte sich der alte Mann (Greise erinnern sich ja geschwätzig gern an Skandalgeschichten ihrer Jugendzeit!) mit irgendeiner Andeutung in den Schwatz einmengen. Claire spürte plötzlich kalten Schweiß an den Schläfen, denn die Angst arbeitete raffiniert weiter und suggerierte plötzlich, jener alte Herr Löwy sehe jener Frau ihres Gönners auffallend ähnlich, dieselben fleischigen Lippen, dieselbe scharf gebogene Nase – in dem halluzinatorischen Fieber der Angst meinte sie zweifellos zu wissen, er sei der Bruder, und selbstverständlich würde er sie erkennen, die alte Geschichte ausführlich aufwärmen, Nektar und Ambrosia für die Kinsleys, Guggenheims, und am nächsten Tag dann Anthony einen anonymen Brief bekommen, der mit einem Riss dreißig Jahre ahnungsloser Ehe vernichtete.

Claire musste sich mit der Hand an die Lehne halten, eine Sekunde fürchtete sie ohnmächtig zu werden; dann

stieß sie sich mit der Energie der Verzweiflung plötzlich vom Sessel auf. Es bedeutete eine Anstrengung, am Tisch der Kinsleys vorbeizuschreiten und sie freundlich zu grüßen. Vollkommen freundlich grüßten die Kinsleys mit dem stereotypen Grußlächeln der Amerikaner, das sie selbst unbewusst längst gelernt hatte, zurück. Aber der Angstwahn Claires suggerierte ihr, sie hätten irgendwie anders gelächelt, ironisch, böse, wissend, verräterisch, und selbst der Blick des Liftboys ist ihr plötzlich unangenehm und das zufällig grußlose Vorbei des Stubenmädchens am Gang: erschöpft, als wäre sie durch tiefen Schnee gegangen, flüchtete sie endlich in die Tür.

Anthony, ihr Gatte, war eben von der Siesta aufgestanden und kämmte sich, die Hosenträger quer übergeworfen, den Kragen offen, die Wangen noch vom Liegen zerdrückt, vor dem Spiegel den dünnen Scheitel.

»Anthony, wir müssen etwas besprechen«, keuchte sie.

»Nun, was ist denn los?« Er zog etwas Pomade durch den Kamm, um den schmalen Scheitel geometrisch abzutheilen.

»Bitte, mach fertig.« Sie hielt es vor Ungeduld nicht mehr aus. »Wir müssen in Ruhe alles überlegen. Es ist etwas sehr Unangenehmes.«

Der phlegmatische, längst an das lebhaftere Temperament seiner Frau gewöhnte Gatte, selten geneigt, sich an derlei Ankündigungen voreilig zu ereifern, wendete sich noch immer nicht vom Spiegel zurück. »Ich hoffe, es wird nicht so arg sein. Doch keine Depesche von Dicky oder Alwin?«

»Nein, aber mach doch schon einmal fertig! Anziehen kannst du dich später.«

»Nun?« Anthony legte endlich den Kamm hin und setzte sich ergeben ins Fauteuil. »Nun, was ist denn los?«



»Etwas Furchtbares ist passiert. Christine muss unvorsichtig gewesen sein oder eine Dummheit gemacht haben, alles ist aufgefliegen, das ganze Hotel spricht davon.«

»Ja, was denn ist aufgefliegen?«

»Nun, das mit den Kleidern ... Dass sie meine Kleider trägt, dass sie wie ein Ladenmädels hergekommen ist und wir sie von Kopf bis Fuß angezogen und als noble Dame präsentiert haben – alles Mögliche reden die Leute ... Jetzt weißt du auch, warum uns die Trenkwitz geschnitten haben ... natürlich sind sie wütend, weil sie doch etwas vorgehabt haben mit ihrem Sohn und meinen, wir hätten ihnen was vorgeschwindelt. – Jetzt sind wir kompromittiert vor dem ganzen Hotel. Irgendeine Dummheit muss das ungeschickte Ding gemacht haben! Mein Gott, was für eine Schande!«

»Wieso eine Schande? Alle Amerikaner haben arme Verwandte. Ich möchte mir nicht die Neffen von Guggenheims oder gar die von Rosky's unter der Lupe anschauen, von diesen Rosenstocks, die aus Kowno gekommen; ich wette, die sehen noch ganz anders aus. Ich verstehe nicht, warum das eine Schande sein soll, dass wir sie anständig angezogen haben.«

»Weil ... weil ...« Claire wurde in ihrer Nervosität immer lauter, »weil sie doch recht haben, dass so jemand nicht hierhergehört, nicht in die Gesellschaft ... Ich meine, jemand, der ... der sich eben nicht so benehmen kann, dass man's nicht merkt, woher er kommt ... Es ist ihre Schuld ... hätte sie sich nicht so auffällig gemacht, so hätt man's nicht bemerkt, wäre sie bescheiden geblieben, so wie anfangs ... Aber immer hin und her, immer obenauf und bei allem voran, mit allen muss sie reden, sich einmengen, überall dabei sein, und überall voran. Mit jedem gleich Freund ... da ist es kein Wunder, dass die Leute schließlich fragen, wer ist sie eigentlich und woher und jetzt ... jetzt ist der Skan-

dal fertig. Alle reden sie davon und machen sich lustig über uns ... schreckliche Dinge reden sie herum.«

Anthony lachte behaglich und breit: »Lass sie nur reden ... es ist mir gleichgültig. Sie ist ein braves Mädel, ich hab sie trotz allem gern. Und ob sie arm ist oder nicht, geht keinen einen Dreck an. Ich habe mir von niemand hier einen Penny geborgt und pfeife darauf, ob sie uns nobel finden oder nicht. Wem bei uns was nicht recht ist, soll's eben bleiben lassen.«

»Aber mir ist es nicht gleichgültig, mir nicht.«

Claire's Stimme wurde, ohne dass sie es merkte, immer schriller. »Ich lass mir nicht nachreden, ich hätte die Leute hereingelegt und irgendein armes Mädel als Herzogin vorgestellt. Ich lass mir's nicht gefallen, dass wir jemand wie den Trenkwitz einladen und der Flegel mir den Portier schickt, statt sich zu entschuldigen. Nein, so lang wart ich nicht, dass die Leute vor uns kehrtmachen, das hab ich nicht nötig. Ich bin, weiß Gott, zu meinem Vergnügen hergekommen und nicht, um mich zu ärgern und mich aufzuregen. Ich lass mir das nicht gefallen.«

»Und was –«, er deckte mit der Hand ein kleines Gähnen zu, »was willst du also tun?«

»Abreisen!«

»Wie?« Unwillkürlich riss sich der sonst so Schwerfällige auf, als hätte ihm jemand schmerzhaft auf die Zehen getreten.

»Ja, abreisen, und morgen früh noch. Die Leute werden sich irren, wenn sie glauben, dass ich ihnen ein Theater vormachen werde, ihnen Erklärungen abgeben, wieso und warum und mich am Ende noch entschuldige. Das müssten schon andere Herrschaften sein als diese Trenkwitz und so weiter. Die Gesellschaft hier passt mir ohnehin nicht, außer Lord Elkins eine zusammengewürfelte, langwei-

lige laute Mittelmäßigkeit, von denen lasse ich mich nicht durch die Lippen ziehen. Ohnehin tut's mir nicht gut hier, die zweitausend Meter hoch machen mich ganz nervös, ich kann nicht schlafen in der Nacht – natürlich, du merkst das nicht, du legst dich hin und schläfst schon, – eine Woche lang wünschte ich mir deine Nerven! Drei Wochen sind wir jetzt hier – genug und übergenuß! Und was das Mädels betrifft, so haben wir Mary gegenüber reichlich unsere Pflicht getan. Wir haben sie eingeladen, sie hat sich amüsiert und erholt, zu viel sogar, aber jetzt Schluss. Ich brauche mir keinen Vorwurf zu machen.«

»Ja, aber wohin ... wohin willst du denn so plötzlich?«

»Nach Interlaken! Dort ist nicht so hohe Luft, dort treffen wir auch die Linseys, mit denen wir am Schiff so guten Talk gehabt haben. Das sind doch wirklich nette Menschen, anders als dieser gemischte Trubel hier, und vorgestern erst haben sie mir geschrieben, wir sollen doch kommen. Wenn wir morgen früh fahren, so können wir zum Dinner schon mit ihnen sein.«

Anthony widerstrebte noch ein wenig. »Immer alles so plötzlich! Müssen wir denn schon morgen fahren? Wir haben doch genug Zeit!«

Aber bald gab er nach. Er gab immer nach aus alter Erfahrung, dass Claire, wenn sie etwas heftig wollte, unverweigerlich immer ihren Willen durchsetzte und aller Widerstand nur Kraftvergeudung war. Außerdem war es ihm einerlei. Menschen, die in sich selber ruhn, spüren die Umwelt nicht stark; ob er mit Linseys oder hier mit Guggenheims seinen Poker machte, ob der Berg vor dem Fenster Schwarzhorn oder Wetterhorn hieß und das Hotel Palace oder Astoria, war dem alten Phlegmatiker im Grunde gleichgültig, er wollte nur keinen Streit. So kämpfte er nicht lang, hörte geduldig Claire an den Portier telefonieren und

ihm Anweisungen geben, blickte amüsiert zu, wie sie hastig und hitzig die Koffer hervorholte und mit unbegreiflicher Hast Kleider zusammenschichtete, zündete seine Pfeife, ging hinüber zu seiner Kartenpartie und dachte, während er mischte und teilte, nicht weiter an die Abreise und seine Frau und am wenigsten an Christine.

Während sich im Hotel Verwandte und Fremde über Christines Gekommensein und Fortsollen schwatzhaft erregen, furcht messingblitzend das graue Automobil Lord Elkins das windige Blau des Hochtals, geschmeidig und kühn biegt es die weißen Kehren ins Unter-Engadin hinab: schon nähert sich Schuls-Tarasp. Mit seiner Einladung hatte Lord Elkins sie gewissermaßen öffentlich unter seinen Schutz stellen wollen und nach kurzer Spazierfahrt wieder zurückbringen; wie er aber sie neben sich sitzen hatte, heiter plaudernd zurückgelehnt, in sorglosen Augen den ganzen Himmel spiegelnd, schien es ihm doch sinnlos, ihr und auch ihm eine holde Zeit zu verkürzen, und er gab dem Chauffeur Auftrag, noch weiter und weiter zu fahren. Nur nicht zu rasch zurück, sie wird es immer noch früh genug erfahren, dachte der alte Mann, während er in unwiderstehlicher Zärtlichkeit ihre Hand streichelte. Eigentlich sollte man sie rechtzeitig schon warnen, sie schonend unauffällig vorbereiten, was sie von jener Gesellschaft zu erwarten hätte, damit sie dann ihren plötzlichen Frost nicht so schmerzhaft empfände. So versuchte er gelegentliche Andeutungen über den böartigen Charakter der Geheimrätin und warnte diskret vor ihrer kleinen Freundin; aber mit der leidenschaftlichen Hellgläubigkeit der Jugend verteidigte die Arglose ihre grimmigsten Feinde: rührend gut sei sie doch und so teilnehmend an allem, die alte Geheimrätin, und die kleine Mannheimerin, das ahne Lord Elkins gar nicht, wie klug und lustig und witzig die sein könne, sie

hätte wohl zu wenig Mut in seiner Gegenwart. Überhaupt, alle Menschen hier seien so wunderbar, so heiter und wohlwollend zu ihr, wahrhaftig, sie schäme sich manchmal, wie käme ihr denn all dies zu.

Der alte Mann sah nieder auf die Spitze seines Stockes. Seit dem Krieg dachte er hart von den Menschen, hart von den Nationen, weil er sie alle als selbstsüchtig und phantasielos für das Unrecht, das sie andern bereiteten, erkannt hatte. In dem blutigen Morast von Ypern und in einer Kalkgrube bei Soissons (wo sein Sohn gefallen war) lag auch der von den Vorlesungen John Stuart Mills und seiner Schüler mitgenommene Idealismus seiner Jugend, der an die moralische Sendung der Menschheit und an den Seelenaufschwung der weißen Rasse glaubte, endgültig begraben. Politik ekelte ihn, die kühle Geselligkeit des Klubs, die theatralische Verlegenheit der öffentlichen Bankette stießen ihn ab; seit dem Tod seines Sohnes vermied er, neue Bekanntschaften zu machen; bei seiner eigenen Generation erbitterte ihn das verbissene Nicht-die-Wahrheit-Erkennenwollen, der Mangel an Umlernefähigkeit vom Vorkrieg in die neue Zeit, bei der jungen Generation das frech leichtfertige Betterwissenwollen. Bei diesem Mädchen hatte er zum ersten Mal wieder Gläubigkeit gesehen, jene dumpfe und heilige Dankbarkeit schon bloß für die Tatsache des Jungseins, und er verstand in ihrer Gegenwart, dass alles Lebensmisstrauen, das eine Generation schmerzhaft erwirbt, glücklicherweise unverständlich und ungütig bleibt für die nächste und mit jeder neuen Jugend wieder neu beginnt. Wie wunderbar kann sie noch dankbar sein für das Geringste, fühlte er entzückt, und gleichzeitig regte sich, stärker als jemals und fast schmerzhaft leidenschaftlich, der Wunsch, etwas von dieser herrlichen Wärme in sein eigenes Leben nehmen zu dürfen, vielleicht sie ganz an sich zu

binden. Ein paar Jahre, dachte er, könnte ich sie schützen, vielleicht würde sie dann nie oder spät erst die Niederträchtigkeit der Welt erfahren, die vor dem einen Namen buckelt und den Armen mit dem Absatz tritt. Ah – er blickte sie von der Seite an: sie hatte den Mund eben kindhaft aufgetan und saugte die herrlich ansausende Luft, und dabei schloss sie die Augen – ein paar Jahre Jugend nur, es wäre genug für mich. Und während sie jetzt wieder, dankbar ihm zugewandt, munter plauderte, hörte der alte Mann nur halb ihr zu, denn ein plötzlicher Mut war über ihn gekommen; er erwog, wie auf unauffälligste Weise noch in dieser vielleicht letzten Stunde eine Werbung zu versuchen.

In Schuls-Tarasp nahmen sie Tee. Dann auf einer Bank der Promenade setzte er vorsichtig und umwegig ein. Er hätte zwei Nichten, etwa so alt wie sie, in Oxford, dort könnte sie, vorausgesetzt, dass sie nach England kommen wolle, wohnen; es wäre eine Freude für ihn, sie zu ihnen einladen zu dürfen, und wenn dann auch seine Gesellschaft, freilich die eines alten Mannes, ihr nicht lästig sei, würde er glücklich sein, ihr London zeigen zu dürfen. Nur wisse er natürlich nicht, ob sie sich überhaupt entschließen könnte, von Österreich wegzugehen und nach England zu kommen, ob nichts sie zu Hause binde – er meine: innerlich binde. Die Frage war deutlich. Aber Christine in ihrer sprudelnden Begeisterung verstand sie nicht. Oh nein, wie gerne würde sie die Welt sehen und England solle ja herrlich sein, sie hätte so viel gehört von Oxford und seinen Regatten, es gäbe ja kein Land, wo der Sport solche Lust, wo es so prachtvoll sein müsse, jung zu sein.

Das Gesicht des alten Mannes verdüsterte sich. Sie hatte kein Wort von ihm gesprochen. Nur an sich gedacht, nur an ihr eigenes Jungsein. Er verlor wieder allen Mut. Nein, dachte er, es wäre ein Verbrechen, einen jungen Menschen,

der seine Kraft so selig spürt, in ein altes Schloss zu sperren, zu einem alten Mann. Nein, nicht sich abweisen lassen, nicht lächerlich werden. Nimm Abschied, alter Mann! Vorbei! Zu spät!

»Wollen wir nicht zurückfahren«, fragte er mit plötzlich veränderter Stimme. »Ich fürchte, Ihre Frau Tante wird sonst besorgt sein.«

»Gern«, antwortet sie und dann begeistert: »Ach, es ist so schön gewesen, alles ist hier so einzig schön.«

Er setzte sich im Wagen an ihre Seite und sprach wenig mehr, der alte Mann, traurig für sie, traurig für sich. Aber sie ahnte nicht, was in ihm, und nicht, was mit ihr geschah, hell den Blick in die Landschaft hinaus und das Blut froh bewegt unter den windumsausten Wangen.

\*\*\*

Als sie vor dem Hotel landeten, schlug gerade der Gong. Dankbar drückte sie dem verehrten Mann die Hand und sprang hinauf, um sich umzuziehen: das flog ihr jetzt schon so aus dem Gelenk. In den ersten Tagen war das Toilettemachen ihr eine jedesmalige Angst, eine Anstrengung, eine Sorge und doch gleichzeitig lustvolles, erregendes Spiel gewesen. Immer wieder hatte sie im Spiegel das geschmückte unerwartete Wesen bestaunt, in das sie verwandelt war. Nun wusste sie schon als Selbstverständlichkeit, dass sie allabends schön war, elegant und geschmückt. Ein paar Griffe jetzt und das Kleid floss farbig und leicht über die gespannte Brust, ein sicherer Strich über die roten Lippen, zurechtgeschütteltes Haar, ein umgeworfener Schal und sie war fertig, so selbstverständlich lebte sie schon in dem geliehenen Luxus wie in der eigenen Haut! Noch einen Blick über die halbe Schulter hinweg in den Spiegel: ja,

gut! Zufrieden! Und schon sauste sie hinüber zur Tante, sie zum Abendessen zu holen.

Aber gleich bei der Tür blieb sie verblüfft stehen: ein verwüstetes Zimmer, vollkommen ausgeräumt, halbfüllte Koffer, über Sessel gespreizt auf Bett und Tisch verstreut Hüte, Schuhe und sonstige Kleidungsstücke, heilloses Durcheinander in dem sonst minutiös geordneten Raum. Die Tante kniete gerade im Schlafrock über einem widerspenstigen Koffer, um ihn zuzupressen. »Wa... was ist denn?«, staunte Christine. Die Tante blickte mit Absicht nicht auf, sondern drückte erbittert mit rotem Gesicht auf den Koffer weiter, während sie zugleich stöhnend erklärte: »wir reisen ... oh verfluchtes Ding!... wirst du zugehen ... Wir reisen fort.«

»Ja, wann? ... Wie?« Der Mund sprang Christine auf, sie konnte keinen Muskel rühren.

Die Tante hämmerte noch einmal auf das Schloss, jetzt schnappte es ein. Keuchend richtete sie sich auf.

»Ja, es ist eigentlich schade, mir tut's selber leid, Christel! Aber ich hab's von Anfang an gesagt, Anthony wird sie nicht vertragen, diese hohe Luft. Für alte Leute ist das nicht mehr das Richtige. Heute Nachmittag hat er wieder einen Asthmaanfall gehabt.«

»Um Gottes willen!« Christine fuhr dem alten Mann entgegen, der gerade, und zwar völlig ahnungslos, aus dem Nebenzimmer trat. Mit leidenschaftlich erschreckter Zärtlichkeit, ganz bebend vor Erregung fasste sie ihn an. »Wie geht es, Onkel? Hoffentlich schon besser! Mein Gott, ich habe ja gar nichts geahnt, wie wäre ich sonst weggefahren! Aber wirklich, mein Ehrenwort, du siehst wieder ganz gut aus; nicht wahr, es ist dir schon besser?«

Ganz fassungslos sah sie ihn an, ihr Schrecken war ehrlich und echt. Sie hatte völlig an sich vergessen. Sie hatte

noch nicht verstanden, dass sie abreisen sollte. Nur, dass der alte gutmütige Mann krank war, nur das hatte sie begriffen. Für ihn, nicht für sich war sie erschrocken.

Anthony, so gesund und phlegmatisch wie nur je, stand peinlich berührt von dem hinreißenden Ausdruck ihrer ehrlichen und liebevollen Angst. Erst nach und nach begriff er, in welche widerliche Komödie er eingemengt werden sollte.

»Aber nein, liebes Kind«, knurrte er (verdammte, warum schiebt Claire mich vor!), »Claire, du musst sie ja schon kennen, übertreibt immer. Ich fühle mich ganz wohl, und wenn es nach mir ginge, blieben wir hier.« Und um den Ärger abzureagieren, den er über die ihm nicht recht verständliche Lüge seiner Frau empfand, fügte er beinahe grob bei: »Claire, lass doch endlich die verfluchte Packerei, dazu ist noch reichlich Zeit. Wir wollen doch diesen letzten Abend mit dem guten Kind gemütlich verbringen.«

Claire machte sich trotzdem noch weiter zu schaffen und sprach nicht; anscheinlich fürchtete sie sich vor den unausweichlichen Erklärungen, Anthony wiederum (sie soll sich da selber herausziehen, ich nehm ihr nichts ab) blickte angestrengt zum Fenster hinaus. Zwischen den beiden stand wie etwas Unnützes und Lästiges Christine stumm und verwirrt im verwüsteten Zimmer. Etwas war geschehen, das spürte sie, etwas, das sie nicht verstand. Ein Blitz war grell niedergefahren, nun wartete sie klopfenden Herzens auf den Donner, und der kam nicht und kam nicht und musste doch kommen. Sie wagte nicht zu fragen, sie wagte nicht zu denken und wusste mit allen Nerven, etwas Böses war geschehen. Hatten sie Streit gehabt? Waren schlechte Nachrichten aus New-York gekommen? Vielleicht etwas an der Börse, im Geschäft, ein Bankkrach, man las ja jetzt so etwas jeden Tag in den Zeitungen? Oder hatte wirklich

der Onkel einen Anfall gehabt und verschwiegen es nur, um sie zu schonen? Warum lassen sie mich so stehen, was soll ich denn hier? Aber nichts, Schweigen, Schweigen, nur die kleinen unnötigen Geschäftigkeiten der Tante und der unruhig auf und ab gehende Schritt des Onkels und in sich selber das laut hämmernde, hart pochende Herz.

Endlich – Befreiung! – klopfte es an die Tür. Der Zimmerkellner trat ein, hinter ihm ein zweiter mit weißem Tischzeug. Zu Christinens Erstaunen begannen sie das Rauchzeug vom Tisch zu räumen und sauber und umständlich aufzudecken.

»Weißt du«, erklärte jetzt endlich die Tante, »Anthony dachte, es sei doch besser, heute abends lieber hier oben auf dem Zimmer zu essen. Ich hasse die umständliche Verabschiederei von den Leuten und das Gefrage, wohin und wie lange, außerdem hab ich schon fast alle meine Sachen eingepackt, auch Anthonys Smoking liegt schon im Koffer. Und dann, nicht wahr, – wir sitzen eigentlich hier stiller und gemütlicher beisammen.«

Die Kellner schoben den Rolltisch herein und servierten von den nickelnen Wärmeplatten. Wenn sie draußen sind, muss man mir doch endlich alles erklären, dachte Christine und beobachtete ängstlich die Gesichter der beiden: der Onkel beugte sich tief in den Teller hinein und löffelte mit Erbitterung, die Tante schien blass und geniert. Schließlich begann sie: »Du wirst dich wundern, Christine, dass wir uns so schnell entschlossen haben! Aber bei uns drüben geht alles quick – das ist eins der paar guten Dinge, die man drüben in Amerika lernt. Nur nicht lang hinausziehen, wozu man keine rechte Lust hat. Geht ein Geschäft nicht gut, so gibt man's auf und fängt ein neues an, fühlt man sich wo nicht wohl, so packt man die Koffer und fort, irgendwo anders hin. Eigentlich, ich wollt's dir nur nie sagen, weil du dich

so famos hier erholt hast, haben wir beide uns schon lange nicht wohlgeföhlt hier, ich habe die ganze Zeit schlecht geschlafen, und Anthony verträgt sie eben auch nicht, diese hohe dünne Luft. Zufällig kam da gerade heute ein Telegramm von unsern Freunden aus Interlaken, und schon waren wir entschlossen und fahren wahrscheinlich nur auf ein paar Tage und dann noch nach Aix-les-Bains. Ja, bei uns – ich versteh, dass es dich überrascht – geht alles quick.«

Christine beugte den Kopf zum Teller hinab: nur die Tante jetzt nicht ansehen! Irgendetwas im Tonfall, in der Sprudeligkeit des Schwätzens quälte sie, jedes Wort voll falscher Forschheit und künstlich frisch. Es muss doch etwas dahinterstecken, fühlte Christine. Es musste noch etwas kommen, und es kam. »Selbstverständlich wäre es das Beste gewesen, wenn du hättest mitkommen können«, redete die Tante weiter, während sie von dem Poulard den Flügel ablöste. »Aber Interlaken würde dir, glaube ich, nicht gefallen, es ist kein Ort für junge Leute, und man muss sich fragen, ob dies Hin und Her für die paar Tage, die du noch Urlaub hast, wirklich dafürsteht, ob du nicht dabei eher deine Erholung vertust. Hier hast du dich ja fabelhaft erholt, ausgezeichnet hat sie dir angeschlagen, diese frische starke Luft – ja, ich sag's ja immer, für junge Menschen gibt es nichts Besseres als Hochgebirge, Dicky und Alwin sollten auch einmal hierher kommen, nur natürlich für so alte abgebrauchte, abgehämmerte Herzen, da taugt gerade das Engadin nicht. Also, wie gesagt, wir würden uns natürlich sehr freuen, Anthony hat sich ja sehr gewöhnt an dich, aber andererseits, es sind wieder sieben Stunden und sieben Stunden zurück, das wird dir zu viel sein, und schließlich, wir kommen ja nächstes Jahr wieder herüber. Aber selbstverständlich, wenn du noch mit nach Interlaken willst ...«

»Nein, nein«, sagte Christine, oder vielmehr ihre Lip-

pen sagten es, so wie man in der Narkose noch automatisch weiterzählt, während das Bewusstsein längst schon stockt.

»Ich glaube selbst, du tust besser, von hier aus direkt nach Hause zu fahren, von hier gibt es ja einen wunderbar bequemen Zug – ich habe den Portier gefragt, gegen sieben Uhr früh, da kannst du morgen spätnachts schon in Salzburg und übermorgen zu Hause sein. Ich kann mir denken, wie sich die Mutter freuen wird, so braun und frisch und jung, wirklich, prachtvoll siehst du aus, und es ist das Beste, du bringst diese Erholung ganz frisch nach Hause.«

»Ja, ja.« Ganz leise tropfen Christine die Silben vom Mund. Warum saß sie eigentlich noch da? Die beiden wollten sie doch nur fort haben, rasch fort. Aber warum? Es musste doch etwas geschehen sein, irgendetwas musste geschehen sein. Mechanisch aß sie weiter, schmeckte in jedem Bissen das bittere Kraut Ysop und spürte, ich müsste jetzt etwas sagen, irgendetwas ganz Lockeres, nur um nicht zu zeigen, dass einen die Augen brennen vor Schmerz und die Kehle bebt von Zorn, irgendetwas Sachliches, etwas Kaltes und Gleichgültiges!

Endlich fiel ihr etwas ein. »Ich werde dir gleich deine Kleider bringen, damit wir sie gleich einpacken können«, und schon stand sie auf. Aber die Tante schob sie sacht zurück.

»Lass, Kind, das hat noch Zeit. Den dritten Koffer packe ich erst morgen. Lass nur alles in deinem Zimmer, das Stubenmädchen bringt mir schon alles.« Und dann, in plötzlicher Beschämung: »Übrigens, weißt du, das eine Kleid, das rote, das behältst du dir, ja, ich brauch's wahrhaftig nicht mehr, das passt dir so gut, und natürlich auch die Kleinigkeiten, den Sweater, die Wäsche, das ist doch selbstverständlich. Einzig die zwei andern Abendtoiletten brauche ich noch für Aix-les-Bains, dort geht's, weißt du, unerhört

zu, ein fabelhaftes Hotel übrigens, hat man mir gesagt, und Anthony wird hoffentlich dort sich wohl fühlen, die warmen Bäder und die Luft ist viel milder und ...« Die Tante redete weiter und weiter. Der schwierige Punkt ist überwunden. Sie hat Christine sanft beigebracht, dass sie morgen wegfährt. Jetzt rollt alles wieder leicht und locker im Geleise, sie erzählt und erzählt immer heiterer die ausfälligsten Geschichten von Hotels und Reisen und von Amerika, und Christine sitzt dumpf demütig und doch die Nerven gepresst unter diesem schrillen, krampfartig gleichgültigen Schwall. Wenn es nur schon zu Ende wäre. Endlich nutzt sie eine kurze Pause. »Ich will euch jetzt nicht länger aufhalten. Der Onkel soll sich ausruhen und auch du, Tante, wirst vom Packen müde sein. Wenn ich dir vielleicht noch etwas helfen kann?«

»Nein, nein.« Die Tante steht gleichfalls auf. »Die paar Dinge packe ich leicht allein. Aber auch für dich ist's besser, du gehst heute früh zu Bett. Du musst ja, glaube ich, schon um sechs Uhr aufstehen. Nicht wahr, du bist nicht böse, wenn wir dich nicht zur Bahn begleiten?«

»Nein, nein, das wäre doch übertrieben, Tante«, sagt Christine tonlos und sieht zu Boden.

»Und nicht wahr, du schreibst mir, wie es Mary geht, gleich schreibst du mir, wenn du ankommst. Und wie gesagt, nächstes Jahr sehen wir uns ja wieder.«

»Ja, ja«, sagt Christine. Gott sei Dank, jetzt kann sie gleich gehen, einen Kuss noch dem Onkel, der merkwürdig verlegen ist, einen Kuss der Tante, und dann geht sie – nur rasch fort, nur rasch fort! – zur Tür. Aber da, im letzten Augenblick, sie hat schon die Klinke in der Hand, kommt die Tante hastig nach. Noch einmal (aber es ist der letzte Hieb) hat ihr die Angst ihren Hammer auf die Brust geschlagen: »Aber nicht wahr, Christel«, sagt sie dringlich er-

regt, »du gehst jetzt wirklich gleich auf dein Zimmer, gehst schlafen und ruhest dich aus. Nicht, dass du mehr hinuntergehst, weißt du, sonst ... sonst ... sonst ... sonst kommen morgen früh alle Leute von uns Abschied nehmen ... und wir haben das nicht gern ... Es ist besser, man fährt einfach weg ohne langes Hin und Her und schreibt dann lieber den Leuten paar Karten ... Ich kann diese Blumenspenden und ... Begleitereien nicht leiden. Also nicht wahr, du gehst nicht mehr hinunter, sondern gleich zu Bett ... nicht wahr, du versprichst mir's.«

»Ja, ja, natürlich«, sagt Christine mit letzter Stimme und zieht die Tür zu. Und erst nach Wochen erinnert sie sich, dass sie beim Abschied vergessen hatte, den beiden auch nur ein einziges Wort des Dankes zu sagen.

\*\*\*

Kaum die Tür hinter sich, verließ Christine die mühsam zusammengestrafte Kraft. Wie ein abgeschossenes Tier noch einige Schritte taumelt und nur durch die Bewegung sich aufrecht hält, ehe es mit gelösten Gelenken niederfällt, so schleppte sie sich mit den Händen die Wand entlang bis zu ihrem Zimmer; dort fiel sie in den Sessel, starr, kalt, regungslos. Sie verstand nicht, was geschehen war. Nur den Schmerz eines hinterrücks geführten Schlages spürte sie hinter der gelähmten Stirn, nicht, wer ihn geführt. Irgendetwas war mit ihr, gegen sie geschehen. Man jagte sie fort, und sie wusste nicht warum.

Mit aller Anstrengung versuchte sie zu denken. Aber das Gehirn zwischen ihren Schläfen blieb betäubt. Dort stand etwas blass und starr und antwortete nicht. Und die gleiche Starre stand um sie, gläserner Sarg und grausamer noch als ein schwarzer feuchter Sarg, weil höhnisch hell

erleuchtet, mit Luxus blendend, mit Bequemlichkeit höhnend und still, grauenhaft still, während in ihr die Frage um Antwort schrie: »Was habe ich getan? Warum jagen sie mich hinaus?« Unerträglich war dieses Gegeneinander, dieser dumpfe Druck von innen, als läge das ganze riesige Haus mit seinen vierhundert Menschen, seinen Steinen und Traversen und dem riesigen Dach ihr auf der Brust und dabei dieses kalt-giftige weiße Licht, das Bett mit gelumten Daunen zu Schlaf einladend, die Möbel zu heiterer Rast, die Spiegel zu beglückendem Blick; ihr war, als müsste sie erfrieren, wenn sie hier sitzen bleiben müsste auf dem schmerzenden Sessel oder plötzlich die Scheiben zerschlagen in sinnloser Wut, oder so schreien, so heulen, so weinen, dass die Schlafenden aufwachten. Nur weg! Nur heraus! Nur ... sie wusste nicht was. Aber nur weg, weg, um nicht zu ersticken in dieser grässlichen luftleeren Lautlosigkeit.

Und plötzlich, ohne zu wissen, was sie wollte, sprang sie auf und lief hinaus; hinter ihr schwankte, offen gelassen, die Tür, und im elektrischen Licht leuchteten Messing und Glas sinnlos einander an.

\*\*\*

Sie lief die Treppe hinab wie eine Traumwandlerin. Tapeten, Bilder, Geräte, Stufen, Lichtkörper, Gäste, Kellner, Dienstmädchen und Dinge und Gesichter glitten gespenstig leer an ihr vorbei. Ein paar Leute staunten auf, man grüßte, wunderte sich, dass sie es nicht merkte. Aber ihre Blicke waren versperrt, sie wusste nicht, was sie sah und wohin sie und was sie wollte, nur ihre Beine hasteten mit einer unerklärlichen Behändigkeit die Treppe hinab.

Irgendeine Schaltung, die sonst ihre Handlungen ver-

nunfthaft regulierte, war gerissen, nicht zielhaft lief sie, sondern nur vorwärts, vorwärts gejagt von einer namenlosen, sinnlosen Angst. Am Eingang der Halle hielt sie plötzlich mit einem Ruck; etwas wachte da auf, eine Erinnerung, dass man hier saß, tanzte, lachte, heiter beisammen war, und sofort versuchte sie zu fragen: »Wozu bin ich da? Wozu gekommen?«, und damit zerbrach die Stoßkraft des Raums. Mit einem Mal konnte sie nicht weiter, und kaum sie stehen blieb, begannen mit einem Mal die Wände zu schwanken, der Teppich zu laufen, die Kronleuchter in wilden Ellipsen zu schwingen. Ich falle, spürte sie, der Boden schwankt weg unter mir. Instinktiv griff sie noch mit der rechten Hand in eine Portiere und rettete ihr Gleichgewicht. Aber die Kraft war aus den Gelenken fort. Sie konnte nicht mehr vor und nicht zurück. Starren, angestrengten Blicks, die ganze Schwere des Leibs an die Wand gelehnt, die Augen geschlossen, stand und atmete sie und wusste nicht weiter.

In diesem Augenblick stieß der deutsche Ingenieur auf sie, Fotografien hatte er gerade rasch aus seinem Zimmer holen wollen, um sie einer Dame zu zeigen, da erblickte er an die Wand gedrückt, regungslos und gleichzeitig schwer atmend, mit offenen und doch blinden Augen die merkwürdig hingelehnte Gestalt; im ersten Augenblick erkennt er sie nicht. Aber dann bekommt seine Stimme sofort wieder den vergnügt burschikosen Ton. »Da sind Sie ja! Warum kommen Sie denn nicht in die Halle? Oder spüren Sie Geheimnissen heimlich nach? Und warum ... aber ... was ist denn ... Was haben Sie denn ...?« Er starrt sie überrascht an. Beim ersten Wort ist Christine zusammengefahren und zittert am ganzen Leib genau wie eine Schlafwandlerin, die ein unerwarteter Ruf wie ein Schuss trifft.

Ihre Augenbrauen, schreckhaft hochgezogen, geben ih-



rem Blick etwas Aufgerissenes und Krampfignes, wie um einen Schlag abzuwehren, hebt sie die Hand.

»Was haben Sie? Ist Ihnen nicht wohl?« Dabei stützt er sie, und es war höchste Zeit, denn Christine schwankt merkwürdig. Blau ist ihr plötzlich vor den Augen. Aber wie sie seinen Arm fühlt, menschlich warme Berührung, zuckt sie sofort fiebrig auf.

»Ich muss Sie sprechen ... sofort sprechen ... aber nicht hier ... nicht hier vor den andern ... Allein muss ich Sie sprechen.« Sie wusste nicht, was sie ihm sagen sollte, nur sprechen, mit irgendeinem Menschen sprechen, sich aus-schreien.

Der Ingenieur, von der schrillen Art ihrer sonst so ruhigen Stimme etwas peinlich verblüfft, dachte: sie ist wahrscheinlich krank, man hat sie ins Bett gesteckt, darum kam sie nicht herab, und sie ist heimlich wieder aufgestanden – sicher hat sie Fieber, man merkt's an den glänzenden Augen. Oder ein hysterischer Anfall, man hat ja allerhand erlebt mit Frauen – jedenfalls zuerst beruhigen, beruhigen, nicht merken lassen, dass man sie für krank hält, scheinbar eingehen auf alles.

»Aber gern, gern, Fräulein« – wie ein Kind sprach er ihr zu –, »nur vielleicht ...« (besser man sieht uns nicht). »Vielleicht gehen wir paar Schritte hinaus vor das Hotel ... in die frische Luft ... Es wird Ihnen sicher guttun ... die Halle ist hier immer so fürchterlich überheizt ...« Nur erst beruhigen, beruhigen, dachte er, und während er ihren Arm nahm, tastete er wie zufällig nach ihrem Handgelenk, um zu prüfen, ob sie Fieber hätte. Nein, die Hand war eiskalt. Merkwürdig, dachte er mit gesteigertem Unbehagen, merkwürdige Sache.

Vor dem Hotel schwankten grell und hoch die Bogenlampen, links stand dunkel verschattet der Wald. Dort

hatte sie gestern gewartet, und es ist wie vor tausend Jahren, nicht eine Zelle in ihrem Blut erinnerte sich. Er führte sie sacht hinüber (nur lieber gleich ins Dunkel, wer weiß, was mit ihr los ist), und sie ließ sich willenlos führen. Ablenken zuerst, überlegte er, ganz gleichgültige Dinge reden, sich auf keine Konferenzen einlassen, nur so zufällig plaudern, das beruhigt am besten.

»Nicht wahr, es ist viel angenehmer ... nehmen Sie nur meinen Mantel um ... ah, eine wunderbare Nacht ... sehen Sie die Sterne ... eigentlich Unsinn, dass wir immer den ganzen Abend im Hotel sitzen.« Aber die Zitternde hörte ihn nicht. Was Sterne, was Nacht, nur sich spürte sie, nur ihr seit Jahren zusammengedrücktes, gepresstes, unterdrücktes Ich, das plötzlich sich riesenhaft im Schmerz aufbäumte und die Brust zersprengte. Und mit einem Mal, es geschah jenseits des Willens, packte sie grimmig seinen Arm.

»Wir reisen fort ... morgen reisen wir fort ... für immer fort ... nie mehr werde ich hierherkommen, nie mehr ... hören Sie, nie mehr ... nie mehr ... nein, ich ertrage es nicht ... nie mehr ... nie mehr.« Sie fiebert, fürchtete sich der Ingenieur, wie es ihren ganzen Körper schüttelt, sie ist krank, ich muss gleich einen Arzt verständigen. Aber mit wilden Muskeln klammerte sie sich in das Fleisch seines Arms. »Aber warum, ich weiß nicht warum ... muss ich so plötzlich weg ... es muss etwas geschehen sein ... ich weiß nicht was. Mittags waren beide noch so gut zu mir und sagten kein Wort davon, und abends ... abends sagten sie mir, ich muss morgen wegreisen ... morgen, morgen früh ... sofort und ich weiß nicht warum ... warum ich so plötzlich wegmuss ... so weg ... so weg ... wie man etwas aus dem Fenster wirft, was man nicht mehr braucht, so ... ich weiß nicht wie, ich weiß nicht ... ich verstehe es nicht ... es muss etwas geschehen sein.«

Ach so, dachte der Ingenieur. Mit einem Mal war ihm alles klar. Gerade vorhin erst hatte man ihm das Geschwätz zugetragen, über die van Boonen, unwillkürlich war er erschrocken; beinahe hätte er ihr einen Heiratsantrag gemacht! Aber jetzt begriff er, Onkel und Tante schickten die Arme Hals über Kopf weg, damit sie ihnen weiter keine Unbequemlichkeiten mache. Die Bombe war explodiert.

Nur jetzt sich nicht mehr einlassen, überlegte er rasch. Ablenken! Ablenken! Er versuchte ein paar Allgemeinheiten, ach, das sei wohl nicht endgültig, vielleicht werden sich ihre Verwandten es noch überlegen, und im nächsten Jahr ... Aber Christine hörte gar nicht, dachte gar nicht, nur ihr Schmerz muss heraus, wild vehement, ganz laut mit gestampftem Fuß, die Wut eines hilflosen Kindes. »Aber ich will nicht! Ich will nicht ... Ich gehe jetzt nicht nach Hause ... was soll ich dort, ich kann es nicht ertragen mehr ... ich kann nicht ... ich gehe zugrunde ... ich werde wahnsinnig dort ... Ich schwöre es Ihnen, ich kann nicht, ich kann nicht und ich will nicht ... Helfen Sie mir ... Helfen Sie mir!«

Es war der Schrei eines Ertrinkenden aus dem Wasser, grell und schon halb erstickt, denn jetzt überschwemmte es plötzlich die Stimme, und so furchtbar schüttelte sie der losgebrochene Weinkampf, dass er bis in seinen Körper die zuckenden Stöße spürte. »Nicht«, bat er, gegen seinen Willen gerührt. »Nicht weinen! Nicht so weinen!« Und, um sie zu beruhigen, zog sein Arm sie unwillkürlich näher heran. Sie gab nach und lehnte schlaff und schwer an seiner Brust. Aber nichts von Lust war in diesem Hinsinken, nur grenzenlose Erschöpfung, nur namenloses Müdesein. Nur dass sie sich anlehnen konnte an den lebendigen Leib eines Menschen, spürte sie, und dass irgendeine Hand über ihr Haar strich, dass sie nicht so grässlich, so ratlos allein und

weggestoßen war. Allmählich wurde ihr Schluchzen schwächer, innerlicher, nicht mehr diese elektrisch zuckenden Stöße, sondern leise ausströmendes Weinen.

Dem fremden Mann war es sonderbar. Da stand er plötzlich im Schatten des Waldes und doch nur zwanzig Schritte vom Hotel (jeden Augenblick konnte man sie sehen, konnte jemand vorbeikommen) und hielt ein junges schluchzendes Mädchen im Arm, wie eine Welle warm wogend spürte er ihre hingeebene Brust. Mitleid überkam ihn, und Mitleid eines Mannes zu einer leidenden Frau wird immer unwillkürlich zur Zärtlichkeit. Nur beruhigen, dachte er, nur beruhigen! Mit der freien Linken (noch immer hielt sie seine Rechte, damit sie nicht falle) strich er ihr wie magnetisierend über das Haar. Und damit das Schluchzen leiser werde, neigte er sich hinüber und küsste das Haar, dann die Schläfen und schließlich den zuckenden Mund. Da brach etwas aus ihr unsinnig heraus.

»Nehmen Sie mich mit, nimm mich mit ... Fahren wir fort ... wohin Sie wollen ... wohin du willst ... nur fort von hier und nicht wieder zurück ... nicht nach Hause zurück ... Ich ertrage es nicht ... überallhin, nur nicht zurück ... alles, nur nicht zurück ... Wohin Sie wollen, wie lange Sie wollen ... Nur fort, nur fort!« In ihrem wilden Fieber rüttelte sie an ihm wie an einem Baum. »Nimm mich mit!«

Der Ingenieur erschrak. Abstoppen, dachte der praktisch gesinnte Mann, jetzt nur rasch und energisch abstoppen. Sie irgendwie beruhigen, sie zurückführen ins Hotel, sonst wird die Sache peinlich.

»Ja, Kind«, sagte er. »Gewiss, Kind, ... man darf nur nichts übereilen ... wir werden das alles noch besprechen: Überlegen Sie noch bis morgen ... vielleicht entschließen sich auch Ihre Verwandten noch anders, und es tut ihnen leid ... morgen sehen wir alles klarer.« Aber sie bebte drin-

gend: »Nein, nicht morgen, nicht morgen! Morgen muss ich schon weg, in der Früh muss ich schon weg, schon in der Früh ... Sie stoßen mich ja fort ... wie ein Postpaket, schnell, schnell, express spedieren sie mich ... Und ich lasse mich nicht so wegschicken ... Ich lasse mich nicht ...« Und ihn heftiger anfassend: »Nehmen Sie mich mit ... sofort, sofort ... helfen Sie mir ... ich ... ich ertrage es nicht mehr.«

Man muss ein Ende machen, überlegte der Ingenieur. Nur sich in nichts einlassen. Sie ist nicht bei Sinnen, sie weiß nicht, was sie redet. »Ja, ja, ja, mein Kind«, streichelte er ihr übers Haar, »selbstverständlich, ich verstehe ja ... wir werden das alles jetzt drinnen besprechen, nicht hier, hier dürfen Sie nicht länger bleiben ... Sie könnten sich erkälten ... ohne Mantel in dem dünnen Kleid ... Kommen Sie nur, wir gehen jetzt hinein und setzen uns in die Halle ...« Dabei löste er vorsichtig seinen Arm. »Kommen Sie jetzt, Kind.«

Christine starrte ihn an. Mit einem Mal stockte das Schluchzen. Sie hat nichts gehört und begriffen, was er sagte. Aber mitten in ihrer sinnlosen Verzweiflung, in seiner zuckenden Unbewusstheit hatte ihr Körper gespürt, dass der warme zärtliche Arm sich von ihr ängstlich löste. Der Körper hatte zuerst verstanden, was jetzt erst der Instinkt und nach ihm das Gehirn schreckhaft erkannte, dass dieser Mann sich von ihr zurückzog, feige war, vorsichtig und sich fürchtete, dass alles sie hier weghaben wollte, alles. Sie wachte auf aus ihrer Trunkenheit, ein Ruck, und sie sagte kurz und scharf: »Danke. Danke, ich gehe schon allein. Entschuldigen Sie, mir war nur einen Augenblick nicht ganz wohl, die Tante hat recht, mir tut die hohe Luft hier nicht gut.«

Er wollte etwas sagen. Aber ohne sich um ihn zu kümmern, ging sie mit harten Schultern heftig voraus. Nur sein Gesicht nicht mehr sehen, niemand mehr sehen, niemand mehr sehen, fort, fort, fort, vor keinem dieser hochmüti-

gen, feigen, satten Menschen mehr sich erniedrigen, fort, fort, fort, nichts mehr nehmen von ihnen, nichts mehr sich schenken lassen, nicht mehr sich täuschen lassen, nicht mehr an sie sich verraten, an niemanden, an keinen, fort, fort, fort, lieber krepieren, lieber im Winkel verrecken. Und während sie das vergötterte Haus, die geliebte Halle durchschritt, an den Menschen vorbei wie an geschmückten bemalten Steinen, spürte sie nur eines mehr: Hass gegen ihn, gegen jeden hier, gegen alle.

\*\*\*

Die ganze Nacht blieb Christine regungslos auf dem Sessel vor dem Tisch sitzen. Ihre Gedanken gingen dumpf im Kreise, um das einzige Gefühl herum, dass alles zu Ende war. Es wurde kein klarer und fassbarer Schmerz, es blieb nur ein Betäubtsein, innerhalb dessen sie unterirdisch etwas geschehen schmerzhaft fühlte, so wie man bei einer Operation noch durch die Anästhesie unbestimmt das brennende Messer fühlt, das den Leib zertrennt. Denn etwas geschah, während sie stumm saß, die Augen wie leere Löcher auf den Tisch gebrannt, etwas, das ihr Bewusstsein in seiner Lähmung nicht verstand, und dies war: das neue, das andere Wesen, dieses künstliche und doppelte der neun traumhaften Tage, jenes unwirkliche und doch wirkliche Fräulein van Boolean starb wieder in ihr ab. Noch saß sie im Zimmer jener andern mit dem Körper jener andern, ihre Perlen um den gefrorenen Hals, einen scharfen Strich Karmin auf den Lippen, ihr libellenleichtes geliebtes Abendkleid über den Schultern, aber schon schauerte es fremd über ihrem Leib wie ein Laken auf einem Leichnam. Es gehörte nicht mehr zu ihr, nichts von hier, von dieser andern, dieser obern, seligeren Welt gehörte mehr zu ihr, alles war neuerdings fremd und

geborgt wie am ersten Tag. Neben ihr stand weiß und glatt gefaltet mit zarten Daunen das Bett, blühende Weiche und Wärme, aber sie legte sich nicht hin: es gehörte nicht mehr ihr. Rings leuchteten die Möbel, atmete stumm der Teppich, aber all dieses Rundum von Messing, Seide und Glas empfand sie nicht mehr als sich zugehörig, nicht den Handschuh an der Hand, nicht die Perlen um den Nacken – alles gehörte jener andern, jener gemordeten Doppelgängerin, Christiane von Bohlen, die sie nicht mehr war und dennoch war. Immer wieder versuchte sie wegzudenken von diesem künstlichen Ich an ihr wirkliches, sie zwang sich zu erinnern an die Mutter, dass sie krank war oder vielleicht tot, aber so gewaltsam sie ihr Gefühl auch hinstieß, es gelang ihr kein Schmerz, keine Sorge, ein Gefühl überschwemmte alle andern, ein Zorn, ein dumpfer, gekrampfter, ohnmächtiger Zorn, der nicht herauskonnte und eingesperrt murrte, ein unermesslicher Zorn – sie wusste nicht, gegen wen, gegen die Tante, gegen die Mutter, gegen das Schicksal, Zorn eines Menschen, dem ein Unrecht geschehen. Nur dass man ihr etwas genommen hatte, empfand ihre gepeinigte Seele, nur dass sie fortmusste aus diesem selig beflügelten Ich in eine dumpf am Boden kriechende blinde Larve; nur dass etwas vorbei war, unwiderruflich vorbei.

Die ganze Nacht saß sie so, eingeeist in ihrem Zorn auf ihrem hölzernen Sessel. Sie hörte nicht durch die gepolsterten Türen das Leben der andern in diesem Haus, den unbesorgten Atem der Schlafenden, das Stöhnen der Liebenden, das Ächzen der Kranken, das unruhige Auf-und-Ab-Wandern der Schlaflosen, sie hörte nicht durch die verschlossene gläserne Tür den Wind, der schon morgendlich um das schlafende Haus ging, nur sich spürte sie, ihr Alleinsein in diesem Zimmer, diesem Haus, diesem Weltall, ein Stück atmenden zuckenden Fleisches, noch warm wie

ein abgerissener Finger und doch sinnlos und ohne Kraft. Es war ein hartes In-sich-Sterben, ein Abfrieren und Erfrieren Stück für Stück, und sie saß starr, als horchte sie in sich selbst hinein, wann das pochende, heiße Van-Boolean-Herz endlich aufgehört habe, in ihr zu hämmern. Nach tausend Jahren kam der Morgen. In den Gängen feigten hörbar die Diener, unten scharrte der Gärtner den Kies zurecht: es begann unausweichlich wirklicher Tag, das Ende, die Reise. Jetzt hieß es, einpacken, wegfahren, die andere sein, die Postassistentin Hoflehner aus Klein-Reifling, und jene vergessen, deren Atem hier in kleinen dünnen Wellen um die verlorenen Köstlichkeiten schwang.

Beim Aufstehen spürte Christine erst die Erstarrtheit in ihren Gliedern und eine taumelige Müdigkeit des Körpers: die vier Schritte bis zum Kasten hin waren Reise von einem Kontinent zum andern. Mühsam, die toten Gelenke hatten keine Kraft, öffnete sie die Kastentür, sofort erschreckt: wie ein Gehenker, fahl, weißfarben und schlenkrig baumelte dort der Klein-Reiflinger Rock mit der verhassten Bluse, in der sie gekommen; als die Finger ihn von der Stange hoben, schauerte sie in jenem widrigen Grauen, mit dem man etwas Verwestes angreift: in diesen toten Menschen Hoflehner sollte sie wieder hinein! Aber es blieb keine Wahl. Rasch riss sie das Abendkleid ab, leicht wie seidiges Papier knisterte es ihre Hüften hinab, und weg legte sie Stück für Stück die andern Kleider, die Wäsche, den Sweater, die Perlenschnur, die zehn oder zwanzig zaubernden Dinge, die sie empfangen: nur das ausdrückliche Geschenk nahm sie mit, eine Handvoll, die leicht in das ärmliche Strohköffchen ging. Es war rasch gepackt.

Fertig! Noch einmal blickte sie sich prüfend um. Auf dem Bett lagen die Abendkleider, die Tanzschuhe, der Gürtel, das rosa Hemd, der Sweater, die Handschuhe, so wirr

und quer durcheinander, als wäre durch eine Explosion das phantasmagorische Wesen, Fräulein von Bohlen, in hundert Stücke zerrissen worden. Zitternd vor Grauen starrte Christine auf die Reste des Phantoms, das sie selber gewesen. Dann blickte sie sich um, ob noch etwas vergessen sei, etwas, das noch ihr gehörte. Aber nichts gehörte mehr ihr: andere würden hier schlafen in diesem Bett, andere durch dieses Fenster die goldene Landschaft sehen, andere sich spiegeln in diesem geschliffenen Glas, sie nie mehr, nie mehr! Es war kein Abschied, es war eine Art Tod.

Die Gänge lagen noch leer, als sie hinaustrat, den alten kleinen Koffer in der Hand. Automatisch ging sie zur Treppe. Aber in ihrem armen Kleid war ihr, als hätte sie, Christine Hoflehner, kein Recht mehr, diese teppichbelegten, messingeingefassten Stufen, die Herrschaftstreppe hinabzugehen: scheu ging sie lieber die gewundene eiserne Dienertreppe neben dem Klosett hinab. In der grauen, halbaufgeräumten Halle unten taumelte der eingeknickte Nachtportier misstrauisch auf. Was war denn das? Ein Mädchen, mittelmäßig oder eher schlecht gekleidet, einen schäbigen Koffer in der Hand, schleicht sichtlich verschämt wie ein Schatten zum Ausgang, ohne sich bei ihm zu melden. Hallo! Rasch sprang er vor und sperrte mit drohenden Schultern die Drehtür.

»Wohin wünschen Sie, bitte?«

»Ich fahre fort mit dem Siebenuhrzug.« Der Portier sah verblüfft: zum ersten Mal kommt ihm das unter, dass ein Gast und gar Dame in diesem Hotel ihren Koffer sich selbst zur Bahn tragen will. Er wittert sofort Unrat und fragt: »Darf ich ... darf ich um die Zimmernummer bitten?«

Jetzt erst verstand Christine. Ach so – der Mann hielt sie für eine Einschleicherin –, schließlich, er hatte ja recht,

was ist sie denn? Aber der Verdacht erbitterte sie nicht, im Gegenteil, sie empfand irgendeine böse Lust, in ihrem Frost noch gepeitscht, in ihrer Erniedrigung noch misshandelt zu werden. Macht es mir nur widrig, macht es mir nur schwer – umso besser! Ganz ruhig antwortete sie. »Ich habe das Zimmer 186 gehabt auf Rechnung meines Onkels, Anthony van Boolean, Zimmer 181, Christine Hoflehner.«

»Einen Augenblick, bitte.« Der Nachtportier gab die Tür frei, aber behielt die Verdächtige (sie spürte es) im Auge, dass sie ihm nicht rasch wegpascht, während er im Buch nachschlug. Dann aber kippt plötzlich sein Ton um; eine nervöse Verbeugung und sehr höflich: »Oh, gnädiges Fräulein, oh, bitte um Verzeihung, ich sehe eben, der Tagportier war von der Abreise schon verständigt ... ich meinte nur, weil es so zeitig sei ... und dann ... gnädiges Fräulein werden doch nicht selbst den Koffer hinausnehmen, das Auto bringt ihn zwanzig Minuten vor Abfahrt des Zuges. Bitte, bemühen Sie sich doch in das Frühstückszimmer, gnädiges Fräulein haben noch reichlich Zeit, ein Frühstück zu nehmen.«

»Nein, ich nehme nicht mehr, Adieu!« Sie geht hinaus, ohne sich umzusehen nach dem verwundert starrenden und dann kopfschüttelnd an sein Pult wieder zurücktretenden Mann.

Ich nehme nicht mehr. Das Wort tat ihr wohl. Nichts und von niemandem. Den Koffer in der Hand, den Schirm in der andern, die Augen krampfhaft auf den Weg geheftet, geht sie hin zur Bahn. Die Berge sind schon erhellt, unruhig quälen sich die Wolken, im nächsten Augenblick wird das Blau hervorbrechen, das göttliche, das so namenlos geliebte engadinsche Enzianblau, aber krankhaft gebückt starrt Christine nur auf den Weg: nichts mehr sehen, nichts mehr sich schenken lassen, von niemandem, nicht einmal

von Gott. Auf nichts mehr einen Blick tun, nicht erinnert werden, dass von jetzt für ewig diese Berge für andere sind, für andere die Spielplätze und ihre Spiele, die Hotels und ihre spiegelnden Zimmer, die donnernden Lawinen und die atmenden Wälder, und nichts davon mehr für sie, nie mehr, nie mehr! Mit abgewendetem Blick sieht sie vorbei an den Tennisplätzen, wo – sie weiß es – bronzefarben, mit weißen leuchtenden Kleidern, die Zigarette im Mund, andere heute ihre leichten gelenkigen Glieder eitel umjagen werden; vorbei an den noch geschlossenen Läden mit tausend Kostbarkeiten (für andere, für andere!), an den Hotels und Bazaren und Konditoreien, vorbei in ihrem billigen Regenschirm und ihrem alten Schirm, zum Bahnhof, zum Bahnhof, zum Bahnhof. Nur fort, nur fort. Nur nichts mehr sehen, nur sich an nichts mehr erinnern.

Im Bahnhof versteckt sie sich in den Wartesaal dritter Klasse; hier in der ewigen dritten Klasse, überall gleich in der Welt, mit ihren ungepolsterten Bänken, mit ihrer armen Gleichgültigkeit, fühlt sie sich schon halb daheim, und erst wie der Zug einrollt, geht sie hastig hinaus: niemand soll sie sehen, niemand kennen. Aber da – ist es nicht Halluzination? – hört sie plötzlich ihren Namen: Hoflehner, Hoflehner. Jemand schreit hier (ist es möglich!) ihren Namen, den verhassten, den ganzen Zug entlang. Sie zittert. Will man sie noch höhnen zum Abschied? Aber deutlich wiederholt sich der Ruf, so beugt sie sich zum Fenster hinaus: da steht der Portier und schwenkt ein Telegramm in der Hand. Sie müsse entschuldigen, es sei schon gestern abends gekommen, aber der Nachtportier hätte nicht gewusst, wohin damit, er habe erst jetzt erfahren, dass Fräulein abreise, Christine öffnet. »Plötzliche Verschlechterung, kommt sofort, Fuchsthaler.« Und dann fährt der Zug ... es ist vorbei. Alles ist vorbei.

\*\*\*

Jede Materie trägt ein bestimmtes Maß der Spannung in sich, über die hinaus sie Steigerung nicht mehr zulässt, das Wasser seinen Siedepunkt, die Metalle ihren Schmelzpunkt, und auch die Elemente der Seele entgehen nicht diesem unumstößlichen Gesetz. Freude kann einen Grad erreichen, in dem jedes Dazu nicht mehr fühlbar wird, und ebenso Schmerz, Verzweiflung, Niedergeschlagenheit, Ekel und Angst. Einmal bis zum Rande gefüllt, nimmt das innere Gefäß keinen Tropfen Welt mehr in sich hinein.

So empfand Christine bei jenem Telegramm keinerlei neuen Schmerz. Oben im Bewusstsein verstand sie zwar deutlich, jetzt müsste ich doch erschrecken, mich ängstigen, mich sorgen, aber trotz dieser Anschaltung vom wachen Gehirn her funktionierte nicht das Gefühl: es nahm die Mitteilung nicht zur Kenntnis, es antwortete nicht. Es war, wie wenn ein Arzt mit einer Nadel in ein abgestorbenes Bein sticht: der Kranke sieht die Nadel, er weiß genau, sie ist spitz und glühend: jetzt, da sie eindringt, muss es sofort weh tun, fürchterlich weh, und er spannt sich schon, in einem Riss der Qual alle Gelenke zusammenzureißen. Aber die glühende Nadel dringt ein, und doch, weil abgestorben, antwortet der Nerv nicht, und mit Grauen erkennt der Gelähmte, dass da unten in seinem Leib etwas völlig empfindungslos ist, dass er ein Stück Tod in seinem eigenen warmen Leib mitträgt. Dieses Grauen empfand Christine, abermals und abermals das Blatt überlesend, vor ihrer eigenen Gleichgültigkeit. Die Mutter war krank, gewiss stand es verzweifelt mit ihr, sonst hätten die Sparsamen nicht so viel Geld an ein Telegramm gewagt. Sie war vielleicht schon tot, wahrscheinlich sogar. Aber kein Finger bebte bei diesem Gedanken (der sie gestern noch hin-

geschmettert hätte) an ihrer Hand, und jener Muskel, der das Tränenwasser zwischen die Lider pumpt, hob seinen Hebel nicht. Alles blieb starr, und diese Starre ging von ihr über auf alles um sie. Dass der Zug mit klirrenden Takten unter ihr lief, spürte sie nicht, dass auf der Holzbank gegenüber rotbackige Männer saßen, Wurst aßen und lachten, dass am Fenster vorbei immer neue Felsen aufsprangen und sich wieder bückten zu kleinen blumigen Hügelchen und ihre Füße badeten in der weißsprühenden Bergmilch – all diese Prospekte, bei der ersten Fahrt als lebendigste Gestaltung empfunden und alle Sinne erregend, standen jetzt starr vor ihrem erstarrten Auge. Erst als an der Grenze der Passbeamte mit seiner Behelligung sie aufrüttelte, empfand der Körper ein Gefühl: etwas Heißes trinken. Etwas, was diese fürchterliche Erfrorenheit ein wenig auftaute, was die verklemmte und wie verschwollene Kehle auflockerte, dass man endlich atmen konnte, endlich alles aus sich herausstöhnen.

Sie ging zum Buffet, trank ein Glas Tee mit heißem Rum. Das geht scharf ins Blut, selbst die starren Zellen oben im Gehirn belebend: sie konnte wieder denken, und sofort fiel ihr ein, sie müsse nach Hause ihre Ankunft telegrafieren. Gleich rechts um die Ecke, sagte der Portier, und ja, ja, sie habe noch reichlich Zeit.

Christine suchte den Schalter. Die Glasscheibe war herabgelassen. Sie klopfte. Ein Schritt von innen schlurft missmutiglangsam heran, die Scheibe klirrt hoch. »Was wünsche Sie«, fragt ein verdrossenes, graues, bebrilltes Frauengesicht. Christine kann nicht gleich antworten, so ist sie erschrocken. Denn ihr ist, diese verknöcherte, verwiterte alte Jungfer mit der Stahlbrille vor den abgematteten Augen, mit den pergamentenen Fingern, die jetzt automatisch das Formular herausreichen, das sei sie selbst in zehn, in zwanzig Jahren, ein

Teufelsspiegel habe ihr sie selbst als ihr Postassistentin-Gespensst gezeigt; kaum kann sie schreiben, so bebzt ihr die Hand. Das bin ich, das werde ich sein, schauert sie immerzu, immer wieder hinüberschielend zu der dünnen fremden Frau, die geduldig gebückt vor dem Pult wartet, den Bleistift in der Hand – oh –, sie kennt diese Geste, diese öden Minuten, und wie man abstirbt an einer jeden, um dann nutzlos alt zu werden, glücklos und verbraucht wie dies Spiegelgespenst. Mit zuckenden Knien schleppt Christine sich wieder in den Zug zurück. Kalter Schweiß perlt ihr über die Stirn wie einem, der im Traum sich im Sarge aufgebahrt hat liegen sehn und mit einem großen Angstschrei erwacht ist.

\*\*\*

In St. Pölten, müde von schlafloser Nachtfahrt, holt Christine ihre schmerzenden Glieder aus dem Zug heraus, da eilt schon quer über das Geleise der Aussteigenden jemand entgegen: der Lehrer Fuchsthaler, er muss die ganze Nacht hier gewartet haben. Beim ersten Blick weiß Christine alles – er trägt schwarzen Rock, schwarze Krawatte, und wie sie ihm jetzt die Hand reicht, schüttelt er sie teilnehmend, unter der Brille blicken hilflos gerührt seine Augen ihr entgegen. Christine fragt gar nicht mehr, seine Befangenheit hat alles gesagt. Aber merkwürdig, es erschüttert sie nicht. Sie spürt weder Schmerz noch Ergriffenheit, noch Überraschung. Die Mutter ist gestorben. Vielleicht ist es gut, gestorben zu sein.

Im Personenzug nach Klein-Reifling erzählt Fuchsthaler umständlich und rücksichtsvoll von den letzten Stunden der Mutter. Übernächtlich sieht er aus, grau im grauen Morgen, voll Stoppeln das unrasierte Gesicht, die Kleider staubig und verdrückt. Jeden Tag war er dreimal, viermal bei

der Mutter um ihretwillen, die Nächte hat er gewacht um ihretwillen. Rührender Freund, denkt sie im Stillen. Wenn er doch schon nur aufhören wollte, ruhig sein, ihr Ruhe lassen, nicht mit dieser sentimental umflorten Stimme hinter gelben, schlechtplombierten Zähnen unaufhörlich auf sie lossprechen; ein körperlicher Widerwille fasst sie gegen den früher so sympathischen Mann, ein Widerwille, dessen sie sich vergeblich schämt und den sie doch als Galle auf den Lippen schmeckt.

Ohne dass sie vergleichen will, vergleicht sie ihn doch mit den Männern droben, diesen schlanken, gebräunten, gesunden, geschmeidigen Kavalieren mit den gepflegten Händen, den taillierten Röcken, und mit einer Art böser Neugier betrachtet sie die lächerlichen Einzelheiten seiner Traueraufmachung, den sichtlich gewendeten schwarzen Rock mit den ausgewetzten Ellenbogen, die fertig gekaufte schwarze Krawatte über dem schmutzigen billigen Hemd. Unerträglich kleinbürgerlich, zum Schreien lächerlich scheint ihr mit einem Mal dies schwarz angezogene dünne Männchen, dieser Dorfschulmeister mit seinen blassen abstehenden Ohren, seinem falschgezogenen, spärlichen Scheitel, seiner stählernen Brille über den blassblauen und rotgeränderten Augen, dies Spitzmausgesicht aus Pergament über dem zerdrückten gelben Zelluloidkragen. Und der wollte ... der ... Nie, denkt sie, nie! Unmöglich, sich von ihm berühren zu lassen, sich hinzugeben an die unkühne, unwürdige, zittrige Zärtlichkeit eines solchen verkleideten Pfarramtskandidaten, unmöglich! Schon bei dem bloßen Gedanken steigt ihr Ekel derart quellend in die Kehle, dass ihr ist, als müsste sie sich erbrechen.

»Was haben Sie?«, unterbricht Fuchsthaler besorgt. Er hat bemerkt, dass ein plötzliches Zucken ihren Körper überläuft.

»Nichts ... nichts ... nur ich glaube, ich bin zu müde. Ich kann jetzt nicht sprechen. Ich kann nichts hören!«

Christine lehnt sich zurück und schließt die Augen. Sofort wird ihr wohler, sobald sie ihn nicht mehr sehen muss, nicht mehr die tröstende weiche und gerade durch ihre Demütigkeit so unerträgliche Stimme hören. »Eine Schande«, denkt sie, »er ist so gut zu mir, er opfert sich auf. Aber ich kann ihn nicht mehr ansehen, nicht mehr ertragen, ich kann nicht. Nie diesen Menschen, nie solche Männer wie ihn! Nie! Niemals!«

\*\*\*

Der Pfarrer litaneit sehr rasch an dem offenen Grab, denn der Regen fällt senkrecht und dick. Ungeduldig treten die Totengräber, die Schaufeln in der Hand, im dicken Lehm von einem Fuß auf den andern. Der Guss wird immer heftiger, der Pfarrer spricht immer schneller, endlich ist alles vorbei, beinahe laufend und wortlos kehren die vierzehn Menschen, die die alte Frau zum Kirchhof begleitet haben, ins Dorf zurück. Christine spürt mit einem Mal Grauen vor sich selbst, weil sie während der ganzen Zeremonie, statt erschüttert zu sein, zwanghaft an winzige Widrigkeiten denken muss: dass sie keine Galoschen anhat, voriges Jahr wollte sie welche kaufen, und die Mutter hatte gesagt, es sei nicht nötig, sie leihe die ihren. Dass Fuchsthalers Mantelkragen, den er aufgestülpt hat, am innern Rand aufgeraut ist und durchwetzt. Dass ihr Schwager Franz dick geworden ist und beim raschen Gehen asthmatisch stöhnt, dass der Regenschirm ihrer Schwester zerrissen ist, man müsste ihn überziehen lassen. Dass die Krämerin keinen Kranz geschickt hat, sondern nur paar halbwelke Blumen aus dem Vorgarten, mit Draht zusammengesteckt. Dass der Bäcker Herdlichtschka eine neue Tafel in ihrer Abwesenheit hat ma-



chen lassen – alles Grässliche, Kleinliche, Widrige der kleinen Welt, in die sie zurückgestoßen ist, dringt mit spitzen Widerhaken in sie ein und quält so, dass sie kein Gefühl hat für den eigentlichen innern Schmerz.

Vor ihrer Wohnung verabschieden sich die Trauergäste und laufen, kotbespritzt und mit breiten Regenschirmen, jetzt ganz ungehemmt ihren Häusern zu: nur die Schwester, der Schwager, die Witwe des Bruders und der Tischlermeister, den sie seitdem geheiratet hat, gehen zu ihr die knirschende Treppe hinauf. Das Zimmer hat nur vier Sitzgelegenheiten, sie sind fünf: so macht Christine den andern Platz. Ungemütlich eng und düster drückt der Raum. Von den aufgehängten nassen Mänteln und tropfenden Schirmen riecht es feucht und dumpf, an die Scheiben trommelt der Regen, leer und grau wartet im Schatten das Bett der Toten.

Keiner spricht. Aus Verlegenheit sagt Christine: »Ihr werdet's doch einen Kaffee nehmen?«

»Ja, Christel«, sagt der Schwager, »was Warmes tät jetzt gut. Aber du müsstest fix machen, denn lang können wir nicht bleiben, um fünf geht unser Zug.« Jetzt, die Virginia im Mund, atmet er auf. Ein gutmütig jovialer Magistratsbeamter, der schon als Trainfeldwebel im Krieg und noch eiliger im Frieden sich vorzeitig ein Spitzbäuchlein zugelegt hat, fühlt er sich immer unbehaglich außer in Hemdärmeln und bei sich zu Hause; während der ganzen Zeremonie hat er mühsam ein Leichenbittergesicht aufgesetzt und sich stramm gehalten, jetzt knöpft er den schwarzen Trauerrock, in dem er wie verkleidet aussieht, ein bisschen auf und lehnt sich bequem im Sessel zurück: »War doch gescheit, dass wir die Kinder nicht mitgenommen haben. Nelly hat zwar gemeint, es gehört sich, sie müssten unbedingt beim Begräbnis der Großmutter dabei sein, aber ich

hab's gleich gesagt, so was Trauriges soll man Kindern nicht zeigen, sie verstehen's eh noch nicht. Und dann schließlich, es ist ja auch furchtbar teuer, das Hin- und Herfahren, eine ganze Masse Geld, und bei diesen Zeiten ...«

Christine reibt krampfhaft auf der Kaffeemühle. Fünf Stunden ist sie erst zurück, und zehnmal hat sie schon gehört, »Zu teuer«, das verfluchte, verhasste Wort. Fuchsthaler hat gemeint, es wäre zu teuer gewesen, den Primarius vom St. Pöltener Spittel zu holen, er hätte ja ohnehin nichts richten können, die Schwägerin hat's vom Grabkreuz gesagt, man soll's nicht aus Stein bestellen, »zu teuer«, die Schwester von den Totenmessen und jetzt der Schwager von der Fahrt. Unaufhörlich fließt und tropft es von allen über die Lippen wie der Regen draußen über die Traufe und schwemmt alle Freude fort. Täglich wird das jetzt wieder so tropfen und klopfen: zu teuer, zu teuer, zu teuer! Christine zittert, mit böser Hand reibt sie ihren Zorn in die knirschende Mühle: nur weg, nur weg, nur nichts mehr hören, nichts mehr sehen! Die Übrigen sitzen unterdessen in Erwartung des Kaffees still um den Tisch und versuchen ein Gespräch. Der Mann, der die Witwe des Bruders geheiratet hat, ein kleiner Tischlermeister aus Favoriten, sitzt bescheiden geduckt unter den halben Verwandten, er hat sie gar nicht gekannt, die alte Frau; zwischen Frage und Antwort holpert mühselig das Gespräch hin und her und bleibt immer wieder stehen, als läge ein Stein im Wege. Endlich unterbricht der Kaffee, Christine stellt vier Schalen hin – mehr hat sie nicht –, dann geht sie wieder zum Fenster. Das verlegene Schweigen der vier erdrückt sie, dieses merkwürdig verhaltene Schweigen, das ungeschickt einen und denselben Gedanken versteckt. Sie weiß, was jetzt kommen wird, sie fühlt es in den Nerven, draußen im Vorzimmer hat sie gesehen, dass jeder zwei leere Rucksäcke mitgenommen

hat, sie weiß, sie weiß, was jetzt kommen wird, und der Ekel schnürt ihr die Kehle zu.

Endlich beginnt der Schwager mit seiner gemüthlichen Stimme: »So ein Sauregen! Und die Nelly, vergesslich, wie sie ist, hat nicht einmal einen Schirm mitgenommen. Eigentlich wär's das Einfachste, du gibst ihr den von der Mutter mit, Christel! Oder brauchst ihn etwa selber?« »Nein«, sagt Christine vom Fenster aus und zittert. Jetzt kommt es, gleich wird es kommen; aber nur rasch, nur rasch!

»Überhaupt«, setzt wie auf Verabredung die Schwester ein, »wär's nicht das Gescheiteste, wir täten jetzt gleich die Sachen von der Mutter aufteilen? Wer weiß, wann wir wieder alle vier zusammenkommen, der Franz hat so furchtbar viel Dienst, und Sie« (sie wendet sich zum Tischlermeister) »gewiss auch. Und noch einmal eigens herfahren, das steht doch nicht dafür, das kost' wieder Geld. Ich glaub, wir teilens am besten gleich auf, bist einverstanden, Christel?«

»Aber selbstverständlich«, ihre Stimme wird plötzlich rau. »Nur bitte ich euch, teilt alles allein unter euch auf! Ihr habt beide Kinder, ihr könnt die Sachen von der Mutter viel besser brauchen, ich hab nichts nötig, ich nehm nichts: teilts nur alles zwischen euch.«

Sie sperrt den Kasten auf, holt ein paar abgetragene Kleider und legt sie (es ist kein anderer Platz in der engen Mansarde) auf das Bett der Toten (gestern war es noch warm)! Es ist nicht sehr viel, ein bisschen Wäsche, der alte Fuchs- pelz, der gestopfte Mantel, ein Plaid, ein Stock mit Elfen- beingriff, die eingelegte Brosche aus Venedig, der Ehering, die kleine silberne Uhr mit der Kette, der Rosenkranz und das Emaillemedaillon aus Mariazell, dann die Strümpfe, Schuhe, die Filzpantoffeln, die Unterwäsche, ein alter Fä- cher, ein zerknüllter Hut und das vergriffene Gebetbuch. Nichts vergisst sie, die alte Frau hat ja so wenig gehabt, von

dem schlotternden Pfandhauskram, dann wendet sie sich rasch weg zum Fenster und starrt in den Regen hinaus. Hinter ihr beginnen die beiden Frauen leise zu sprechen, die einzelnen Stücke gegeneinander abzuschätzen und sich zu verständigen. Was der Schwester zufällt, legt sie rechts auf das Bett der Toten, was der Schwägerin zufällt, links, dazwi- schen bleibt eine unsichtbare Wand und Grenzscheide.

Christine atmet hart am Fenster. Sie hört von innen her- aus das abschätzende Feilschen, so leise sie auch sprechen, sie sieht ihre Finger, obwohl sie mit dem Rücken gegen das Bett der Toten gewandt steht, Mitleid mengt sich in ihren brennenden Zorn. »Wie arm sie sind, wie erbärmlich arm, und ahnen es gar nicht. Einen Kram teilen sie, den andere nicht mit dem Fuß anstoßen; diese alten Flanellrollen, diese abgetragenen Schuhe, diese wahnwitzig lächerlichen Fet- zen sind ihnen noch Kostbarkeiten! Was wissen sie von der Welt, was ahnen sie! Aber besser vielleicht, wenn man gar nicht erfährt, wie arm man ist, wie widerlich, wie ekelhaft arm und erbärmlich!«

Der Schwager tritt zu ihr heran: »Aber Christel, alles was recht ist, aber das geht doch nicht, dass du dir gar nix nimmst. Irgendwas musst doch schon als Andenken an die Mutter behalten – die Uhr vielleicht oder wenigstens die Ketten.«

»Nein«, sagt sie hart. »Ich will nichts, ich nehm nichts. Ihr habt's Kinder, da hat's einen Sinn. Ich brauch nichts – ich brauch überhaupt nichts mehr.«

Wie sie sich dann umdreht, ist schon alles vorbei, die Schwägerin und die Schwester haben jede ihr Teil eingepackt und in die mitgebrachten Rucksäcke geschoben – jetzt ist die Tote erst ganz begraben. Die vier stehen herum, betreten und etwas beschämt; sie sind froh, das peinliche Geschäft so rasch und einverständlich erledigt zu haben,

und doch ist ihnen nicht recht behaglich. Man müsste jetzt, ehe der Zug abfährt, noch irgendwie was Feierliches sagen, um die Erinnerung an das Geschäftliche zu verflüchtigen, oder überhaupt untereinander wie Verwandte sprechen. Schließlich erinnert sich der Schwager und fragt Christine: »Na, du hast ja gar nichts erzählt, wie war's denn dort oben in der Schweiz?«

»Sehr schön«, stößt sie hart wie eine Messerklinge durch die Zähne.

»Das glaub ich«, seufzt der Schwager, »dort möcht unser eins auch einmal hin, überhaupt Reisen! Aber das kann man sich nicht leisten mit einer Frau und zwei Kindern, das wäre doch zu teuer und schon gar in eine so noble Gegend. Was kost denn in eurem Hotel dort ein Tag?«

»Ich weiß nicht«, atmet Christine mit letzter Kraft. Sie spürt, gleich werden ihre Nerven reißen. Wenn sie nur schon weg wären, nur schon weg. Glücklicherweise sieht Karl auf die Uhr. »Hallo, einsteigen, wir müssen zum Zug. Aber Christel, keine überflüssigen Höflichkeiten, du brauchst uns nicht zu begleiten, bei einem solchen Wetter. Du bleibst hier und kommst lieber bald einmal nach Wien! Jetzt, wo die Mutter tot ist, heißt's zusammenhalten!«

»Ja, ja«, sagt Christine ungeduldig und fremd und begleitet sie nur bis zur Tür. Die Holztreppe knirscht unter schweren Tritten, jeder trägt etwas weg auf den Schultern oder in der Hand. Endlich sind sie doch fort. Kaum haben sie das Haus verlassen, so reißt Christine mit einem Ruck das Fenster auf. Der Geruch erstickt sie, Geruch von kaltem Zigarrenrauch, schlechtem Essen, nassen Kleidern, Geruch von Grauen und Sorge und Seufzern der alten Frau, der grässliche Geruch der Armut. Entsetzlich, hier leben zu müssen, und wozu und für wen? Wozu das Atmen Tag für Tag und wissen, dass irgendwo außen eine andere Welt

ist, die wirkliche, und in ihr selbst ein anderer Mensch, der in diesem Dunst wie ein Vergifteter erstickt. Ihre Nerven beben und zittern. Mit einem Ruck wirft sie sich angekleidet hin auf das Bett, die Zähne verbissen in die Kissen, um nicht herauszuheulen vor hilflosem brennenden Hass. Denn mit einem Mal hasst sie alle und alles, sich selbst und die andern, den Reichtum und die Armut, das ganze schwere, unerträgliche und unverständliche Leben.

\*\*\*

# Rausch der Verwandlung

Teil II

»Aufgeblasene Gredel, blöde.« Der Krämer Michael Pointner hieb die Tür hinter sich zu, dass sie klirrte – »Was diese gschnappige Person sich erlaubt, ist schon unerhört. So eine Giftnudel.«

»No, no, wer wird sich gleich so aufregen, was hast scho wieder«, beruhigt ihn mit breitem Lächeln der Bäckermeister Herdlizka, der auf ihn vor dem Postamt gewartet hat. »Hat dich wer bisse?«

»Weil's wahr ist. So eine Frechheit, so ein aufgeschraubtes Luder wie die gibt's nimmer. Jedes Mal hat sie jetzt was andres. Das und das und das ist ihr nicht recht. Nur sekieren möcht sie und sich patzig machen. Vorgestern hat's ihr nicht gepasst, dass ich den Begleitschein zu dem Packerl Kerzen mit Tintenstift geschrieben hab statt mit Tinten, heute macht's eine Red, sie sei nicht verpflichtet, schlecht verpackte Pakete anzunehmen, sie habe die Verantwortung. Zum Krenreiben brauche ich ihre Verantwortung, ich hab meiner Seel schon tausend Pakete von hier aus speidiert, wie die Gans mit ihrem frechen Schnabel noch im Mist herumgestiert hat. Was die gleich für einen Ton einhängt, so von oben herab, so ›fein‹ Hochdeutsch, dass sie's einem nur ja zeigt, unsereins is ein Dreck gegen sie. Wen meint sie denn, dass sie vor sich hat. Aber jetzt hab ich's satt. Mit mir soll sie sich nicht spielen.«

Dem dicken Herdlizka lacht behagliche Schadenfreude aus den Augen. »Na, vielleicht hätt' sie gerade dazu eine Lust, so ein fescher Kerl, was du bist. Bei solchene unfreiwillige Jungfern kennt sich keiner aus. Vielleicht gfallst ihr gut und drum sekkiert sie dich.«

»Mach keine blöden Witz«, murrte der Krämer, »ich bin nicht der Einzige, mit dem sie aufdrehen möcht. Erst gestern hat mir's der Verwalter der Fabrik drüben gesagt, wie sie ihn angeschnauzt hat, bloß weil er ein bisserl ein Spaß gemacht hat. ›Ich verbitte mir das, ich bin hier im Amt‹, als ob er ihr Schuhputzer wär. In die ist der Teufel gefahren, mit der ist was los. Aber verlass dich, ich werd ihn ihr schon wieder austreiben. Mit mir wird sie schon einen andern Ton einhenken müssen oder sie erlebt was, und wenn ich von hier zu Fuß bis nach Wien auf die Postdirektion gehen müsst.«

Er hat recht, der brave Pointner, es ist etwas los mit der Postassistentin Christine Hoflehner, das ganze Dorf hat das seit vierzehn Tagen heraus. Zuerst hat keiner was gesagt – mein Gott, die Mutter ist dem braven Madel gestorben, da hat man gemeint, das sei ihr so nahegegangen. Der Pfarrer ist zweimal herübergekommen, sie zu trösten, Fuchsthaler hat jeden Tag gefragt, ob er ihr helfen könnte, die Nachbarin hat sich abends zu ihr setzen wollen, damit sie nicht so allein ist, die Frau vom »Goldenen Ochsen« drüben hat ihr sogar angeboten, ob sie jetzt nicht drüben bei ihr ein Zimmer haben wollte mit Kost und Verpflegung, statt sich allein mit der Wirtschaft zu plagen. Aber sie hat nicht einmal recht Antwort gegeben, und jeder hat gleich gespürt, sie will ihn draußen haben. Etwas ist los mit der Postassistentin Christine Hoflehner, sie fährt nicht mehr wie sonst einmal in der Woche hinüber in den Singverein und sagt, sie sei heiser. Sie geht seit drei Wochen nicht mehr in die Kirche, nicht einmal eine Messe hat sie lesen lassen für die Mutter. Dem Fuchsthaler, der ihr vorlesen will, sagt sie, sie habe Kopfschmerzen, und wenn er ihr anbietet, einen Spaziergang zu machen, sagt sie, sie sei müde. Niemand geht sie mehr zu, wenn sie einkauft, tut

sie, als versäume sie den Zug und spricht kein Wort mit jemand, und im Amt ist sie, die früher sonst als gefällig und hilfsbereit bekannt war, dauernd unfreundlich, kurz angebunden und sekkant.

Etwas ist mit ihr geschehen, sie weiß es selbst, und wenn sie sich zurückzieht und verkriecht vor den andern, ist es nur, um sich nichts merken zu lassen. Als hätte ihr jemand heimlich im Schlaf etwas Bitteres, etwas Scharfes und Böses ins Auge geträufelt, so sieht sie jetzt mit einem Mal die Welt, alles ist hässlich, böse und feindselig, seit sie es böse und feindselig sieht. Mit Erbitterung beginnt sie den Tag. Der erste Blick, den sie aufschlägt nach dem Schlafe, trifft auf die schiefen, verräucherten Balken der Mansarde. Alles in dem Raum, das alte Bett, die schlechte Decke, der strohgeflochtene Sessel, der Waschtisch mit dem gesprungenen Henkelkrug, die mürbe Tapete, die hölzerne Diele, alles ist ihr verhasst, am liebsten möchte sie die Augen schließen und wieder ins Dunkel hinab. Aber der Wecker erlaubt es nicht und klirrt ihr hart in die Ohren. Zornig steht sie auf, zornig zieht sie sich an, die alte Wäsche, das widrige schwarze Kleid. Unter dem Ärmel merkt sie einen Riss, aber es ärgert sie nicht. Sie nimmt nicht die Nadel, um es zu flicken. Wozu, für wen? Für diese Bauerntrommel hier ist man noch immer viel zu gut gekleidet. Nur weiter, nur rasch heraus aus dem hässlichen Raum und hinüber in das Amt.

Aber das Amt ist nicht mehr, was es war. Nicht mehr der gleichgültige, ruhige Raum, in dem die Stunden langsam wie auf Rädern lautlos rollen. Wie sie den Schlüssel dreht und eintritt in das schrecklich stille Zimmer, das auf sie zu lauern scheint, muss sie immer an den Film denken, den sie vor einem Jahr gesehen. »Lebenslänglich« heißt er, und ein Gefängniswärter, begleitet von zwei Polizisten, vollbärtig, hart und unnahbar, führt den Gefangenen, ei-

nen schwächlichen, zitternden Knaben in die kahle, vergitterte Zelle. Ein Schauer war ihr damals wie allen andern Zuschauern über den Rücken gelaufen, und wieder spürt sie den Schauer, sie selbst ist es ja, Gefangenenwärter und Gefangene in einer Person. Zum ersten Mal hat sie bemerkt, dass auch hier vergitterte Fenster sind, zum ersten Mal empfindet sie diese weiß getünchten kahlen Wände des geschäftlichen Zimmers als Kerker. Alle Dinge haben einen neuen Sinn: tausendmal sieht sie den Sessel, auf dem sie gesessen ist, tausendmal den tintenfleckigen Tisch, auf dem sie ihre Papiere zusammenlegt, tausendmal die Glasscheibe, die sie jetzt zum Beginn der Dienststunde empor schiebt. Und an der Uhr sieht sie zum ersten Mal, dass sie nicht vorwärts geht, sondern im Kreise läuft, von zwölf bis eins, von eins bis zwei und wieder weiter bis zwölf und von eins zu zwei und wieder zurück auf zwölf, immer denselben Weg, ohne einen Schritt weiterzukommen, immer neu aufgezogen für den Dienst, ohne je frei zu werden, immer eingekerkert in dasselbe rechteckige braune Gehäuse. Und wenn Christine sich niedersetzt morgens um acht Uhr, ist sie müde – müde nicht von irgendetwas Vollbrachtem und Geleistetem, sondern müde schon im Voraus alles dessen, was kommen wird, immer dieselben Gesichter, dieselben Fragen, dieselben Handgriffe, dasselbe Geld. Nach einer Viertelstunde bringt exakt der Briefträger Andreas Hinterhuber, grauhaarig, aber immer vergnügt, die Briefpost zum Sortieren. Früher hat sie es mechanisch getan, jetzt sieht sie lange die Briefe und Ansichtskarten an, besonders jene, die für das Schloss der Gräfin Gütersheim bestimmt sind. Sie hat drei Töchter, die eine ist verheiratet an einen italienischen Baron, die beiden Komtessen sind ledig und fahren viel in der Welt herum. Aus Sorrent sind die neuesten Karten, blaues Meer, im blühenden Bogen weit hinein ins Land

geschwungen. Die Adresse Hotel de Rome. Christine versucht sich das Hotel de Rome vorzustellen und sucht es auf der Karte. Das Zimmer ist angekreuzt von der Komtesse, mitten zwischen Gärten, weiß leuchtend mit breiten Terrassen, von einem Spalier von Orangenbäumen umgeben. Unwillkürlich muss sie daran denken, wie es sein muss, dort abends zu gehen, wenn das Meer blau und kühl herweht und von den Steinen die Wärme des Tages atmend ausstrahlt, dort zu gehen mit ...

Aber die Post will sortiert werden, weiter, weiter. Da ist ein Brief aus Paris. Sie weiß sofort, von der Tochter des ..., der man allerhand Ungutes nacherzählt. Mit einem reichen Petroleumjuden hat sie ein Verhältnis gehabt, dann war sie Eintänzerin irgendwo und Ärgeres vielleicht, jetzt soll sie wieder »jemand haben«; tatsächlich, der Brief ist aus dem Hotel Maurice, vornehmstes Briefpapier. Zornig wirft ihn Christine zur Seite. Dann kommen die Drucksachen. Ein paar behält sie zurück, die für die Gräfin Gütersheim bestimmt sind. »Die elegante Welt«, »Die Dame« und die andern Modezeitschriften mit Bildern – es macht nichts, wenn die Frau Gräfin sie erst mit der Nachmittagspost bekommt. Wenn es still wird im Dienstraum, so holt sie diese Zeitschriften aus dem Umschlag und blättert sie auf, sie sieht sich die Kleider an, die Bilder der Filmdarsteller und Aristokraten, die wohlgepflegten Landhäuser englischer Lords, Autos berühmter Künstler. Wie ein Parfüm spürt sie das in die Nüstern eindringen, sie erinnert sich an alle die Gestalten, neugierig sieht sie die Frauen in ihren Abendkleidern an und beinahe leidenschaftlich die Männer, diese erlesenen, in Luxus polierten oder von Intelligenz überleuchteten Gesichter, und die Finger zittern ihr nervös; sie legt die Hefte weg und nimmt sie immer wieder vor, Neugierde und Hass, Lust und Neid vermengen sich

wechselvoll im Anblick dieser Welt, der sie sich gleichzeitig entfernt und verbunden fühlt.

Ein Aufschrecken ist es dann immer, wenn in den Kreis der verführerischen Bilder dann plötzlich grob mit schweren Schuhen, die Pfeife eingeklemmt in den Mund, mit verschlafenen Kuhaugen ein Bauer tritt und vor dem Pult ein paar Briefmarken verlangt, und ganz unwillkürlich geschieht es ihr, dass sie ihn anfährt mit irgendeinem groben Wort. »Können Sie nicht lesen, dass man hier nicht rauchen darf?«, schleudert sie ihm grob in das gutmütig verduzte Gesicht oder sonst eine Unfreundlichkeit. Es geschieht, ohne dass sie es weiß, es ist wie ein Zwang, sich zu rächen an diesem Einzelnen für die Hässlichkeit und Niedrigkeit der Welt. Nachher schämt sie sich. Sie können ja nichts dafür, die armen Kerle, dass sie so hässlich sind, so ungehobelt, so verschmutzt von ihrer Arbeit, so ertrunken in ihrem Dorfschlamm, denkt sie, ich bin ja nicht anders, bin ja selber so. Aber so dicht ist ihr Zorn mit Verzweiflung gepaart, dass er wider ihren Willen bei jedem Anlass herausfährt. Nach dem ewigen Gesetz von der Fortwirkung der Kraft muss sie den Druck irgendwie weitergeben, und nur von diesem einzigen Punkt Macht, von dem kleinen erbärmlichen Amtspult her, kann sie ihn gegen Unschuldige entladen. Dort oben in der andern Welt hat sie ihr Dasein bestätigt empfunden mit einem Umworben- und Begehrtsein, hier vermag sie sich nicht bemerkbar zu machen, wenn sie nicht böse ist, wenn sie nicht dieses winzige Teil Macht, das ihr als Beamtin anheimgegeben ist, spielen lässt. Es ist arm, es ist kläglich, es ist niedrig, sie weiß es, gegen diese ahnungslosen braven Menschen sich aufzuspielen, aber immer wird durch das Böse eine Sekunde etwas von ihrem Zorn frei. Ganz tief gestaut steckt in ihr dieser Zorn, und wenn sie keine Gelegenheit bei Menschen hat, ihn zu ent-

laden, so fährt er gegen die stummen Dinge. Ein Zwirnsfaden lässt sich nicht einfädeln: sie zerreißt ihn, eine Lade geht nicht gleich zu – sie schmettert sie mit voller Kraft in den Kasten hinein, die Postdirektion hat ihr falsche Konsignationen gesandt – sie schreibt statt einem höflichen einen empört herausfordernden Brief. Am Telefon funktioniert eine Verbindung nicht gleich – sie droht der Kollegin mit sofortiger Beschwerde; es ist kläglich, sie weiß es und beobachtet selbst mit Entsetzen ihre Veränderung. Aber sie kann nicht anders, sie muss ihren Hass irgendwie heraus in die Welt stoßen, sonst erstickt sie daran.

Ist das Amt zu Ende, so flüchtet sie in ihr Zimmer. Früher ist sie öfter eine halbe Stunde spazieren gegangen, wenn die Mutter schlief, oder sie hat mit der Krämerin geplaudert oder mit den Kindern der Nachbarin gespielt, jetzt schließt sie sich ein und schließt damit ihre Feindseligkeit hinter ihre vier Wände, damit sie die Leute nicht anfährt wie ein gereizter Hund. Sie kann die Straße nicht sehen mit ewig denselben Häusern, Anschriften und Gesichtern. Lächerlich scheinen ihr die Weiber in ihren weiten Kattunröcken, ihren aufgetürmten fettigen Haaren, ihren plumpberingten Händen, unerträglich die Männer, schnaufend und schmerzbäuchig, und am widerlichsten die Burschen, wenn sie städtisch tun, sich Pomade ins Haar schmieren, unerträglich das Wirtshaus, wo es nach Bier riecht und schlechtem Rauch und rotbackig blöd das dralle Mädchel die sinnlichen Griffe und Scherze des Postadjunkten und des Gendarmeriewachtmeisters hinnimmt. Lieber sperrt sie sich ins Zimmer, aber sie zündet kein Licht, um die verhassten Dinge nicht zu sehen. Stumm sitzt sie da und denkt nach, immer dasselbe. Sie erinnert sich mit einer erstaunlichen Kraft und Deutlichkeit, und es zeichnen sich jetzt unzählige Einzelheiten ab, die sie im Wirbel gar nicht bemerkt



und gefühlt hatte. An jedes Wort, an jeden einzelnen Blick erinnert sie sich, jede Speise, die sie gegessen, bringt ihr mit erstaunlicher Kraft ihren Geschmack zurück, sie spürt den Wein auf der Lippe, den Likör. Sie vergegenwärtigt sich das Gefühl des leichten Seidenkleides auf den nackten Schultern und die Weiche des weißen Bettes. Eine Unzahl Dinge fällt ihr ein: dass der kleine Engländer ihr damals auf dem Gang merkwürdig zäh gefolgt ist und abends vor ihrer Tür stehen geblieben war, gewisse zärtliche Striche des Mannheimer Mädels ihren Arm entlang brennen ihr plötzlich elektrisch auf der Haut, und nachträglich fällt ihr ein, gehört zu haben, dass auch Frauen ineinander verliebt sind. Jede Sekunde, jeden Tag von damals rekapituliert sie Stunde für Stunde und weiß jetzt erst, wie voll ungenutzter und ungeahnter Möglichkeiten jene Zeit gewesen. So sitzt sie jeden Abend stumm und still und träumt sich in jene Zeit zurück, wie sie gewesen, und weiß zugleich, dass sie es nicht mehr ist, und will es doch nicht wissen und weiß es doch. Wenn es an die Tür pocht – Fuchsthaler versucht mehrmals, sie zu trösten –, rührt sie sich nicht und hält den Atem an, atmet auf, wenn sie die Schritte wieder hinab die knirschende Treppe hört, ihre Träume sind das Einzige, was sie noch hat, sie will sie nicht hergeben. Ausgemüdet von ihnen legt sie sich dann ins Bett und schreckt immer zusammen, so kalt und feucht legt es sich ihr an die verwöhnte Haut. Ihre Kleider, ihren Mantel muss sie noch über die Decke legen, dermaßen schüttelt sie der Frost. Spät schläft sie dann ein, aber es wird kein guter Schlaf, immer voll ängstlich phantastischer Träume, immer fährt sie in diesen Träumen auf, im Auto saust sie schnell, furchtbar schnell die Berge hinauf und die Berge hinab, immer ist Angst in ihr vor dem Fall und gleichzeitig die Lust der Geschwindigkeit und immer neben ihr ein Mann, der Deut-

sche oder ein anderer, der sie hält. Mit einem Mal spürt sie erschreckt, dass sie nackt neben ihm sitzt, und schon sind alle um sie herum und lachen, das Auto stockt, sie schreit ihn an, er solle es doch wieder ankurbeln, schnell, rasch, fester, fester, und bis in die Eingeweide hinein spürt sie den Stoß des endlich ansausenden Motors und nun die reine strömende Lust, wie es flachen Flugs über die Felder saust, in den dunklen Wald hinein, und sie ist nicht mehr nackt, aber er presst sie an sich, eng und enger, dass sie stöhnt und zu vergehen meint. Dann wacht sie auf, geschwächt, todmüde, mit schmerzenden Gliedern, und sieht die Mansarde, die geräucherten, wurmzerfressenen schrägen Balken mit den Spinnweben über dem Dach, und bleibt liegen, müde, leer, bis dann der Wecker klirrt, der unerbittliche Herold des Amtes, und sie aufsteht aus dem verhassten alten Bett in ihre verhassten alten Kleider, in den verhassten Tag hinein.

\*\*\*

Vier Wochen erträgt Christine diesen grausamen, krankhaft überreizten Zustand dieser gewaltsamen und bösartigen Einsamkeit. Dann kann sie nicht mehr, der Traumstoff ist aufgezehrt, jede Sekunde der erlebten Zeit wiedererinnert, das Vergangene gibt keine Kraft.

Müde, ausgeschöpft, mit einem ständigen Schmerz zwischen den Schläfen geht sie an die Arbeit und tut sie dösend und halbbewusst. Am Abend versagt sich ihr der Schlaf, unruhig sind ihre Nerven in dieser Ruhe des viereckigen Mansardensarges, so heiß der eigene Körper in dem kalten Bett. Sie kann es nicht mehr ertragen. Unerträglich wird das Verlangen, einmal von einem andern Fenster ein anderes Bild zu sehen als das widrige Wirtshausschild vom »Weißen Ochsen«, in einem andern Bett zu schlafen, etwas an-

deres zu erleben, ein paar Stunden eine andere zu sein. Plötzlich kommt es über sie: sie holt aus der Schublade die zwei Hundertfrankenscheine, die ihr vom Spielgewinn des Onkels noch geblieben, sie nimmt ihr bestes Kleid, ihre besten Schuhe und läuft Samstag gleich nach dem Dienst hin auf den Bahnhof und nimmt eine Karte nach Wien.

Sie weiß nicht, warum sie in die Stadt fährt, sie weiß nicht deutlich, was sie will. Nur fort sein, fort aus dem Dorf, aus dem Dienst, fort aus sich selbst, aus dem Menschen, der sie verurteilt ist, hier zu sein. Nur Räder wieder einmal unter sich rollen fühlen, nur einmal Lichter sehen, andere, hellere, geschmücktere Menschen. Nur wieder einmal fremd dem Zufall gegenüber zu sein, nicht hier eingestampft wie ein einzelner Stein im Pflaster. Nur einmal wieder sich bewegen, Welt spüren und sich selbst, eine andere, nicht dieselbe sein.

Es ist sieben Uhr abends, wie sie in Wien ankommt, rasch hinterlegt sie den Koffer in einem kleinen Hotel in der Mariahilfer Straße und dringt rasch, ehe er die Rolläden herablässt, bei einem Friseur ein. Es ist ein Wiederholungszwang, der sie treibt, dasselbe zu tun wie damals, um eine andere zu sein, eine wahnwitzige wilde Hoffnung, durch ein paar flinke Hände, etwas Rot noch einmal die andere zu werden, die sie war. Wieder fühlt sie warme Wellen sich überrieseln und flinke Hände ihr Haar umschmeicheln, ein geschickter Stift zeichnet ihr neu die frühere, die so begehrte und geküsste Lippe in das blasse, ermüdete Gesicht, etwas Farbe frischt ihr die Wangen, ein dunkler Puder zaubert Erinnerung an das Sonnenbraun des Engadin. Wie sie aufsteht, in eine Wolke von Duft gehüllt, spürt sie schon wieder in den Knien die alte Kraft. Aufrechter, selbstbewusster geht sie jetzt die Straße hinab. Und wäre sie ihres Kleides sicher, so meinte sie vielleicht schon Fräulein

van Boolean zu sein. Der Septemberabend gibt noch ein spätes Licht, es ist gut zu gehen, jetzt in der Abendkühle, und mit einer gewissen Erregung spürt sie, dass ab und zu ein freundlicher Blick sie streift. Ich lebe noch, atmet sie, bin noch da. Manchmal bleibt sie vor einer Auslage stehen, sieht die Pelze an, die Kleider, die Schuhe, und ihre Blicke brennen im Spiegelglas. Vielleicht doch noch einmal, denkt sie: sie hat wieder Mut. Sie geht die Mariahilfer Straße entlang über den Ring, ihr Auge wird immer heller an den Menschen, die plaudernd und sorglos und manche mit wirklicher Anmut hier spazieren gehen. Es sind dieselben, denkt sie, und nur durch einen schmalen Luftraum ist man von ihnen getrennt. Irgendwo ist eine unsichtbare Treppe, die muss man empor, nur einen Schritt, nur einen einzigen Schritt. Bei der Oper bleibt sie stehen, anscheinend muss gleich die Vorstellung beginnen, denn Autos fahren vor, blaue, grüne, schwarze, mit spiegelnden Gläsern und leuchtendem Lack, von einem livrierten Diener am Eingang empfangen. Christine tritt ein in den Vorraum, um die Gäste zu sehen. Sonderbar, denkt sie, da schreiben sie in den Zeitungen von der Wiener Kultur, der kunstsinnigen Bevölkerung und der Oper, die sie geschaffen, und ich, sechszwanzig Jahre bin ich alt, mein ganzes Leben habe ich hier verbracht, und jetzt stehe ich zum ersten Mal hier und auch hier nur außen, auch hier nur im Vorraum. Von den zwei Millionen sehen nur Hunderttausend dieses Haus, die andern lesen davon in den Zeitungen und lassen sich erzählen und sehen die Bilder, und nie dürfen sie wirklich hinein. Und wer sind diese andern? Sie sieht die Frauen an und ist beruhigt und empört zugleich. Nein, sie sind nicht schöner als sie selbst damals gewesen, sie gehen nicht leichter und freier als ich damals, nur das Kleid haben sie und das Unsichtbare der Sicherheit. Nur einen

Schritt hinauf, einen einzigen Schritt mit ihnen hinein, die marmorne Treppe hinauf in die Loge, in das Goldgehäuse der Musik, in die Sphäre der Sorglosen und des Genießens.

Die Signalglocke schwirrt, die Letztangekommenen eilen, den Mantel im Laufe ausziehend, rasch den Garderoben zu, der Raum wird wieder leer. Jetzt beginnt es drinnen, es ist aus, und in dem schmalen Raum dazwischen steigt sie wieder auf, die unsichtbare Wand. Christine geht weiter. Die Laternen lassen ihre weißen Monde über der Ringstraße schweben, der Korso ist noch belebt. Christine geht mit, ziellos den Opernring entlang. Vor einem großen Hotel macht sie halt, wie magnetisch angezogen. Eben ist ein Auto vorgefahren, die livrierten Boys stürzen heraus, nehmen Koffer und Tasche einer etwas orientalisch aussehenden Dame ab, die Drehtür schwenkt und schluckt sie auf. Christine kann nicht weiter, wie ein Trichter zieht sie diese Türe an, unwiderstehlich verlangt sie wenigstens eine Minute die ersehnte Welt zu sehen. Ich werde hineingehen, denkt sie sich, was kann mir geschehen, wenn ich den Portier frage, ob Frau van Boolen aus New-York schon angekommen ist, es wäre ja wirklich möglich. Aber einen Blick tun, einen einzigen, sich neu erinnern, sich stärker erinnern, wieder für eine Sekunde die andere sein. Sie tritt ein, der Portier parlamentiert mit der neueingelangten Dame, so kann sie ungehindert durch den Vorraum schreiten, sich alles ansehen, die Fauteuils, in denen zigarettenrauchende und plaudernde Herren sitzen in gutgeschnittenen, smarten Reisekleidern oder Smokings, mit zierlichen Lackpanzern. In einer Nische sitzt eine ganze Gesellschaft, drei junge Frauen, die laut französisch auf zwei junge Leute einsprechen und zwischendurch lachen, jenes sorglose, lockere Lachen, jene Musik der Sorglosen, die sie selber berauscht. Rückwärts wartet eine weite Halle mit Marmorsäulen, das

Restaurant. Befrackte Kellner halten am Eingang Wacht. Ich könnte doch hineingehen und hier essen, denkt Christine und fühlt automatisch die Ledertasche an, ob das Portemonnaie drin ist mit den zwei Hundertfrankenscheinen und den siebzig Schilling, die sie mitgenommen hat. Ich kann doch hier essen, was wird das kosten? Aber nur einmal wieder hier sitzen in einem Saal, bedient sein, beachtet, bewundert, verzärtelt und dazu Musik, ja, auch hier hört man Musik von innen, locker und gedämpft. Aber die alte Angst ist wieder da. Sie hat nicht das Kleid, den Talisman, der diese Tür öffnet. Sie fühlt sich unsicher, plötzlich wächst sie auch hier wiederum empor, die unsichtbare Wand, das magische Pentagramm der Angst, das sie nicht zu überschreiten wagt. Die Schultern zittern ihr, rasch, wie fliehend geht sie aus dem Hotel heraus. Niemand hat sie angesehen, niemand hat sie aufgehalten, dieses Unbeachtetsein macht sie noch schwächer als sie war, als sie hereinkam.

Und wieder weiter, die Straßen entlang. Wohin gehen? Wozu bin ich eigentlich gekommen? Die Straßen werden allmählich schütter und leer, hastig schreiten ein paar Menschen vorbei, man merkt, sie wollen zum Abendessen. Ich werde essen gehen, denkt Christine, in irgendein Wirtshaus, nicht in ein so vornehmes Restaurant, wo mich jeder ansieht, sondern irgendwohin, wo es hell ist und wo Menschen sind. Sie findet eines und tritt ein. Fast alle Tische sind besetzt, sie findet einen leeren und setzt sich hin. Niemand beachtet sie. Der Kellner bringt ihr zu essen, sie kaut irgendwelche Speisen, gleichgültig und nervös. Dazu bin ich hergekommen, denkt sie, was mache ich hier? Ihr ist langweilig dazusitzen, das weiße Tischtuch anzusehen. Man kann nicht immer essen, immer bestellen, man muss auch einmal aufstehen und wieder weitergehen. Aber wohin? Es ist erst neun Uhr. Ein Zeitungsausträger – willkommen

mene Unterbrechung – tritt an den Tisch, bietet ihr Abendblätter an, sie kauft zwei, drei, nicht, um zu lesen, sondern nur, um sie anzusehen und so zu tun, als ob sie beschäftigt wäre, als ob sie auf jemand warte. Gleichgültig sieht sie die Nachrichten durch. Was kümmert sie all das, Schwierigkeiten in der Regierungsbildung, Raubmord in Berlin, Anzeigen von der Börse, was dieses Geschwätz über die Sängerin an der Oper, ob sie bleibt oder nicht, ob sie zwanzigmal oder siebzigmal im Jahr singt, ich werde sie doch niemals hören. Schon legt sie das Blatt hin, da springt ihr in dicken Lettern auf der letzten Seite die Rubrik »Vergnügung« entgegen: »Wohin gehen wir heute abends?« Und darunter Unterhaltungen, Theater, Tanzlokale, Bars. Nervös nimmt sie das Blatt und liest die Annonce. »Tanzmusik: Café Oxford«, »Die Freddi Sisters. Carltonbar«, »Ungarische Zigeunerkapelle«, »die berühmte Neger-Jazz, geöffnet bis drei Uhr, Rendez-vous der besten Gesellschaft Wiens!« Einmal noch wieder dabei sein, wo die andern sich vergnügen, tanzen, sich auflockern lassen, den Panzer zersprengen, den unerträglichen um die Brust. Sie notiert sich ein Lokal, zwei Lokale, beide, wie sie sich vom Kellner erklären lässt, nicht weit.

In der Garderobe gibt sie ihren Mantel ab, leichter ist ihr jetzt, seit diese widerliche Hülle von ihr gefallen und Musik von unten scharf und schnell erklingt, sie geht die Stufen hinab ins Untergeschoss der Bar. Aber Enttäuschung, es ist noch halb leer.

Im Orchester trommeln in weißen Jacken ein paar Burschen auf die Instrumente los, als wollten sie gewaltsam die paar Leute, die verlegen an den Tischen sitzen, in den Tanz treiben, aber nur ein einziges Paar, sichtlich berufsmäßiger Eintänzer, ein wenig schwarz geschminkt unter den Augenlidern, ein wenig zu genau frisiert und zu affektiert

künstlich im Tanz, führt eine der Bardamen ohne Animo hin und her den quadratischen Tanzraum der Mitte entlang. Von den zwanzig Tischen sind vierzehn oder fünfzehn leer. An einem sitzen drei Damen, zweifellos im Beruf, die eine das Haar zu Asche entfärbt, die andere sehr männlich adjustiert in einem schwarzen Kleid und anliegendem Rock, der wie ein Smoking wirkt, die dritte, eine fette, vollbusige Jüdin, die langsam aus einem Strohalm Whisky trinkt. Alle drei schauen sie mit merkwürdig abschätzenden Blicken an und beginnen dann leise zu lachen und zu tuscheln, mit dem geschulten Blick langjähriger Dienstzeit vermuten sie eine Anfängerin oder eine Provinzlerin. Die Herren, an den Tischen verstreut, Geschäftsreisende anscheinend, mangelhaft rasiert, abgemüdet und auf irgendetwas wartend, das sie aus ihrem Phlegma stimuliert, lümmeln vereinzelt an ihren Tischen, trinken Kaffee oder ein kleines Glas Schnaps. Christine hat ein Gefühl beim Hereinkommen wie jemand, der eine Treppe niedersteigend mit dem Fuß ins Leere tritt. Am liebsten wäre sie wieder umgekehrt, aber der Kellner stürzt beflissen auf den Gast, fragt, wo das gnädige Fräulein Platz nehmen will, und so setzt sie sich hin, irgendwohin, und wartet wie die andern in diesem unvergnüglichen Vergnügensraum auf etwas, das kommen soll und das nicht kommt. Einmal steht einer der Herren (es war wirklich ein Manufaktursagent aus Prag) schwerfällig auf und zerrt sie im Tanz herum, dann aber stellt er sie wieder ab: er hat offenbar keinen Mut oder Lust, auch er spürt irgendwie das »Halb und Halb« an dieser Fremden, das Sonderbare und Unentschiedene, das Wollen und Nichtwollen, und der Fall ist ihm (er muss morgen um 6 Uhr 30 mit dem Schnellzug weiter nach Agram) zu kompliziert. Immerhin, eine Stunde sitzt Christine da, wütend, verdrossen, erbittert, enttäuscht. Zwei neueinge-

troffene Herren haben sich inzwischen zu den Damen hinübergesetzt und machen dort Konversation, nur sie bleibt allein. Plötzlich ruft sie den Kellner, bezahlt und geht weg, die neugierigen Blicke der andern im Rücken, wütend, erbost, verzweifelt.

Wieder auf der Straße. Es ist Nacht. Sie geht und weiß nicht wohin. Es ist alles einerlei. Alles ist jetzt einerlei, wenn man sie nehmen würde und hineinschleudern ins Wasser dort, in den Donaukanal, wenn das Auto, das beim Übergang gerade noch knapp vor der Unaufmerksamen stoppte, sie niedergefahren hätte – alles ist ihr jetzt gleichgültig. Auf einmal merkt sie, dass ein Schutzmann sie sonderbar ansieht und ihr schon nachschreiten will, als ob er sie etwas fragen wollte. Da fällt ihr ein, man halte sie vielleicht für so etwas wie die Frauen da, die langsam zwischen den Schatten hervorkommen und die Männer ansprechen. Sie geht weiter und weiter. Es ist doch besser, ich kehre jetzt nach Hause zurück, was mache ich da, was tue ich denn? Plötzlich spürt sie einen Schritt hinter sich. Ein Schatten schiebt sich neben sie, der Herr des Schattens folgt nach, sieht ihr scharf ins Gesicht. »Neun, Fräulein, wirklich schon nach Hause?« Sie antwortet nicht. Aber er weicht nicht von ihrer Seite, beginnt zu sprechen, eindringlich, lustig, unwillkürlich tut es ihr wohl. Ob sie nicht noch wohin gehen wolle? »Nein, keinesfalls.« »Aber ja, wer geht denn jetzt schon nach Hause, nur in ein Café.« Sie gibt schließlich nach, nur nicht allein sein. Es ist ein ganz netter Kerl, Bankbeamter, wie er erzählt, aber gewiss verheiratet, denkt sie sich. Wirklich, er hat einen Ring am Finger. Nun, gleichgültig, sie will ja nichts von ihm, nur nicht jetzt schon allein sein, lieber da sich ein paar Späße erzählen lassen, die man halb hört und halb nicht hört. Manchmal sieht sie ihn zwiischendurch an: er ist nicht mehr jung, hat Falten unter den

Augen, überarbeitet sieht er aus, abgehetzt und selber irgendwie zerknittert und zerdrückt wie sein Anzug. Aber er plaudert ganz nett. Zum ersten Mal spricht sie wieder mit einem Menschen oder lässt ihn sprechen und weiß doch, es ist nicht das, was sie will. Seine Heiterkeit tut ihr irgendwie weh. Lustig ist manches, was er erzählt, aber so spürt sie, ihre Kehle ist verätzt von Bitterkeit, und allmählich ergreift sie etwas wie Hass über diesen fremden Menschen, der sich freut und unbesorgt ist, während ihr alles sich im Zorne staut. Wie sie das Café verlassen, schiebt er ihr den Arm unter und drückt ihn an. Es ist dieselbe Geste, wie sie jener droben getan vor dem Hotel, und die Erregung, die sie verbrennt, kommt nicht von diesem kleinen plaudernden Burschen neben ihr, sondern von dem andern, von einer Erinnerung. Auf einmal fasst sie Angst. Am Ende könnte sie diesem fremden Menschen da nachgeben, sich hinwerfen an einen, den sie gar nicht will, nur aus Zorn, nur aus Ungeduld – und plötzlich, dass gerade ein Taxi vorüberfährt, hebt sie den Arm, reißt sich von dem Verdutzten los und springt hinein.

Dann liegt sie noch lange wach in dem fremden Zimmer, hört draußen die Räder rollen, die Wagen fahren. Es ist vorbei, man kann nicht hinüber, man kann nicht durch die unsichtbare Wand, und so atmet sie im Bett erregt und schlaflos und weiß nicht, wozu dieser Atem geht.

Auch der Sonntagvormittag wird lang wie die wirre, schlaflose Nacht. Die meisten Geschäfte sind geschlossen und halten ihre Lockung hinter niedergelassenen Läden versteckt. So setzt sie sich, um die Zeit zu töten, in ein Café und blättert in den Zeitungen. Sie weiß schon nicht mehr, worauf sie sich gefreut hat, sie hat vergessen, warum sie nach Wien gekommen ist, wo niemand sie erwartet, wo keiner sie will. Es fällt ihr ein, die Schwester müsste

sie doch einmal besuchen und den Schwager, sie hat es ihnen versprochen, und es gehört sich doch. Am besten, sie geht gleich nach Tisch hin, keinesfalls früher, sonst könnten sie meinen, es sei wegen des Mittagessens. Die Schwester ist ja so eigen, seit sie die Kinder hat, denkt nur an sich und spart um jeden Knochen. Bis dahin sind noch zwei Stunden, drei Stunden, sie geht dem Zufall nach über den Ring und merkt, dass der Eintritt in die Gemäldegalerie heute umsonst ist; sie geht gleichgültig durch die Säle, setzt sich hin auf eine der Samtbänke, sieht sich die Menschen an, geht wieder weiter und dann noch in einen Park, und wie die Zeit wächst, wächst auch ihr Alleinsein in ihr. Wie sie endlich um zwei Uhr zum Schwager kommt, ist sie müde, als wäre sie durch tiefen Schnee gestapft. Gerade beim Haustor stößt sie auf die ganze Familie, der Schwager, die Schwester, beide Kinder, alle sichtlich sonntäglich angetan und wirklich (es tut ihr wohl) redlich erfreut über ihr Kommen. »Na, so etwas, so eine Überraschung! Vorige Woche hab ich erst Nelly gesagt, wir müssen ihr einmal schreiben, warum sie sich gar nicht sehen lässt, und wirklich, zum Mittagessen hättest du doch kommen können, aber nicht wahr, du gehst doch jetzt mit uns, wir wollen nach Schönbrunn hinaus, den Kindern die Viecher zeigen, und dann, es ist ein so schöner Tag.« »Gern«, sagt Christine. Es ist gut, ein Irgendwohin zu wissen. Es ist gut, mit Menschen zu sein. Der Schwager hakt ihr den Arm unter und erzählt ihr allerhand Geschichten, während die Schwester die Kinder führt. Der Mund steht nicht still in seinem breiten, gutmütigen Gesicht, und freundlich tätschelt er ihr den Arm. Es geht ihm gut, man sieht's ihm auf zweihundert Schritte an, er ist zufrieden und hat eine ganz naive Freude an diesem Zufriedensein. Noch sind sie nicht bei der Tramway, so hat er ihr schon das große Geheimnis anvertraut, morgen wird er

zum Bezirksvertreter gewählt von der Partei, aber darauf hat er auch ein Recht, ein Vertrauensmann war er schon, kaum dass er vom Krieg zurückgekommen ist, und wenns gut geht und man die Schwarzen unterkriegt, kommt er in den nächsten Gemeinderat.

Christine geht an seiner Seite und hört ihm freundlich zu. Er ist sehr sympathisch seit je, dieser einfache kleine Mann, der sich an kleinen Dingen freut, ein guter Mensch, gefällig, leichtgläubig, zutraulich. Sie versteht, dass die Kameraden ihn gern zu seinem bescheidenen Amt wählen, er verdient es wahrhaftig. Aber doch, wenn sie ihn mit einem halben Blick von der Seite ansieht, klein, rotbackig, gemächlich, die Speckfalte unter dem Kinn und das Bäuchlein, das bei jedem Schritt schüttelt, denkt sie wirklich wie erschreckt an ihre Schwester: »Aber wie kann sie nur ...? Ich würde es nicht ertragen, mich anrühren zu lassen von diesem Mann.« Aber gut ist es, mit ihm zu sein am hellen Tag zwischen vielen Menschen. Vor den Gitterstäben der Menagerie wird er mit den Kindern selbst zum Kind. Mit einem heimlichen Neid denkt Christine: noch einmal sich so freuen können über solche Kleinigkeiten, nicht nur nach Unmöglichem sich verzehren. Schließlich um fünf Uhr (die Kinder müssen früh schlafen gehen) wird der Rückweg beschlossen. Zuerst stopft man die Kinder in einen der sonntäglich überfüllten Straßenbahnwagen hinein, dann sich selbst und steht da gepresst im hastigen Geratter des Wagens. Unwillkürlich erinnert sich Christine: das spiegelnde Auto, sauber im Morgenlicht, die Luft aromatisch durchwürzt um die Schläfen fahrend, den gefederten Sitz, im Nu überflogene Landschaft. Mit geschlossenen Augen schwebt sie inmitten des Gedränges in fremder Sphäre. Wie lange dies dauert, sie weiß es nicht. Da tippt sie der Schwager mahnend an die Schulter: »Aussteigen müssen wir, du

kommst doch noch zu uns bis zu deinem Zug auf einen Kaffee. Warte, ich gehe voran, ich druck euch einen Platz durch.«

Er schiebt sich vor, und klein, feist und massig, wie er ist, bohrt er wirklich glücklich mit dem vorgeschobenen Ellenbogen einen schmalen Gang durch die mühselig zurückweichenden Bäuche, Schultern und Rücken. Schon ist er bei der Tür, da bricht plötzlich ein Krach aus. »Stoßen Sie nicht so, Sie Tölpel, einen in den Magen hinein«, schreit ein schmaler, hoher Mann im Havelock ihn böse und zornig an. »Wer ist ein Tölpel? Sie haben es alle gehört, nicht wahr?«, fährt cholertisch der Schwager auf. »Wer ist ein Tölpel?« Mühsam quetscht sich der eingekeilte magere Mann im Havelock durch, die andern starren auf. Ein Wortgefecht will beginnen, da schlägt plötzlich dem Schwager die zornige Stimme um: »Ferdinand, nein so was, na, das wäre was gewesen, jetzt hätte ich dir beinahe Krach gemacht.« Auch der andere staunt und lacht. Plötzlich fassen sich die beiden an den Händen und sehen sich in die Augen. Gar nicht los können sie voneinander, der Kondukteur muss mahnen: »Wenn die Herrschaften aussteigen wollen, dann aber schnell! Wir haben keine Zeit.« »Komm, du musst mit uns aussteigen, wir wohnen gleich nebenan, nein, so was! Komm nur, komm!« Der schmale hohe Mann im Havelock hat ein ganz helles Gesicht bekommen. Von oben herab legt er dem Schwager die Hand auf die Schulter. »Gern, Franzel, natürlich komm ich mit dir.« Sie steigen beide ab. An der Haltestelle bleibt der Schwager stehen und schnaubt von der Anstrengung der Überraschung, und sein ganzes Gesicht glänzt wie mit Fett beschmiert. »Nein so was, dass man sich doch noch einmal im Leben wiedersieht, wie oft habe ich mir gedacht, wo du bist, und immer hab ich mir vorgenommen, ich muss einmal schreiben hinunter ins

Hotel, wo du bist. Aber du weißt ja, man vergisst immer und schiebt alles wieder auf. Und jetzt bist du doch einmal da, nein, so was, was ich für eine Freud hab.«

Der Fremde steht ihm gegenüber, er freut sich auch, man sieht es an dem kleinen Zittern um die Lippen. Nur ist er, der Jüngere, mehr beherrscht. »Na, na, lass es gut sein, ich glaube dir schon, Franzel«, sagt er und klopft dem kleinen Mann von oben herab auf die Schulter, »aber jetzt stelle mich den Damen vor, eine wird ja wohl die Nelly sein, deine Frau, von der du mir immer erzählt hast.« »Natürlich, natürlich, warte nur, ich war nur ganz paff. Nein, wirklich, was ich für eine Freud habe, Ferdinand!« Und dann zu den andern: »Du weißt doch, Ferdinand, der Karrner, der, von dem ich dir immer erzählt habe. Zwei Jahre sind wir zusammen gelegen in derselben Baracken drüben in Sibirien. Der Einzige – ja, wirklich, Ferdinand, du weißt es ja – der Einzige, der ein anständiger Kerl war unter dem ruthenischen und serbischen Glump, mit denen man uns zusammengepfropft hat, der Einzige, mit dem man hat reden können und auf den ein Verlass war. Nein so was! Aber jetzt kommst gleich zu uns herauf, ich bin ja furchtbar neugierig auf alles. Nein so was, wenn mir das heute jemand gesagt hätt, dass ich noch so eine Freud haben werde – eine Tramway später, wenn ich gnommen hätte, und man hätte sich vielleicht nie mehr im Leben gesehn.«

Nie hat Christine den behaglichen, dickblütigen Schwager so behände, so belebt gesehen, er läuft geradezu die Treppen des Hauses hinauf, schiebt als Ersten den Freund hinein, der mit einer leisen, nachsichtig lächelnden Überlegenheit der immer wieder ausbrechenden Begeisterung seines Kriegskameraden nachgibt. »Da, den Rock zieh aus, mach dirs bequem, hier setz dich her in den Fauteuil – Nelly, einen Kaffee für uns, Schnaps und Zigaretten – so,

jetzt lass dich einmal anschauen. Jünger bist du nicht geworden, eigentlich siehst du verflucht schmal aus. Dich sollte man einmal gründlich auffüttern.« Der Fremde läßt sich gutwillig anblicken, die kindliche Freude tut ihm sichtlich wohl. Sein hartes, gespanntes Gesicht mit der stark vorgeschobenen Stirn und den vorgemeißelten Backenknochen lockert sich allmählich auf. Auch Christine sieht ihn an und bemüht sich zu erinnern an irgendein Bild, das sie heute Vormittag in der Galerie gesehen, Bildnis eines Mönchs von einem Spanier, sie erinnert sich nicht mehr an den Namen, nur an das gleiche asketische, knöcherne, fast fleischlose Gesicht und an den gespannten Zug um die Nasenflügel. Der Fremde klopft mit der Hand dem Schwager gutmütig auf den Arm. »Kannst schon recht haben, wir hätten halt weiter teilen sollen wie damals unsere Konserven, etwas von deinem Speck könntest du mir schon ablassen, du könntest es leicht entbehren und deine Frau hätte, so hoffe ich, auch nichts dawider.«

»Aber jetzt erzähl, Ferdinand, ich brenn ja schon vor Neugierde: damals, wie uns die vom Roten Kreuz transportiert haben, ich im ersten Schub und du mit den siebzig andern hättest nachkommen sollen am nächsten Tag. Da sind wir noch zwei Tage an der österreichischen Grenze gesessen. Es waren keine Kohlen da für die Züge. Und die zwei Tage habe ich gewartet jede Stunde, wann du eigentlich kommst, zehnmal, zwanzigmal sind wir zum Bahnvorstand gegangen, er solle telegrafieren, aber damals war ja das heiligste Durcheinander, und nach zwei Tagen erst sind wir weitergefahren, 17 Stunden von der tschechischen Grenze bis Wien. Und du, was war denn mit euch?«

»Na, du hättest noch zwei Jahre an der Grenze sitzen können und auf uns warten, ihr habt eben Glück gehabt, und wir sind zum Handkuss gekommen. Eine halbe Stunde

nach eurem Transport sind die Telegramme geflogen: die Eisenbahnlinien gesprengt von den tschechischen Legionen, und dann gings noch einmal zurück nach Sibirien. Das war kein Spaß, aber wir haben es nicht schwer genommen. Wir haben geglaubt, acht Tage, vierzehn Tage, einen Monat. Aber dass das zwei Jahre wird, daran hat keiner gedacht, und nur ein Dutzend von uns siebzig hats zu Ende erlebt. Die Roten, die Weißen, Wrangel, immer Krieg, immer vor und zurück, immer hin und her, wie die Körner im Sack hat man uns herumgeschüttelt. Erst 1921 hat das Rote Kreuz uns zurückgeholt über Finnland: ja, mein Lieber, man hat allerhand mitgemacht, und du verstehst, dass man nicht viel Fett dabei ansetzt.«

»So ein Pech, hörst du, Nelly! Wegen einer halben Stunde. Und ich hab nichts gewusst davon. Keine Ahnung habe ich gehabt, dass ihr da im Dreck stehenbleiben müsst, und gerade du! Gerade du! Und was hast du die ganzen zwei Jahre gemacht?«

»Mein Lieber, wenn ich dir das alles erzählen sollt, würden wir heute nimmer fertig. Ich glaube, ich habe alles gemacht, was ein Mensch überhaupt machen kann. Beim Mähen geholfen, beim Bauen in den Fabriken, Zeitungen habe ich ausgetragen und auf der Schreibmaschine gehämmert und vierzehn Tage bei den Roten gekämpft, wie sie vor unserer Stadt standen, und bei den Bauern mich durchbettelt, wie sie in die Stadt hereinkamen. Na – reden wir nicht davon, wenn ich heute darüber nachdenke, verstehe ich selbst nicht, dass ich dasitze und eine Zigarette rauchen kann.«

Der Schwager ist furchtbar aufgeregt. »Nein, so was! Nein, so was! Da weiß man gar nicht, was für ein Glück man gehabt hat, wenn ich denke, zwei Jahre wäret ihr hier noch allein gewesen, du und die Kinder, es ist gar nicht zum



Ausdenken, und einen braven Kerl wie dich, den hat's so auf den Schädel geschlagen! Nein, so was! Nein, so was! Gott sei Dank, dass du wenigstens gut beieinander bist, eigentlich hast du bei all deinem Pech doch noch Glück gehabt, dass dir gar nichts geschehen ist.«

Der Fremde nimmt die brennende Zigarette und knüllt sie böse in die Aschenschale hinein. Sein Gesicht ist plötzlich dunkel geworden. »Ja, ich hab sozusagen Glück gehabt – gar nichts ist mir geschehen, oder fast nichts, nur da, zwei Finger gebrochen und die noch am letzten Tag, ja, ich hab sozusagen Glück gehabt. Nur ganz leicht hat's mich erwischt. Es war am letzten Tag, da haben wir es nicht mehr ausgehalten, alle die Letzten, die man zusammengepfert hat in ein Quartier, und haben noch im Bahnhof einen Getreidewagen ausgeräumt, nur um weiter, weiterzukommen, siebzig Menschen statt der vorgeschriebenen vierzig in einem Waggon, einer neben dem andern. Nicht umdrehen hat man sich können, und wenn einer ein Bedürfnis gehabt hat – na, das kann ich vor den Damen nicht erzählen. Aber immerhin, man ist gefahren und war schon darüber froh. Bei einer nächsten Station gingen noch zwanzig herein. Mit Kolben haben sie sich geschlagen, wer zuerst vorkam, und hineingepresst einer den andern und immer noch einer und noch einer, obwohl man schon fünf oder sechs niedergetreten hat, und so sind wir gefahren sieben Stunden, einer hineingeschraubt in den andern und dabei das Stöhnen, das Schreien, das Röcheln, der Schweiß und der Gestank. Ich bin mit dem Gesicht an der Wand gestanden und hab die Hände vor mich gespreizt, dass sie mir den Brustkorb nicht eindrücken am harten Holz, zwei Finger sind mir dabei gebrochen und die Sehne zerrissen, und sechs Stunden bin ich so gestanden, kein Zoll Luft in der Brust, halb erstickt. In der nächsten Station ist es besser geworden, da hat man

fünf Tote herausgeschmissen, zwei zertreten, drei erstickt, und so sind wir weitergefahren bis abends. Ja, sozusagen hab ich Glück gehabt, nur die Sehne kaputt und zwei Finger gebrochen – eine Kleinigkeit.«

Er hebt die Hand und zeigt: der dritte Finger ist schlaff und lässt sich nicht biegen. »Eine Kleinigkeit, nicht wahr, ein einziger Finger hin nach einem Weltkrieg und von vier Jahren Sibirien. Aber man glaubt es nicht, was so ein toter Finger macht an einer lebendigen Hand. Man kann nicht zeichnen damit, wenn man Architekt werden will, man kann nicht maschinschreiben in einem Büro, man kann nirgends zugreifen, wo es schwere Arbeit gibt. Ein kleines Luder von einer Sehne, dünn wie ein Strich, und an so einem Faden hängt die ganze Karriere. Das ist so, wie wenn man in einem Grundriss von einem Haus einen Millimeter sich verzeichnet – nur eine Kleinigkeit –, und das ganze Haus kracht zusammen.«

Franz ist ganz bestürzt, immer wiederholt er sein hilfloses, ratloses: »Nein, so was! Nein, so was!« Man sieht, am liebsten würde ihm Franz über die Hand streichen; auch die Frauen sind ernst geworden und sehen interessiert den Fremden an. Endlich fasst sich der Schwager wieder und fragt: »Ja, erzähl weiter – was hast du dann gemacht, wie du zurückgekommen bist?«

»Nun das, was ich dir immer gesagt habe. Weiterstudieren hab ich wollen auf der Technik, dort anstückeln, wo der Faden abgerissen ist, mich wieder hinsetzen auf die Schulbank mit fünfundzwanzig, wo ich mit neunzehn aufgestanden. Schließlich hätte ich es ja auch gelernt, mit der linken Hand zu zeichnen, aber da war auch wieder etwas im Wege, auch so eine Kleinigkeit.«

»Na, was denn?«

»Ja, das ist halt so eingerichtet in dieser Welt, dass das

Studium allerhand kostet, und diese Kleinigkeit hat mir eben gefehlt, – immer sind's ja Kleinigkeiten.«

»Ja, aber wie denn? Ihr habt doch immer Geld gehabt, ein Haus hattest du unten in Meran und Felder und Wirtschaft und die Tabaktrafik und die Krämerei ... und ... du hast mir doch alles erzählt ... und dabei die Großmutter, die immer nur gespart hat und keinen Knopf hergegeben und im kalten Zimmer geschlafen, weil ihr leid war um den Span zum Anzünden und um das Papier. Was ist denn mit ihr?«

»Ja, einen schönen Garten hat sie noch und ein schönes Haus, geradezu ein Palais. Eben bin ich von dort in der Tramway gekommen, draußen von Lainz aus dem Versorgungshaus, dort hat man sie mit schwerer Mühe und Not aufgenommen. Und Geld hat sie überdies auch, einen schweren Haufen, eine ganze Kasette voll bis zum Rand. Zweihunderttausend Kronen sind darin in guten alten Tausendern. Bei Tag hat sie sie im Kasten, in der Nacht unter ihrem Bett. Alle Ärzte lachen sie aus, und die Wärter haben ihren Spaß. Zweihunderttausend Kronen, sie war ja eine gute Österreicherin und hat drunten alles verkauft, die Weingärten, die Wirtschaft und die Trafik, weil sie nicht Italienerin werden wollte, und hat alles angelegt in schönen, funkelnagelneuen Tausendkronenscheinen, wie man sie im Krieg so prächtig geboren hat. Na, und die hat sie jetzt unter dem Bett in ihrer Kasette versteckt und schwört darauf, sie werden einmal noch etwas wert sein, es könnte ja nicht möglich sein, dass so etwas, was einmal zwanzig Hektar waren oder fünfundzwanzig und ein schönes steinernes Haus und gute, alte ererbte Möbel und fünfzig Jahre Arbeit oder vierzig, dass das ewig nichts sein sollte. Ja, die Gute begreift es nicht mehr mit ihren fünfundsiebzig Jahren. Sie glaubt eben noch immer an den lieben, guten Gott und seine irdische Gerechtigkeit.«

Er hat eine Pfeife aus seiner Tasche geholt, stopft sie sich heftig an und beginnt stark zu paffen. Christine spürt sofort, es war Zorn in dieser Bewegung. Diese kalte, harte, höhnische Wut war ihr vertraut, und sie tut ihr irgendwie brüderlich wohl. Ihre Schwester sah geärgert zur Seite. Irgendein Widerwillen wuchs sichtlich in ihr gegen diesen Mann, der das Zimmer rücksichtslos vollpaffte und mit ihrem Mann wie mit einem Schuljungen umsprang. Sie ärgerte sich über diese Unterwürfigkeit vor diesem schlecht angezogenen, feindseligen – und sie spürt es atmosphärisch –, mit dem Geiste der Revolte geladenen Menschen, der hier Steine in den Teich ihrer Gemütlichkeit warf. Franz selbst war wie betäubt, er schaute nur immer seinen Kameraden an, gutmütig und erschreckt zugleich, und stammelte immer sein leeres »Ja, so was! Ja, so was!«. Er brauchte immer wieder einige Zeit, sich zu fassen, dann fing er immer von neuem an. »Aber ja dann – so erzähl doch weiter, was hast du dann gemacht?«

»So allerhand hin und her. Zuerst habe ich geglaubt, wenn ich etwas nebenbei verdiene, so wird das reichen, dass ich das Studium fortsetzen kann, aber es hat halt nie gereicht, kaum zum täglichen Futter. Ja, mein lieber Franzl, in Banken und Ämtern und Geschäften hat man eben nicht auf Männer gewartet, die überflüssigerweise noch zwei Winter Urlaub in Sibirien genommen haben und dann heimgekommen sind mit einer halben Hand. Überall: »Bedaure, bedaure«, überall sind die andern schon gesessen mit dicken Ärschen und gesunden Fingern, überall war ich mit meiner »Kleinigkeit«, die ich erwischt hatte, in der Hinterhand.«

»Aber – aber da hättest du doch ein Recht auf die Invaliditätsrente, du bist doch arbeitsunfähig oder vermindert arbeitsfähig, da musst du doch einen Zuschuss bekommen, darauf hast du doch ein Recht.«

»Meinst du? Na, ich mein's eigentlich auch. Ich mein's auch, dass der Staat eine gewisse Pflicht hätte, einem zu helfen, wenn man ein Haus verloren hat, Weingärten und einen Finger und geschlagene fünf Jahre Zeit. Aber mein Lieber, in Österreich gehen alle Wege krumm, ich habe auch geglaubt, es wird ausreichen, und gehe hin auf das Invalidenamt und zeige ihnen, da und dort habe ich gedient und da ist mein Finger. Aber nein, ad i.) hatte ich den Nachweis zu erbringen, dass ich diese Verletzung im Kriege bezogen habe oder sie eine Kriegsfolge darstellt. Das ist nicht ganz leicht, wenn der Krieg 1918 aus war und sie 1921 passiert war, wo keiner ein Protokoll aufgenommen hat. Aber schließlich, das wäre noch gegangen. Aber dann machten die Herrschaften eine große Entdeckung – ja Franz, da wirst du staunen, nämlich, dass ich gar nicht österreichischer Staatsbürger bin. – Ich sei nach Taufschein geboren und zuständig in der Bezirkshauptmannschaft Meran, und um österreichischer Staatsbürger zu werden, hätte ich rechtzeitig optieren müssen. No, und dann war alles futsch!«

»Ja, aber warum ... warum hast du denn wirklich nicht optiert?«

»Donnerwetter, jetzt fragst du auch schon genau so blöd wie die. Als ob die draußen in den Strohhütten und Baracken 1919 das deutsch-österreichische Amtsblatt plakatiert hätten. Mein Lieber, in unserem Tatarendorf haben wir nicht gewusst, ob Wien nicht in Böhmen liegt oder in Italien, und es war uns auch verflucht wurscht, uns hat es nur gekümmert, wo wir ein Stück Brot zwischen die Zähne kriegen und die Läuse aus dem Pelz und wie man fünf Stunden weit ein Packel Zündhölzel kriegt oder eine Handvoll Tabak. Sehr nett – da hätte ich optieren sollen für Österreich. Na, schließlich hat man mir wenigstens ein Käseblatt gegeben, ausgefüllt, dass ich voraussichtlich im Sinne des Artikels 65 sowie

71, 74 des Staatsvertrages von Saint Germain vom 10. Oktober 1919 österreichischer Staatsbürger sei. Aber ich verkauf dir den Wisch für ein Packel Egyptische, denn herausgekriegt habe ich bei allen Ämtern nicht einen Heller.«

Jetzt kommt in Franz Bewegung. Plötzlich wird ihm wohl, weil er fühlt, dass er hier helfen kann. »Na, das richte ich dir, da verlass dich drauf. Das werden wir schon durchdrücken. Wenn einer, so kann ich deinen Kriegsdienst bezeugen, und die Abgeordneten kenne ich von der Partei her, die machen schon einen Weg für mich, und vom Magistrat bekommst du eine Empfehlung – ah, das setzen wir schon durch, da kannst du dich verlassen.«

»Dank dir, lieber Freund, für Speis und Trank! Aber ich geh keinen Schritt mehr. Ich habe genug, du weißt ja nicht, was ich für Papiere hab herschleppen müssen, Militärpapiere, Zivilpapiere, vom Bürgermeisteramt, von der italienischen Gesandtschaft, Mittellosigkeitsnachweis und ich weiß nicht, was noch für papierenen Dreck. An Stempeln und Porto habe ich mehr ausgegeben, als der Bettel ausmacht in einem ganzen Jahr, und mir die Füße abgelaufen, dass es mir aufs Herz gebrannt hat. Im Bundeskanzleramt war ich, beim Heeresministerium, bei der Polizei, beim Magistrat, nirgends ist eine Tür, an die man mich nicht gewiesen hat, keine Stiege, die ich nicht auf- und niedergeklettert bin, kein Spucknapf, in den ich nicht hineingespuckt hätte. Nein, mein Lieber, – lieber krepieren als noch einmal diesen Eselsweg von Amt zu Amt.«

Franz sah ihn erschrocken an, als hätte er ihn bei einem Unrecht ertappt. Seine eigene Behaglichkeit drückte ihn, man spürte es, wie eine Schuld. Er rückte näher heran:

»Ja, aber was machst denn jetzt?«

»So allerhand. Was sich gerade trifft. Bis auf Weiteres bin ich in Floridsdorf bei einem Bau technischer Aufseher,

so halber Architekt und halb Aufpasser. Ganz leidlich bezahlt übrigens, und sie werden mich halten, bis der Bau fertig ist oder die Firma pleite. Dann werde ich schon wieder etwas anderes finden, ich Sorge mich nicht. Aber mit dem, was ich dir drüben erzählt habe, drüben auf unserer Holzpritsche, mit dem Architektsein und Brückenbauen, damit ist es pritsch. Die Zeit, die ich drüben hinter dem Stacheldraht verduselt, verraucht und verblödet habe, die hole ich nicht mehr ein. Die akademische Tür ist zu, die sperre ich nicht mehr auf, dazu haben sie mir damals mit dem Kolben den Schlüssel aus der Hand geschlagen, der liegt im sibirischen Dreck. Aber lassen wir das, gib mir lieber noch einen Cognac – der Schnaps und die Zigaretten sind das Einzige, was man drüben im Krieg gelernt hat.«

Gehorsam schenkt ihm Franz sein Glas ein. Seine Hände zittern dabei. »Nein, so was, nein, so was! Ein Kerl wie du, so fleißig, so gescheit und so brav, muss sich so herumrackern. Wirklich, das ist eine Schande, auf dich hätte ich geschworen, dass du hochkommst, und wemns einer verdient hat, bist du. Na, aber das muss auch anders werden. Es muss sich da was ergeben.«

»Es muss sich. So? Habe ich auch geglaubt, die ganzen vier Jahre, seit ich zurück bin. Aber das Muss ist eine harte Nuss, und auch die fällt nicht immer vom Baum, wenn man ihn noch so schüttelt. In der Welt sieht es eben doch ein bisschen anders aus, als wir es im Lesebuch gelernt haben mit ›Üb immer Treu und Redlichkeit ...‹ Wir sind keine Frösche, denen die Beine prompt anwachsen, wo man sie ihnen ausgerissen hat. Mein Lieber, wenn man einem zehn Jahre, die besten, von 18 bis 28, herausgeschnitten hat aus dem lebendigen Leib, da bleibt man irgendwie ein Krüppel, auch wenn man, wie du sagst, das Glück gehabt hat, dass man glücklich nach Hause gekommen ist. Wenn ich eine

Arbeit suche, weiß ich nicht mehr als irgendein besserer Lehrling oder ein Gymnasiast, und wenn ich in den Spiegel sehe, sehe ich aus wie vierzig Jahre. Nein, wir sind in einer schlechten Zeit zur Welt gekommen, das heilt einem kein Doktor zu, diese zehn Jahre Jugend mitten aus dem Leib gerissen, und wer gibt mir etwas dafür? Der Staat? Dieser Oberlump, dieser Oberdieb? Sag mir doch eines unter euren vierzig Ministerien, für Justiz, für Volkswohlfahrt und Handel und Wandel, im Frieden und im Krieg, zeige mir eines für Gerechtigkeit. Hineingejagt haben sie uns und dazu den Radetzkymarsch geblasen und das ›Gott erhalte‹, und jetzt blasen sie einem was anders vor. Ja, mein Lieber, vom Dreck aus gesehen, sieht die Welt nicht sehr lieblich aus.«

Franz saß noch immer betroffen und merkte den geärgerten Blick seiner Frau, und aus Verlegenheit begann er den Freund zu entschuldigen. »Nein, wie du redest, Ferdel, ich erkenne dich kaum. Ihr hättet ihn drüben sehen sollen, der bravste, der geduldigste Kerl von allen, der einzige Anständige unter der Bagage. Ich erinnere mich noch, wie sie ihn eingebracht haben, ein schmales Bürschel, neunzehn Jahre war er damals. Die andern waren alle mordsglücklich, dass für sie der Wirbel zu Ende war, nur er war ganz blass vor Wut, dass sie ihn beim Rückzug abgefangen haben, gleich aus dem Waggon heraus, dass er nicht hat kämpfen können und sterben für das Vaterland. Am ersten Abend, ich erinnere mich noch, das hatten wir noch nie gesehen, frisch vom Pfarrer und von der Mutter her ist er in den Krieg gekommen – ist er hingekniet und hat gebetet. Wenn einer gespaßt hat über den Kaiser oder über die Armee, hat er ihm an die Gurgel fahren wollen. So einer war das, der Anständigste unter uns allen, der hat noch geglaubt an alles, wie es in den Zeitungen gestanden ist und im Regimentsbefehl, und jetzt redt er so!«

Ferdinand sah ihn finster an: »Ich weiß, dass ich wie ein Schulbub alles geglaubt habe. Aber ihr habt mirs ausge- trieben! Habt ihr mir nicht gleich vom ersten Tag an ge- sagt, dass alles nur Schwindel ist, unsere Generäle Trotteln und dass die Proviantoffiziere stehlen wie die Raben, dass jeder ein Esel war, der nicht die Hände hochgeschmissen hat? Und wer war dort der Oberbolschewik, ich oder du? Wer hat die Reden gehalten vom Weltsozialismus und der Weltrevolution? Wer, du Wurschtel, hat als Erster die rote Fahne genommen und ist hinüber ins Offizierslager, den Offizieren die Rosetten abzureißen? Na, erinnere dich doch ein bisschen. Wer hat vom Gouverneurspalais neben dem So- wjetkommissär die große Ansprache gehalten, dass die ge- fangenen österreichischen Soldaten nicht mehr Söldner des Kaisers sind, sondern Soldaten der Weltrevolution, dass sie nur nach Hause marschieren werden, um die kapitalisti- sche Ordnung zu zerschlagen, das Reich der Ordnung und Gerechtigkeit aufzubauen? Na, und was ist mit dem Auf- räumen geworden, wie du erst wieder dein geliebtes Bein- fleisch gekriegt hast und dein Krügel Pils? Wo habt ihr, Herr Obersozialist, sie denn gemacht, darf ich gehorsamst fragen, eure Weltrevolution?«

Nelly stand brüsk auf und machte sich am Geschirr zu schaffen. Sie verbarg nicht mehr den Zorn, dass sich ihr Mann in seinem eigenen Zimmer von diesem Fremden wie ein Bub rüffeln ließ. Auch Christine bemerkte ihren Zorn, und es war ihr merkwürdig wohl dabei, am liebsten hätte sie laut herausgelacht, wie sie ihren Schwager, den zukünf- tigen Bezirksvertreter, ganz geduckt sitzen sah und endlich sich verlegen entschuldigen.

»Wir haben doch alles getan, was zu tun war. Du siehst doch, gleich am ersten Tage haben wir Revolution ge- macht ...«

»Revolution? Du erlaubst doch noch eine Zigarette, dass ich daraufblasen kann, auf eure Lamperlrevolution. Das k. k. Firmenschild habts umgedreht und neu angestrichen, aber in der Butike drinnen habt ihr alles gehorsam respektvoll beim Alten gelassen, das Oben schön oben und das Unten schön unten, ihr habt euch gehütet, mit der Faust da gründ- lich hineinzufahren und umzukrempeln. Ein Nestrostück habt ihr aufgeführt, aber keine Revolution gemacht.«

Er stand auf, ging heftig im Zimmer auf und ab, dann blieb er plötzlich vor Franz stehen. »Nicht dass du mich missverstehst, ich bin nicht von der roten Fahne. Ich habe von zu nah gesehen, was ein Bürgerkrieg ist, und wenn man mir die Augen ausbrennte, könnte ich es nicht mehr vergessen. Wenn damals die Sowjets ein Dorf wieder ge- nommen haben – dreimal ist es hin und her gegangen zwi- schen den Roten und den Weißen –, hat man uns alle zu- sammengestellt, die Leichen zu begraben. Ich habe sie mit eigenen Händen eingescharrt, verkohlte, zerfetzte Kadaver, Kinder und Weiber und Pferde, alles durcheinander, ein Grauen, ein Gestank; seitdem weiß ich, was das heißt, Bür- gerkrieg, und wenn ich wüsste, ich könnte damit die ewige Gerechtigkeit vom Himmel holen und man müsste dafür lebendige Menschen so zurichten, ich täte nicht mehr mit. Mich geht es ja nichts mehr an, mich interessiert es nicht, ich bin nicht mehr für die Bolschewiken und nicht dagegen, nicht mehr Kommunist oder Kapitalist, mir ist alles einer- lei, mich kümmert nur mehr eines, der Mensch, der ich bin, und der einzige Staat, dem ich dienen möchte, ist meine Arbeit. Aber wie die nächste Generation glücklich wird, ob so oder so, ob kommunistisch oder faschistisch oder sozi- alistisch, ist mir ganz wurscht, was kümmert es mich, wie die leben und leben werden, mich kümmerts nur, dass ich endlich einmal mein zerfetztes Leben wieder zusammen-

kliege und da zum Austrag bringe, zu dem ich geboren bin. Wenn ich dort einmal bin, wo ich sein will, wenn ich wieder einmal Zeit habe zu atmen, vielleicht wenn ich mein eigenes Leben in Ordnung habe, dann werde ich vielleicht einmal nach dem Abendessen nachdenken, wie man die Welt in Ordnung bringt. Aber erst muss ich wissen, wo ich stehe; ihr habt Zeit, euch um andere Sachen zu kümmern, ich nur um meine eigenen mehr.«

Franz macht eine Bewegung.

»Aber nein, Franz, ich meine es doch nicht gegen dich. Ich weiß, du bist ein guter Kerl, ich kenne doch jeden Faden von dir. Ich weiß, wenn du es könntest, möchtest du für mich die Nationalbank ausräumen und mich zum Minister machen. Ich weiß, du bist gutmütig, das aber ist ja unsere Schuld, unser Verbrechen, dass wir so gutmütig waren, so gutgläubig, und darum haben die andern mit uns alles gemacht, alles, was sie wollten. Nein, mein Lieber, das ist bei mir vorbei. Ich lasse mir nicht mehr etwas vormachen, dass es andern schlechter geht, ich lasse mir nicht mehr einreden, dass ich ›Glück‹ gehabt habe, weil ich noch meine Knochen beisammen habe und ohne Krücken herumgehe. Ich lasse mir nicht einreden, dass das genug ist, wenn man atmet und gerade sein Futter hat, und dass damit alles schon in Ordnung ist. Ich glaube an nichts mehr, an keinen Gott und keinen Staat und keinen Sinn der Welt, an nichts, solange ich nicht spüre, dass ich zu meinem Recht komme, zu meinem Recht auf Leben, und solange ich das nicht habe, werde ich sagen, man hat mich bestohlen und betrogen. Ich gebe nicht früher nach, als bis ich spüre, dass ich mein wirkliches Leben lebe und nicht den Abhub bekomme von dem, was die andern wegschmeißen oder auskotzen. Kannst du das verstehen?«

»Ja.«

Alle schauten brüsk auf. Jemand hatte laut und leidenschaftlich Ja gesagt. Christine merkte, dass alle sie anblickten, und wurde rot. Sie war sich nur bewusst, dieses Ja gedacht und innen stark gefühlt zu haben, ohne dass sie es wusste, war es ihr über die Lippen gefahren. Nun saß sie verlegen im Brennkreis plötzlicher Neugierde. Schweigen. In diesem Augenblick sprang Nelly auf. Jetzt hatte sie endlich Gelegenheit, ihren Zorn zu entladen.

»Was redst denn du mit? Was verstehst du denn davon, als ob du je mit dem Krieg etwas zu tun gehabt hättest!«

Auf einmal brannte das Zimmer von Energien. Auch Christine war froh, ihren Zorn abspringen lassen zu können. »Gar nichts! Gar nichts! Nur dass wir auf den Hund dadurch gekommen sind. Dass wir einen Bruder gehabt haben, hast du auch schon vergessen, und wie der Vater zugrunde gegangen ist und alles ... alles.«

»Aber du nicht, dir hat nichts gefehlt, du hast deine gute Stellung und solltest froh sein.«

»So, froh soll ich sein. Mich bedanken soll ich noch, dass ich da draußen sitze in diesem Mistnest. Dir scheint es nicht sehr gefallen zu haben, denn du bist nur alle heiligen Zeiten hinausgekommen zur Mutter. Alles ist wahr, was Herr Karrner sagt. Zehn Jahre hat man uns gestohlen und nichts gegeben, nicht einen Augenblick Ruhe, Freude, keinen Urlaub und kein Ausruhen.«

»So, keinen Urlaub. Aus der Schweiz kommt sie, aus den nobelsten Hotels, und da will sie sich beklagen.«

»Ich habe mich bei niemand beklagt, nur dich habe ich klagen gehört während dem ganzen Krieg. Das mit der Schweiz ... Gerade weil ichs gesehen habe, kann ich mitreden. Jetzt erst weiß ich, was ... was man uns genommen hat ... Wie man unser Leben zugerichtet hat ... was ich für ...«

Sie wurde plötzlich unsicher. Sie spürte, der fremde Mensch blickt sie eindringlich und erregt an. Verlegen spürte sie, dass sie vielleicht schon zu viel von sich verraten hätte, und dämpfte den Ton. »Ich möchte mich natürlich nicht vergleichen, natürlich haben die andern mehr mitgemacht. Aber jeder von uns hat genug, jeder für seinen Teil. Ich habe nie etwas gesagt, nie bin ich jemand zur Last gefallen, nie habe ich mich beklagt. Aber wenn du mir sagst ...«

»Ruhig, Kinder! Nur keinen Streit«, schob sich Franz dazwischen. »Was habt ihr denn davon, wir vier werden es hier nicht gutmachen. Nur keine Politik, da kommt man immer gleich gegeneinander. Reden wir doch von etwas anderm, und vor allem lasst mir meine Freude. Ihr wisst ja gar nicht, wie mirs wohltut, dass ich ihn da wieder neben mir sehe, und wenn er noch so schimpft und mich zusammenruffelt, ich freue mich doch.«

Es wurde wieder Friede zwischen den paar Menschen und wie nach einem Gewitter kühlere Luft.

Einen Augenblick genossen sie alle das Schweigen, diese Entspannung, dann erhob sich Ferdinand vom Sessel: »Ich muss jetzt gehen, ruf mir noch einmal deine Buben herein, ich möchte mir sie gern noch einmal anschauen.«

Die Kinder wurden gebracht, sie schauten neugierig und verwundert auf den fremden Mann.

»Das ist der Roderich, das Vorkriegskind. Von dem weiß ich. Und da der Zweite, der Baux, sozusagen der Posthumus, wie heißt er?«

»Joachim.«

»Joachim! Hätte er nicht eigentlich anders heißen sollen, Franz?«

Franz erschrak. »Mein Gott, Ferdl. Ganz habe ich daran vergessen. Denk dir, Nelly, dass mir das nicht eingefallen ist, wir haben uns versprochen, dass wir einer den andern

als Paten nehmen, wenn wir noch einmal zurückkommen und ein Kind kriegen. Ganz hab ich vergessen daran. Du bist mir doch nicht böse?«

»Mein Lieber, ich glaube, wir zwei können einander nie mehr böse sein. Wenn wir uns hätten je streiten sollen, wir hätten Zeit genug gehabt, aber siehst du, daran liegt es. Dass wir alle an die Zeit vergessen, das machts aus. Aber vielleicht ist es besser so« – er fuhr dem Kind übers Haar, und ein gutes Licht lief über seine Augen. »Vielleicht hätte ihm der Name kein Glück gebracht.«

Er war jetzt ganz ruhig geworden. Seit der Berührung mit dem Kind war etwas Kindliches in seinem Gesicht aufgewacht. Ganz versöhnlich, ohne jede Unruhe ging er auf die Frau zu: »Nichts für ungut, Frau ... Ich weiß, ich bin kein gemütlicher Gast und habe schon gemerkt, eine rechte Freude haben Sie nicht dran, wie ich mit dem Franz rede. Aber wenn man sich so einmal zwei Jahre lang gegenseitig die Läuse aus dem Haar geklaubt hat und einer den andern rasiert und aus demselben Trog gefressen und in demselben Dreck gelegen, dann wärs wirklich ein Schwindel, wollten wir uns einer vor dem andern aufzäumen und nobel reden. Wenn man einen alten Kameraden trifft, so ist auch die alte Rede von damals da, und wenn ich ihn auch ein bisschen heruntergeputzt hab, so wars doch nur, weil es mich geärgert hat. Aber er weiß und ich weiß, ganz kommen wir nie auseinander. Nur Sie möchte ich halt um Entschuldigung bitten, ich versteh, dass Sie froh sind, wenn ich jetzt wieder die Treppen runtergeh. Mein Wort, ich verstehs.«

Nelly verbarg den Ärger. Er hatte genau das gesagt, was sie sich gedacht hatte. »Nein, nein, wann immer Sie kommen, werde ich mich freuen, und es tut ihm nur gut, wenn er jemand hat. Kommen Sie doch einen Sonntag zum Mittagessen, wir werden uns alle immer freuen.«

Aber das Wort »Freude« hatte keinen Klang, es klang nicht ganz echt, und auch die Hand, die er fühlte, war kühl und fremd. Dann verabschiedete er sich von Christine ohne ein Wort. Eine Sekunde nur spürte sie seine Augen, neugierig und warm, dann ging er zur Tür und Franz sprang ihm nach.

»Ich begleite dich noch bis zur Haustür.«

\*\*\*

Sie waren kaum draußen, so stieß Nelly heftig die Fenster auf. »Wie sie das Zimmer vollgedampft haben, es ist zum Ersticken«, sagte sie entschuldigend zu Christine und klopfte die volle Aschenschale auf das Fensterblech, dass es scharf klang und schrill wie ihre Stimme. Christine verstand ihre Bewegung. Alles, was von diesem Menschen hereingeströmt war, wollte sie draußen haben mit diesem Fensteraufreißen. Wie eine Fremde sah sie die Schwester an: wie hart sie geworden ist, wie mager, wie dürr, und war doch früher so leicht und flink. Das kommt von der Gier, jetzt krallt sie sich an diesen Mann heran wie ans Geld. Nicht einmal an einen Freund will sie etwas hergeben von ihm. Ganz muss er ihr bleiben, ganz untätig und brav arbeiten und sparen, damit sie nur bald Frau Bezirksvorsteher wird. Zum ersten Mal in ihrem Leben sieht sie die Schwester, der sie immer respektvoll untergeordnet war, mit Verächtlichkeit an und mit Hass, weil sie nicht versteht, was sie nicht verstehen will.

Glücklicherweise kam jetzt Franz herauf. Die Stille stand zwischen ihnen schon wieder gefährlich und dick im Zimmer. Unsicher näherte er sich den beiden Frauen. Mit weichen kleinen Schritten, so wie man auf unsichern Boden tritt.

»Ein langes Standerl hast noch unten mit ihm gemacht, na, mir kanns recht sein, wir werden wahrscheinlich noch öfter jetzt das Vergnügen haben. Wenn einer drunten ist, kommt er gern die Stiegen zu den andern herauf.« Franz steht ganz erschrocken da. »Aber Nelly ... was fällt dir denn ein, du weißt ja gar nicht, was das für ein Mensch ist. Wenn er hätte kommen wollen und was haben, wäre er doch schon längst gekommen. Meine Adresse hätte er doch gewusst aus dem Amtskalender. Verstehst du denn nicht, dass er gerade deshalb nicht gekommen ist, weil es ihm schlecht geht. Er weiß doch, dass ich ihm alles geben täte, was er braucht.«

»Ja, großer Hergeber bist schon, wenns solchen Leuten gilt. Von mir aus kannst ihn ja treffen, ich verbiete es dir nicht. Aber hier im Haus hab ich genug, da schau her, das Loch, das er mit seiner Zigarette gebrannt hat, und da schau, auf dem Fußboden, nicht einmal die Stiefel hat er sich abgeputzt, dein Freund, da kann man dann zusammenfegen. Na, wenns dir Vergnügen macht, ich hindere dich nicht.«

Christine hielt die Finger geballt, sie schämte sich für die Schwester, sie schämte sich für den Schwager, der da unterwürfig stand und in den harten Rücken seiner Frau hinein erklären wollte. Die Luft wurde unerträglich. Sie stand auf. »Jetzt muss ich auch gehen, ich krieg sonst den Zug nicht mehr, seid nicht böse, dass ich euch so lang aufgehalten hab.«

»Aber nein«, sagte die Schwester, »komm nur bald wieder.«

Sie sagte es, wie man einem Fremden Guten Tag oder Guten Abend sagt. Irgendein Fremdes stand zwischen den beiden, die eine hasste die Revolte, die andere die Bequemlichkeit bei der andern.

\*\*\*



Während Christine die Treppen hinabstieg, überkam sie plötzlich ein unbestimmtes Gefühl, unten würde jener Fremde auf sie warten. Vergebens sucht sie diesen Gedanken zu entkräften, jener Mann hatte sie ja nur flüchtig neugierig angeblickt und kein einziges Wort zu ihr gesprochen – und sie wusste gar nicht, ob sie eine solche Begegnung wünschte oder nicht, aber der Gedanke hakte sich mit einer merkwürdigen Festigkeit ein und drang von Stufe zu Stufe, die sie niederstieg, beinahe als eine Gewissheit immer tiefer in sie ein.

So war sie eigentlich gar nicht überrascht, als unten, kaum dass sie aus dem Haustor getreten war, der graue Havelock über die Straße wehte und mit unruhigem, verschüchtertem Gesicht der Fremde vor ihr stand.

»Verzeihen Sie, Fräulein, dass ich auf Sie gewartet habe«, er sprach plötzlich mit einer andern, einer gleichsam zweiten Stimme, einer schüchternen, verlegenen, zurückhaltend betroffenen und nicht wie vordem mit jener kahlharten, energischen und aggressiven –, »aber ich habe mir die ganze Zeit schon Sorge gemacht, ob Sie nicht ... ob Ihre Schwester nicht auf Sie ungehalten ist ... Ich meine, weil ich so grob mit dem Franzl geredet hab und weil Sie ... weil Sie mir recht gegeben haben ... Es tut mir ja selber leid, dass ich ihn so scharf angegangen bin ... Ich weiß, es hat sich nicht gehört, wenn man in ein fremdes Haus kommt und vor fremde Leute und, mein Wort, ich habs gar nicht böse gemeint, im Gegenteil ... er ist ja so ein guter braver Kerl, ein so famoser Freund, ein ganz, ganz guter Mensch, wie man ihn kaum wieder findet ... Wirklich, es hat mich gerissen, wie ich ihn so plötzlich vor mir gesehen hab, dass ich ihm um den Hals falle und ihn abküsse oder ihm irgendwie meine Freude zeige, so wie er sie mir gezeigt hat ... Aber, Sie müssen es verstehn, ich habe mich geniert ... geniert

vor Ihnen und Ihrer Schwester, es sieht ja so komisch aus vor andern, wenn man voreinander sentimental tut ... eben weil ich mich geniert hab, nur darum bin ich so dumm aufsässig gewesen gegen ihn ... ich kann nichts dafür, ich kann wirklich nichts dafür. Aber gegen meinen Willen hats mich gerissen, wie ich ihn da sitzen gesehen hab, rund und zufrieden mit seiner braven Wampen, seiner Schale Kaffee und seinem Grammophon, dass ich ihn ein bisschen frotzeln und kitzeln hab müssen ... Sie haben ihn ja nicht gekannt da draußen, der Allerwütigste ist er gewesen von früh bis spätabends hat er nichts geredet als Revolution und Zusammenschlagen und Ordnungmachen, und jetzt, wie ich ihn so brav hab sitzen gesehen, so schlafhäuberisch und so mollert, so zufrieden mit allem, seiner Frau, seinen Kindern, seiner Partei und seiner Gemeindehauswohnung mit den Blumen am Balkon, so gottzufrieden und kleinbürgerlich ... da hats mich halt packt, ihn ein bisschen zu zwiefeln und zu zwicken, und Ihre Schwester hat natürlich geglaubt, ich bin ihm neidig, weil er es so gut hat ... Aber ich schwör es Ihnen, ich hab mich nur gefreut, dass er es so gut hat, und wenn ich ihn ein bisschen angepiffen hab ... so wars ... so wars gerade, weil ich solche Lust hatte, ihm auf die Schulter zu klopfen oder ihn unter den Arm zu nehmen oder auf sein Bäucherl zu klopfen, dem Franzl, und ich habe mich nur geniert vor Ihnen ...«

Christine musste lächeln. Sie verstand alles und auch die Lust, den braven dicken Schwager ein bisschen gutmütig höhnisch auf sein Bäuchlein zu klopfen. »Nein«, sagte sie, um ihn zu beruhigen, »ich habe das sofort verstanden. Es war ja ein bisschen peinlich, dass er so stürmisch war in seiner Freude, am liebsten hätte er Sie in Watte eingewickelt, und ich verstehe, dass man sich da geniert.«

»Das ... das freut mich, dass Sie das sagen. Ihre Schwes-

ter, die hat es nicht gemerkt oder vielleicht hat sie es richtig gemerkt, dass er sofort, wie er mich gesehen hat, irgendein anderer geworden ist ... Einer, den sie gar nicht kennt und von dem sie gar nichts weiß, dass wir aus der Zeit, wo wir zusammengesperrt waren wie zwei Sträflinge in einer Zelle Tag und Nacht und Nacht und Tag, so viel voneinander wissen, wie die eigene Frau nicht von ihm weiß, und dass, wenn ich wollte, ich ihn zu allem kriegen könnte und er mich. Das hat sie gespürt, obwohl ich es verstecken wollte und so tun, als ob ich einen Zorn auf ihn hätt oder einen Neid ... Es ist wahr, ich stecke vielleicht voller Zorn ... aber Neid hab ich auf niemanden, ich mein so einen Neid, dass ich sagen möchte, ich wills gut haben und die andern sollens schlecht haben ... Ich gönne jedem seine Freude ... nur das natürlich ... dafür kann ich nichts, dafür kann niemand, dass er sich manchmal sagt, wenn er die andern warm in der Wolle sieht ... Warum nicht auch ich ... Sie verstehen mich recht ... Ich meine nicht, warum nicht ich statt dem, warum nicht ich auch.«

Christine blieb unwillkürlich stehen, der Mann neben ihr hatte schon genau gesagt, was sie dachte, die ganze Zeit schon. Ganz klar hatte er ausgesprochen, was sie nur dumpf gefühlt hat. Niemand etwas wegnehmen, nur auch sein Recht haben, sein Stück Leben, nur nicht immer draußen stehen und drunten, die Füße im Schnee, während die andern drinnen sitzen.

Er missverstand ihr Stehenbleiben, er meinte, sie habe genug an seiner Begleitung, sie wolle ihn verabschieden. Unentschlossen stand er vor ihr und machte schon eine Bewegung, zum Hut zu greifen. Sie verfolgte den ganzen Körper entlang die Geste, die aus ihm wuchs, und dann mit einem rapiden Blick die schlechten, zertretenen Schuhe, die ungebügelte, an ihren Rändern zerfranste Hose, sie ver-

stand, dass es nur die Abgetragtheit und Armut war, die diesen energischen Mann vor ihr so unsicher machte. In dieser einen Sekunde sah sie sich selbst vor dem Hotel und spürte das Zittern von damals in ihrer koffertragenden Hand, und sie verstand seine Unsicherheit so, als ob sie den Körper mit ihm getauscht hätte. Und sofort hatte sie das Bedürfnis, ihm selbst – das heißt, sich in diesem Menschen – zur Hilfe zu kommen.

»Ich muss jetzt zur Bahn«, sagte sie und merkte mit einem kleinen Stolz, wie er erschrak. »Aber wenn Sie mich begleiten wollen ...«

»Oh bitte, mit größtem Vergnügen«, und in diesem glücklich erschreckten Aufglimmen der Stimme war wieder etwas, was ihr wohlthat.

Er durfte jetzt an ihrer Seite gehen. Aber noch immer entschuldigt er sich. »Es war doch ein Unsinn von mir und ich ärgere mich, ich hätte es nicht tun sollen. Ich hätte nicht so vorbeireden dürfen an Ihrer Schwester und so vorbeidenken, sie ist doch seine Frau und ich bin ihr doch ganz fremd. Es hätte sich doch gehört, dass ich zuerst nach den Kindern gefragt hätte und ob sie gute Zeugnisse haben und in welche Klasse sie gehen und überhaupt etwas, was sie beide angeht. Aber mich hats eben so gepackt, wie ich ihn gesehen hab, da hab ich alles vergessen, mir war auf einmal so voll und warm, schließlich ist er doch der einzige Mensch, der von mir etwas weiß und mich versteht ... nicht, dass wir eigentlich zusammenpassen ... Er ist ganz anders als ich, viel besser, viel anständiger ... und dann ganz von woanders her, und alles, was ich will und eigentlich möchte, davon versteht er nichts ... Aber doch, es hat uns eben einmal zusammengeschmissen, zwei Jahre Tag für Tag und Nacht für Nacht und so ganz außer der Welt wie auf einer Insel ... Nichts könnte ich ihm wahrschein-

lich erklären von all dem, was mich angeht, aber doch, er möchte es irgendwo besser spüren als jeder andere. Wir brauchten gar nicht zu reden miteinander, wir müssten uns nur gegenüber sitzen. In dem einen Augenblick, wo ich ins Zimmer getreten bin, hab ich alles gewusst von ihm – mehr vielleicht, als er selber von sich weiß, und er hat wieder gewusst ... und darum war er ja auch so verlegen, als ob ich ihn ertappt hätte bei etwas, und hat sich geschämt ... ich weiß nicht, über was, vielleicht über sein Bäucherl oder dass er so bürgerbrav geworden ist ... In dem einen Augenblick war er doch wieder der andere, und die Frau war nicht da, und Sie waren nicht da, und beide hätten wir gern euch beide weggehakt, nur um zu sprechen, die ganze Nacht hätten wir uns erzählt – ja, und natürlich, das hat Ihre Schwester gespürt, und doch, seit er weiß, dass ich da bin, und ich weiß, dass er da ist, ist uns wärmer allen beiden. Beide spüren wir, dass, wenn einen jetzt was drückt, man hätte jemand, zu dem man hingehen und sich ausplaudern kann. Denn die andern – nein, das können Sie nicht begreifen, ich kanns auch vielleicht nicht recht erklären, aber seit ich zurück bin von diesen fünf Jahren in einer andern Welt, da ist mir, als wäre ich zurückgekommen vom Mond. Irgendetwas ist mir fremd an den Menschen, mit denen ich früher gelebt habe. Wenn ich mit den Verwandten oder der Großmutter am Tisch sitze, weiß ich nicht, was ich mit ihnen reden soll, ich verstehe nicht, woran sie sich freuen, und alles kommt mir so fremd vor, was sie tun, so sinnlos. Es ist so wie ... wie wenn man von der Straße aus hinter einer Glaswand im Café Tanz sieht, und man hört nicht die Musik. Man weiß nicht, warum sie sich so drehen zu einem Takt, den man nicht hört, und so verzückte Gesichter machen. Irgendetwas an ihnen begreift man nicht und sie nicht an einem, und sie halten einen dann für neidisch oder für böse,

und es ist doch nur, weil man sie nicht versteht und sie einen nicht mehr verstehen ... Es ist, als redete man eine andere Sprache und wollte etwas anderes, als sie wollen ... Aber verzeihen Sie, Fräulein, ich rede da so hin, und das ist ja alles Unsinn, und ich verlange gar nicht, dass Sie es verstehen können.«

Christine blieb wieder stehen und sah ihn an. »Sie irren«, sagte sie, »ich verstehe das ganz genau, was Sie sagen. Ich verstehe jedes Wort. Das heißt ... vor einem Jahr, vor ein paar Monaten noch hätte ich Sie vielleicht nicht verstanden, aber seit ich zurück bin von ...«

Sie besann sich und riss sich im letzten Augenblick zurück. Beinahe hätte sie angefangen, alles diesem Fremden zu erzählen. So wechselte sie schnell den Ton: »Übrigens – ich muss Ihnen noch etwas sagen, ich gehe gar nicht direkt zur Bahn, ich muss noch zuvor meinen Koffer abholen in dem Hotel, wo ich heute übernachtet habe. Ich bin nämlich schon gestern abends gekommen und nicht, wie sie dort meinten, heute früh ... Meiner Schwester wollte ich es nicht sagen, sie wäre beleidigt gewesen, dass ich nicht bei ihnen übernachtet habe, aber ich falle niemand gern zur Last, ich wollte Sie nur bitten ... wenn Sie meinen Schwager sprechen, so sagen Sie ihm nichts davon.«

»Aber selbstverständlich.«

Sofort spürte sie die Freude und Dankbarkeit für ihr Vertrauen. Sie holten gemeinsam den Koffer ab, er wollte ihn tragen, aber sie verbot es ihm: »Nein, nicht mit Ihrer Hand, Sie haben doch selbst erzählt ...«. Sie schwieg, denn sie merkte seine Beschämung. Ich hätte es nicht sagen sollen, dachte sie sofort, nicht zeigen, dass ich mich daran erinnere, dass es ihm vielleicht schwerfällt. So überließ sie ihm doch den Koffer. Auf dem Bahnhof war noch eine Dreiviertelstunde Zeit bis zum Personenzug. Sie setzten sich

in den Wartesaal und plauderten miteinander. Über ganz sachliche Dinge sprachen sie, über ihren Schwager, über das Postamt, über die politischen Verhältnisse in Österreich, über Kleinigkeiten und Äußerlichkeiten. Sie waren ganz ohne Intimität, nur klar und einverständlich, und sie merkte mit Respekt seine scharf abgrenzende, rasch begreifende Intelligenz. Schließlich war es so weit, sie stand auf und sagte: »Ich glaube, ich muss jetzt gehen.«

Auch er stand auf, in einer gewissen erschrockenen Art, und dass es ihm sichtlich schwerfiel, das Gespräch abubrechen, war ihr ergreifend und wohltuend zugleich. Er wird heute Abend ganz allein sein, dachte sie und spürte gleichzeitig mit einem gewissen Stolz, dass endlich wieder unvermuteterweise ein Mensch da war, der sich um sie bemühte, dass sie, das zwecklose Wesen, Postassistentin, angestellt, um Marken zu verkaufen, Telegramme zu stempern und Kontakte auf Anrufe einzuschalten, irgendjemand irgendetwas galt. Sein bestürztes Gesicht weckte bei ihr ein plötzliches Mitleid, und mit einem plötzlichen Erinnern sagte sie: »Übrigens, ich könnte auch noch den spätern Zug nehmen. Um 22.20 geht noch ein Zug, da könnte man noch spazieren gehen und hier irgendwo zu Abend essen ... Das heißt, wenn Sie nichts vorhaben ...«

Während sie es sagte, genoss sie die unvermutete Freude, die von den erhellten Augen dieses Menschen auf das ganze Gesicht überschwemmte und dann den vokalisches jubelnden Aufschlag: »Oh, aber nicht das Geringste.«

Sie verstaute den Koffer an der Bahn und gingen noch eine Zeit planlos die Gassen und Straßen entlang. Ein blauer Nebel, dunkelte allmählich der Septemberabend heran, Laternen schwebten wie kleine weiße Monde zwischen den Häusern. Sie gingen mit langsamen, schlendern den Schritten nebeneinander und sprachen ein gewichtloses

und gleichsam spaziergängerisches Gespräch. Irgendwo in der Vorstadt entdeckten sie ein kleines, billiges Gasthaus, man konnte noch im Freien sitzen, in einem Hinterhof mit kleinen künstlichen Lauben, die einen Tisch vom andern mittels einer halb durchsichtigen Efeuwand abteilten. Man war da allein und doch nicht allein, von den andern gesehen und doch nicht belauscht; beide freuten sie sich, als sie solch eine Ecke im Gasthausgarten noch frei fanden. Rings um den Hof erhoben sich die andern Häuser, ein Fenster stand auf, ein Grammophon klimperte undeutlich einen Walzer, von den Nebentischen hörte man Lachen oder sah das stille, friedliche Glucksen behäbig einsamer Trinker, und auf jedem Tisch stand, wie eine gläserne Blüte, ein Windlicht, um das neugierig und schwarz kleine Insekten brummt. Angenehm kühl war es. Er legte den Hut nieder, und da er ihr gerade gegenüber saß, sah sie, angehellt von der ruhigen Kerze, ganz deutlich sein Gesicht: tirolerisch hart und holzschnitzerisch die Knochen herausgemeißelt, an den Augenwinkeln und um den Mund kleine Strichel und Falten, ein straffes, strenges und doch irgendwie abgenütztes Gesicht. Aber hinter diesem Gesicht stand gewissermaßen ein zweites, wie hinter seiner Stimme im Zorn eine zweite war, und dieses zweite begann, wenn er lächelte, wenn diese Falten sich spannten und das Stoßhafte in den Augen einer Helligkeit wich. Dann kam etwas knabenhaft Weiches hervor, beinahe ein Kindergesicht, zutraulich, zart und unwillkürlich musste sie sich erinnern, so hat ihn der Schwager gekannt, so muss er damals gewesen sein. Diese beiden Gesichter wechseln sonderbar im Gespräch durcheinander. Sofort, wenn er die Brauen anspannt oder den Mund bitter zusammenzieht, fallen plötzlich Schatten herein, und es ist, wie wenn eine Wolke plötzlich über das Grün einer Wiese hingehet und sie verdunkelt. Sonderbar, denkt sie, wie kann

es möglich sein, als ob zwei Menschen in diesem Menschen wären. Dann erinnert sie sich an ihre eigene Verwandlung und an den vergessenen Spiegel, der irgendwo jetzt für andere Menschen in einem meilenweit entfernten Zimmer steht.

Der Kellner brachte ihnen die bestellten einfachen Speisen und in zwei Gläsern hellen Gumpoldskirchner Wein. Er nahm sein Glas, glänzte ihr mit dem Blick entgegen und hob es hoch, um mit ihr anzustoßen. Aber wie er sich aufrichtete, um es zu heben, gab es einen kleinen, trocken klappernden Laut. Ein loser Knopf hatte sich abgelöst von seinem Rock, kollerte und kreiselte boshaft auf dem Tisch herum, ehe er hinabfiel. Der kleine Zwischenfall verdunkelte sofort sein Gesicht. Er bemühte sich, den Knopf zu hassen, ihn zu verstecken, aber sobald er merkte, dass ihr der kleine Unfall nicht entgangen war, wurde er verlegen, düster und verwirrt. Christine versuchte nicht hinzusehen. Das winzige Zeichen ergriff sie. Niemand dachte und sorgte für ihn! Aus dem Instinkt heraus merkte sie sofort, keine Frau kümmerte sich um ihn. Schon früher hatte sie mit geschultem Blick bemerkt, dass sein Hut unausgebürstet war und dicke Krusten von Staub das Band belagerten, die bauchig zerknitterte, ungebügelte Hose war ihr nicht entgangen, und sie verstand aus eigenem Erlebnis seine Verwirrung.

»Heben Sie ihn nur auf«, sagte sie. »Ich habe in meiner Tasche immer Nadel und Zwirn, unsereins muss sich ja alles selber machen, ich nähe ihn Ihnen hier gleich an.«

»Aber nein«, sagte er ganz erschrocken. Doch immerhin, er gehorchte und bückte sich hinab, den entlaufenen Verdrähten aus dem Kies zu holen, dann aber hielt er ihn in der Hand versteckt, ungewiss und voll Widerstand.

»Nein, nein«, entschuldigte er sich, »das lasse ich schon zu Hause machen.« Und als sie noch einmal darauf be-

stand, wurde er plötzlich heftig. »Nein, ich will nicht! Ich will nicht!«, und krampfhaft machte er die beiden andern Knöpfe des Rockes zu. Christine drängte nicht mehr. Sie merkte, er schämte sich. Es war etwas zerstört in ihrem guten Beisammensein, und plötzlich spürte sie an seinen gekniffenen Lippen: jetzt wird er etwas Böses sagen. Er wird irgendwie ausfallend werden, weil er sich schämt.

Und wirklich, es kam. Er duckte sich gewissermaßen in sich zusammen und sah sie herausfordernd an. »Ich weiß, ich bin nicht ordentlich angezogen, aber ich habe ja nicht gewusst, dass mich jemand anschauen wird. Für den Besuch im Versorgungshaus war es gerade gut genug. Wenn ich es gewusst hätte, hätte ich mich besser angezogen, oder übrigens – es ist gar nicht wahr. Die Wahrheit zu sagen, ich hab kein Geld, um mich anständig anzuziehen, ich habs nun einmal nicht oder wenigstens nicht auf einmal. Einmal kauf ich mir neue Schuhe, inzwischen ist der Hut hin, einmal einen Hut, dann ist der Rock abgeschunden, und einmal das und einmal das, aber ich komme nicht nach. Ob es meine Schuld ist oder nicht, das ist mir gleichgültig. Nehmen Sie es also zur Kenntnis, dass ich schlecht angezogen bin.«

Christine regt die Lippe, aber ehe sie noch sprechen kann, fährt er schon wieder drein. »Bitte, keine Tröstungen, ich weiß schon alles im Voraus, Sie werden mir sagen, Armut ist keine Schande. Aber das ist nicht wahr, wenn mans nicht verstecken kann, ist es doch eine Schand, es hilft nichts, man schämt sich ja doch, so wie man sich schämt, wenn man einen Schmutzpfleck macht auf einen fremden Tisch. Ist es verdient oder unverdient, redlich oder lumpig, Armut stinkt. Ja, sie stinkt, stinkt so, wie ein Zimmer stinkt, das ebenerdig in einen Lichthof geht, und die Kleider, die man nicht oft genug wechselt. Man riecht es selber, als ob man selber Jauche wäre. Das lässt sich nicht ab-

wischen. Das hilft so wenig, wenn man sich einen neuen Hut aufsetzt, wie wenn sich einer den Mund ausspült, der vom Magen her aus dem Munde riecht. Das sitzt um einen und hängt an einem und jeder spürt, der einen nur anstreift oder einen ansieht. Gleich hats Ihre Schwester gespürt, ich kenne diese zerfransenden Blicke der Frauen, wenn sie einem auf die zerfranste Manschette schauen, ich weiß, es ist peinlich für die andern, aber zum Teufel, es ist noch peinlicher für einen selbst. Da kann man nicht heraus, da kann man nicht darüber hinweg, höchstens dass man sich besauft, und hier« – er griff nach dem Glas und trank demonstrativ schnell und wild – »hier liegt das große soziale Problem, warum die sogenannten niedern Klassen verhältnismäßig mehr dem Alkohol zusprechen. Das ganze Problem, über das sich dann die Gräfinnen, Patronessen in Wohltätigkeitsvereinen beim Tee den Kopf zerbrechen. Die paar Minuten, die paar Stunden spürt mans nicht, dass man den andern lästig ist und sich selbst. Ich weiß, dass es keine sonderliche Ehre ist, mit jemand in einem solchen Aufzug gesehen zu werden, aber mir selbst ist es auch kein Vergnügen. Wenn Sie sich genießen, so sagen Sie es bitte, aber keine Höflichkeit und kein Mitleid!«

Er stieß den Sessel zurück, in der Hand zuckte die Drohung aufzustehen. Christine legte ihm rasch die Hand auf den Arm: »Nicht so laut! Was geht das die Leute da an. Rücken Sie näher her.«

Er gehorchte. Das Herausfordernde schlug sofort wieder um in Ängstlichkeit. Christine bemühte sich, ihr Mitleid zu verbergen. »Wozu quälen Sie sich und warum wollen Sie mich quälen? Es ist doch alles Unsinn. Halten Sie mich wirklich für eine ›Dame‹, wie man so sagt? Wenn ich es wäre, so würde ich kein Wort verstehen von dem, was Sie jetzt gesagt haben, und Sie für überreizt, ungerecht und ge-

hässig halten. Aber ich verstehe es und will Ihnen erzählen warum. Rücken Sie nur näher, die Leute brauchen es nebenan nicht zu hören.«

Sie erzählte ihm ihre Reise, alles erzählte sie: die Erbitterung, die Beschämung, die Begeisterung, die Verwandlung; es ist ihr eine Lust, zum ersten Mal von diesem Rausch des Reichtums sprechen zu dürfen, und wieder eine andere, eine böse und selbstquälerische Lust zu schildern, wie beim Weggehen der Portier sie anhielt wie eine Diebin, nur weil sie selbst ihren Koffer trug und das schlechte, schäbige Kleid. Er saß still und stumm, nur seine Nüstern spannten sich auf und zitterten. Sie spürte, er atmete alles in sich hinein. Er verstand sie, so wie sie ihn verstand mit der Solidarität des Zorns und der Zurückgesetztheit. Und da sie den Damm aufgeschlossen, konnte sie ihn nicht mehr schließen. Sie erzählte mehr, als sie eigentlich wollte, von sich, der Hass gegen das Dorf, die Wut wegen der vergeudeten Jahre, sie strömte stark und bildhaft heraus. Niemand hatte sie sich jemals so sehr aufgeschlossen.

Er saß stumm, ohne sie anzusehen. Er beugte sich immer tiefer in sich hinein. »Verzeihen Sie«, sagte er schließlich gleichsam von unten her, »dass ich Sie so töricht angefahren habe. Ich könnte mich schlagen, dass ich immer gleich so tölpisch werde, so zornig, so aggressiv, als ob der erste Beste, dem ich begegne, Schuld hätte an allem und allem. Und als ob ich der Einzige wäre. Ich weiß doch, dass ich nur einer bin aus Legionen und Millionen. Jeden Morgen, wenn ich in meinen Dienst gehe, sehe ich die andern, wie sie aus den Haustoren treten, unausgeschlafen, unfreudig, mit ausgelöschten Gesichtern, wie sie zu einer Arbeit gehen, die sie nicht wollen und lieben und die sie nichts angeht, und ich sehe sie wieder abends in den Straßenbahnen, wie sie zurückkommen, Blei in den Blicken und Blei in den

Füßen, alle sinnlos abgemüdet oder um einen Sinn, den sie nicht verstehen. Nur, sie wissen es alle nicht, glauben und spüren es alle nicht so stark wie ich, diese grauenhafte Sinnlosigkeit. Für sie heißt Vorwärtskommen schon zehn Schilling mehr im Monat haben oder einen andern Titel bekommen, eine andere Hundemarke, oder sie gehen abends in ihre Versammlungen und lassen sich vorreden, die kapitalistische Welt stünde vor ihrem Untergang, der sozialistische Gedanke würde die Welt erobern, nur ein Jahrzehnt noch, zwei Jahrzehnte, und man werde sie schon unterkriegen, aber ich bin nicht so geduldig. Ich kann nicht warten, ein Jahrzehnt, zwei Jahrzehnte. Ich bin bald dreißig Jahre, davon sind zehn vertan. Ich bin bald dreißig Jahre und weiß noch nicht, wer ich bin, und weiß noch nicht, wozu die Welt da ist, habe nichts gesehen als Dreck und Blut und Schweiß. Ich habe nichts getan als gewartet, gewartet und wieder gewartet. Ich kann es nicht mehr ertragen, dieses Untensein, dieses Außensein, es macht mich rasend, es macht mich krank, und ich spüre, die Zeit läuft mir weg unter den zerrissenen Schuhen, dann wenn man immer nur Handlanger ist von andern und dabei weiß, man ist nicht weniger als der Architekt, der einen kommandiert, man versteht ebenso viel von allem wie die andern, die oben sitzen, und hat dieselben Lungen, dasselbe Blut und ist nur zu spät gekommen; man ist vom Wagen gefallen und holt ihn nicht mehr ein, soviel man auch rennt und rennt. Man weiß, man könnte alles – ich habe einiges gelernt, bin vielleicht nicht dumm, war der Erste im Gymnasium, in der Klosterschule, habe ganz gut Musik gemacht, nebenbei bei einem Pater aus der Auvergne Französisch gelernt. Aber ich habe kein Klavier und kann nicht darauf spielen und verlerns, ich habe niemand, mit dem ich französisch sprechen kann, und verlerns. Ich habe anständig auf der Technik gelernt

in den zwei Jahren, während die andern in Burschenschaften sich herumgeschlagen haben, und weitergearbeitet in der Gefangenschaft im sibirischen Hundekotter, und doch, ich komme nicht vorwärts. Ein Jahr brauchte ich, ein freies Jahr, so wie man einen Anlauf braucht, um einen Sprung zu tun ... Ein Jahr und ich wäre droben, ich weiß nicht wo, ich weiß nicht wie, nur das weiß ich, heute könnte ich noch die Zähne zusammenbeißen und alle Muskeln straffen, zehn Stunden lernen, vierzehn Stunden, – aber noch paar solche Jahre und ich bin wie die andern, ich werde müde sein und zufrieden, werde mich abfinden und sagen: erledigt! vorbei! Aber heute kann ich es noch nicht, heute hasse ich sie alle, diese Zufriedenen, sie reizen mich auf, dass ich manchmal gewaltsam die Faust in der Tasche ballen muss, um ihnen nicht in ihre Behaglichkeit hineinzuschlagen. Da sehen Sie, die drei nebenan. Die ganze Zeit, während ich mit Ihnen spreche, ärgern sie mich, ich weiß nicht warum, vielleicht aus Neid, weil sie so blöd lustig sind, so bürgerlich vergnügt. Sehen Sie sie an, das sind sie, Kommiss wahrscheinlich der eine, in einem Kurzwarengeschäft, den ganzen Tag holt er die Ballen vom Laden und bückt sich und schwätzt ›Neueste Mode, der Meter 1.80, echt englische Ware, haltbar, dauerhaft‹, und dann schmeißt er den Ballen wieder hinauf und holt einen neuen und wieder einen andern und dann ein paar Litzen und Fransen und geht abends heim und glaubt, er hat gelebt; und die andern, vielleicht ist der eine beim Zoll oder bei der Postsparkasse, den ganzen Tag hämmert er Zahlen, Zahlen, hunderttausend, Millionen Zahlen, Zinsen, Zinseszinsen, Debet und Kredit und weiß nicht, wem es gehört, wer zahlt und bezahlt, wer schuldet und warum, wer besitzt und warum, nichts weiß er und geht abends nach Hause und glaubt, dass er gelebt; und der Dritte, wo ist er, ich weiß nicht, bei einem Magist-

rat oder irgendwo, aber an seinem Hemd sehe ich es, auch er schreibt den ganzen Tag Papier, Papier, Papier an demselben Holztisch mit derselben lebendigen Hand. Aber heute, weil es Sonntag ist, haben sie sich Pomade ins Haar und Vergnügen auf die Gesichter geschmiert. Sie waren beim Fußball oder beim Rennen oder mit einem Mädels, und jetzt erzählen sie sich's, und einer schmalzt sich vor dem andern groß, wie klug, wie geschickt, wie tüchtig er ist – da hören Sie nur, wie sie lachen, breit, bequem, selbstzufrieden, diese Maschinen auf Sonntagsurlaub, diese ausgeborgten Arbeitskadaver, hören Sie nur, wie sie lachen, heiß und fett, die armen Hunde, weil man sie einmal von der Kette losgelassen hat, glauben sie, ihnen gehört das Haus und die Welt; ins Gesicht könnte ich ihnen schlagen.«

Er atmete schwer. »Ich weiß, dass das Unsinn ist, immer wird der Falsche geschlagen, immer geht es auf die Unrechten. Ich weiß, sie sind arme Hunde und gar nicht dumm, sie tun das Klügste: sie finden sich ab. Sie lassen sich absterben, dann spürt man nichts mehr, aber mich Dummkopf reißt immer, jedem dieser kleinen Zufriedenen eins überzuziehen, ihn herauszuhetzen aus sich selbst – vielleicht nur, damit man selber innerhalb einer Meute ist und nicht so allein mit sich selbst. Ich weiß, es ist dumm, ich weiß, ich schneide mir damit ins eigene Fleisch, aber ich kann nicht anders, von diesen zehn giftigen Jahren bin ich so vollgequollen von Hass, dass er mir die Kehle abdrückt bis an die Lippen. Gleich stößt es herauf bis an den Mund, und überall, wo ich bin, laufe ich rasch nach Hause oder hinüber in die Volksbibliothek. Aber es freut mich nicht mehr zu lesen. Die Romane, die sie heute schreiben, gehen mich nichts an. Die kleinen Geschichten, wie Hans die Grete kriegt und die Grete den Hans und wie die Paula den Johann betrügt und Johann die Paula, das Kotzen kommt mich an – und die

Bücher vom Krieg – die braucht mir niemand zu erzählen, und auch zum Lernen habe ich nicht die rechte Kraft, seit ich weiß, es hilft nichts und man kommt nicht weiter, wenn man nicht die akademische Hundemarke kriegt, und für die habe ich kein Geld, und weil ich kein Geld habe, komm ich nicht zu Geld, und so wächst einem die Wut im Leib, und man sperrt sich selber aus wie ein bissiges Tier. Nichts macht einen wütender, als wenn man wehrlos ist gegen irgendetwas, das man nicht fassen kann, gegen das, was von den Menschen kommt und doch nicht von einem einzelnen, dem man an die Gurgel fahren kann. Der Franzl, der weiß davon. Ich brauchte ihn nur zu erinnern, wie wir manchmal nachts in unserer Baracke am Boden gelegen sind und geheult haben und die Finger in die Erde gekrallt vor Wut, wie wir aus blöder Bosheit die Flaschen zerschlagen haben und wie wir überlegt haben, ob wir nicht mit der Hacke den armen Nikolai umlegen sollten, den braven Wachsoldaten, der eigentlich unser Freund war, gutmütig, still, aber nur weil er der einzige Fassbare war von ihnen allen, die uns da eingesperrt hielten, nur darum. Ja, nicht wahr, jetzt begreifen Sie auch, warum es mich so aufgezogen hat, wie ich den Franzl gesehen habe. Ich konnte mich gar nicht mehr erinnern, dass irgendeiner da ist, der mich begreifen könnte, aber gleich habe ich gespürt, er versteht mich – und dann Sie.«

Sie blickte auf und fühlte sich von seinem Blick überschwemmt. Und gleich schämte er sich wieder.

»Verzeihen Sie«, sagte er wieder mit der andern, der weichen, der ängstlichen, der kleinen Stimme, die so merkwürdig mit der harten und herausfordernden seines Zornes kontrastierte, »verzeihen Sie, ich sollte nicht so viel von mir sprechen, ich weiß, es ist ungezogen. Aber vielleicht den ganzen Monat habe ich mit allen zusammen nicht so viel gesprochen als mit Ihnen.«



Christine sah vor sich in das Windlicht hinein. Es zitterte leicht, ein kühler Wind ließ die Flamme erbeben, und ihr blauer, herzförmiger Kern loderte plötzlich schmal nach oben. Dann antwortete sie: »Ich auch nicht.«

Sie sprachen eine Zeit nicht, das unvermutet schmerzhaft gespannte Gespräch hatte beide erschöpft. Bei den Nachbartischen löschten schon die Lichter, die Hoffenster waren dunkel geworden, das Grammophon schwieg. Auffällig dringlich kam der Kellner vorbei. Er räumte die Tische nebenan ab, und jetzt erinnerte sie sich der Zeit.

»Ich glaube, ich muss jetzt gehen«, mahnte sie ihn, »um zehn Uhr geht mein letzter Zug, wie viel Uhr ist es denn?«

Er sah sie böse an, aber nur einen Augenblick, dann begann er zu lächeln.

»Sehen Sie, ich bessere mich schon«, sagt er beinahe heiter. »Wenn Sie mich das vor einer Stunde gefragt hätten, wäre der bissige Köter in mir gleich auf Sie losgefahren, aber jetzt kann ich es Ihnen schon wie einem Kameraden, so wie dem Franzel sagen: Ich habe meine Uhr versetzt. Nicht einmal so sehr wegen dem Geld, es ist nämlich eine schöne Uhr, Gold mit Brillanten. Mein Vater hat sie einmal gekriegt, wie er auf einer Jagd, wo der Erzherzog dabei war, die ganzen Fressalien zur höchsten Zufriedenheit besorgte und selbst die Küche geleitet hat, und Sie werden verstehen – Sie verstehen ja alles –, wenn man so auf einem Bau eine goldene Uhr mit Brillanten herauszieht, das sieht aus wie ein Neger im Frack. Und außerdem, dort, wo ich wohne, wäre es nicht geheuer mit einer solchen Uhr, aber verkaufen hab ich sie nicht wollen, es ist so gewissermaßen noch eine eiserne Ration. So habe ich sie halt versetzt.«

Er lächelte sie an, wie wenn ihm eine große Leistung gelungen wäre. »Sehen Sie, – das habe ich Ihnen doch jetzt ganz ruhig erzählt, ich mache doch schon Fortschritte.«

Die Luft zwischen ihnen stand wieder klar wie nach einem Regen. Die krampfige Spannung war gewichen, eine gute Erschöpfung kam. Sie beobachteten sich nicht mehr vorsichtig und ängstlich, sondern vertrauten einander. Etwas wie Freundschaft und Beruhigung war plötzlich da. Sie gingen die Straße dem Bahnhof zu, und es war gut, jetzt zu gehen, das Dunkel hatte den Häusern die neugierigen schwarzen Augen zugestrichen, und die ausgebrannten Steine atmeten wieder Kühle. Aber je mehr sie sich dem Ziele näherten, desto nervöser und hastiger wurden ihre Schritte: über dem weichen und eng geflochtenen Gewebe ihres Zusammenseins hing schon das blitzende Schwert des Abschieds.

Sie kaufte ihre Fahrkarte. Als sie sich umwandte, sah sie sein Gesicht. Es war plötzlich wieder ganz anders, von der Stirn nieder fielen Schatten über die Augen, das dankbare Leuchten, das sie so beglückt gespürt hatte, war erloschen, und eben zog er – er hatte sich noch unbeachtet gemeint, den Havelock mit einer Bewegung zusammen, als ob ihn fröre. Mitleid ergriff sie: »Ich komme bald wieder herein«, sagte sie, »wahrscheinlich schon nächsten Sonntag. Und wenn Sie dann Zeit haben ...«

»Ich habe immer Zeit. Und es ist so ziemlich das Einzige, was ich habe, und das im Überfluss, aber ich möchte nicht ... Ich möchte nicht ...« Er stockte.

»Was möchten Sie nicht?«

»Ich möchte nicht ... ich meine nur ... nicht, dass Sie sich meinewegen inkommodieren ... Sie waren so gut zu mir ... ich weiß, es ist kein Vergnügen, mit mir zu sein ... Aber vielleicht schon im Zuge oder morgen sagen Sie sich, wozu sich da anhalten lassen von fremdem Gejammer, ich weiß, mir geht es selbst so – höre zu und es ergreift mich, wenn jemand mir was Schweres von seinem Leben erzählt;

aber dann, wenn er weg ist, sage ich mir: hole ihn der Teufel, was packt er mir noch seine Sorgen auf, wir haben genug jeder an uns selbst ... Also nicht, dass Sie sich zwingen oder sich denken, dem muss man helfen, ich mach es schon allein mit mir aus ...«

Christine sah weg. Sie konnte es nicht vertragen, ihn anzusehen, wenn er so gegen sich selbst wütete. Es qualte sie. Aber er missverstand ihre Bewegung. Er meinte, sie sei beleidigt, und sofort kam klein und schüchtern wieder die zweite, die Knabenstimme, der zornigen und bösen nach. »Ich meine natürlich ... es würde mich sehr freuen ... aber ich dachte nur für den Fall ... ich wollte damit nur sagen ...«

Er stammerte ganz unsicher und versuchte sie anzusehen mit einem kindlich bestürzten Gesicht, das um Verzeihung bat. Und sie begriff sein Stammern, sie verstand, dass dieser harte, leidenschaftliche, von Scham verbogene Mensch sie bitten wollte wiederzukommen, und dass er doch nicht den Mut hatte.

Etwas wuchs jetzt in ihr mächtig auf, mütterliche Wärme und Mitleid zugleich, ein Bedürfnis, diesen so wild Demütigen zu trösten, seinen harten Stolz zu wölben mit irgendeiner Geste, mit irgendeinem Wort. Am liebsten hätte sie ihm über die Stirn gestrichen oder gesagt: »Sie dummer Bub«, aber sie fürchtete sich, weil er so verletzlich war. Aus Verlegenheit sagte sie: »Es tut mir leid – aber ich glaube, ich muss jetzt wirklich schon gehen.«

»Tut es Ihnen ... tut es Ihnen wirklich leid?« Trotzig fragte er sie und sah sie verlangend an, und dabei war in seinem hilflosen Dastehn schon die Verzweiflung des Alleinseins, er stand schon da, sie fühlte es voraus, allein in der Halle, verzweifelt nachsehend dem Zug, der sie forttrug, allein in der Stadt, allein in der Welt, und sie spürte, wie er mit dem ganzen Gewicht seines Gefühls an ihr hing.

Erschüttert spürte die Frau, spürte der Mensch in ihr sich zum ersten Mal wieder begehrt und tiefer begehrt als von irgendjemand bisher, und herrlich fühlte sie sich bestätigt in ihrem Sein und Sinn. Wundervoll war das, endlich sich so geliebt zu fühlen, und plötzlich brach in ihr das Verlangen auf, die Lust zu entgelten.

Eine Entscheidung geschah in ihr, blitzschnell und dem Gedanken voraus. Ein Ruck ist es, ein Riss. Sie wandte sich um, ging auf ihn zu und sagte, scheinbar überlegend (aber dies war schon unbewusst beschlossen): »Eigentlich ... ich könnte ja noch mit Ihnen bleiben und dann morgen mit dem Frühzug fahren um 5 Uhr dreißig, da komme ich auch noch in meinen dummen Dienst zurecht.«

Er starrte sie an. Nie hatte sie geahnt, dass Augen so plötzlich aufleuchten konnten. Es war, wie wenn ein Zündholz aufflammt in einem dunklen Zimmer, so war jetzt alles Licht, alles lebte in seinen Zügen. Er hatte verstanden, alles verstanden mit der hellsichtigen Intuition des Gefühls. Plötzlich hatte er Mut und fasste ihren Arm. »Ja«, sagte er, glänzte er, »ja, bleiben Sie, bleiben Sie ...«

Sie wehrte ihm nicht, dass er ihren Arm nahm und sie wegzog. Er war warm und stark, dieser Arm, er bebte, er zitterte vor Freude, und unwillkürlich ging dieses Beben in sie hinüber. Sie fragte nicht, wohin sie gingen, wozu fragen, es war jetzt alles einerlei, sie hatte sich entschieden. Sie hatte ihren Willen weggegeben, freiwillig, und genoss dieses Hingegebensein. Alles war entspannt in ihr und gleichsam ausgeschaltet, der Wille, das Denken, sie überlegte nicht, ob sie etwa diesen Mann liebte, den sie kaum kannte, ob sie ihn männlich wollte, nur das Losgelöstsein des Willens, das Unverantwortliche des Gefühls genoss sie, die Lust des Gelöstseins.

Sie kümmerte sich nicht, was nun geschehen würde, nur

einen Arm spürte sie, der sie führte, und überließ sich der Führung, willenlos wie Holz, das im Wasser treibt und an den rasenden Geschwindigkeiten die schwindelnde Lust des Stürzens spürt. Manchmal schloss sie die Augen, um es völliger zu empfinden, dieses Geführtwerden, dieses Gewolltsein.

Dann kam noch einmal ein gespannter Augenblick. Er blieb stehen und wurde klein. »Ich hätte Sie so gern ... so gern gebeten, zu mir zu kommen ... aber ... das geht nicht ... ich wohne nicht allein ... man muss durch ein anderes Zimmer gehn ... wir können ja woanders ... in irgendein Hotel ... nicht in dem Ihren, wo Sie gestern ... wir können ja ...«

»Ja«, sagte sie, »ja«, und wusste nicht wozu. Das Wort Hotel schuf ihr kein Grauen, es gab ihr neuen Glanz. Wie durch eine Wolke sah sie das spiegelnde Zimmer, die funkelnden Möbel, die brausende Stille der Nacht und den mächtigen Atem des Engadin auftauchen.

»Ja«, sagte sie. »Ja« aus Träumen gewölbter gehorsamer Liebe.

Sie gingen wieder weiter durch immer engere Straßen. Er schien nicht sehr sicher und prüfte ängstlich die Häuser. Endlich sah er eines in einem kleinen versteckten Licht träumen, mit einer erleuchteten Aufschrift. Unmerklich lenkte er sie hin, sie wehrte sich nicht. Und dann gingen sie durch die Tür wie in einen finstern Schacht.

Sie traten in einen Korridor, der wahrscheinlich mit Absicht nur mit einer einzigen mattkerzigen Glühbirne beleuchtet war. Ein Portier, schmutzig und verschmiert, kam in Hemdärmeln hinter der Glastür heraus. Die beiden Männer flüsterten miteinander, als machten sie verbotene Geschäfte. Etwas klirrte leise zwischen ihren Händen, Geld oder Schlüssel. Christine stand unterdessen allein im halb-

dunklen Korridor und starrte die grindige Wand an, unsäglich enttäuschungsvoll über diese erbärmliche Höhle. Sie wollte nicht daran denken, aber wie ein Zwang kam die Erinnerung an den Eingang jenes andern Hotels (die Assoziation des Wortes riss die Erinnerung her), die spiegelnden Scheiben, gekühltes, flutendes Licht, Reichtum und Bequemlichkeit.

»Nummer neun«, trompetete der Portier laut und fügte ebenso stark bei: »Im ersten Stock«, als ob er wollte, dass es jemand bis hinauf hörte. Ferdinand trat zu ihr und nahm ihren Arm. Sie sah ihn flehend an: »Kann man denn nicht ...« Sie wusste nicht, was sie sagen wollte. Aber er sah in ihren Augen das Grauen und den Willen zur Flucht. »Nein, sie sind alle so ... Ich wusste eben kein anderes ... ich kannte es ja nicht.« Dann nahm er ihren Arm und stützte sie die Treppe hinauf. Es war nötig, denn ihr war, als hätte ein Messer ihre Kniekehlen durchgeschnitten und jede Sehne im Leib gelähmt.

Eine Zimmertür stand offen. Das Dienstmädchen trat heraus, gleichfalls schmutzig, mit übernächtigem Gesicht: »Gleich bitte, ich hole nur rasch frische Handtücher.« Sie traten inzwischen ein, zogen rasch die Tür hinter sich zu. Grauenhaft eng war dies einfenstrige Rechteck, ein einziger Sessel stand darin, ein Kleiderhaken, ein Waschtisch, sonst nur niederträchtig absichtsvoll, als wüsste es, dass es hier das einzige wichtige Möbelstück war, ein breites aufgeschlagenes Bett. Unsäglich schamlos in seiner Zweckhaftigkeit stand es da und füllte das enge Geviert. Man konnte ihm nicht ausweichen, man konnte nicht daran vorbeigehen, man konnte's nicht übersehen. Die Luft war stockig und säuerlich von kaltem Zigarettenrauch, schlechter Seife und irgendetwas anderem, das falsch und säuerlich roch. Unwillkürlich presste sie den Mund zu, um nichts davon

einzuatmen. Dann kam die Angst über sie, ohnmächtig zu werden, vor Widerwillen und Ekel. Hastig macht sie einen Schritt auf das Fenster zu, riss den Flügel auf und atmete, wie aus einer vergasteten Mine gerettet, die kühl einströmende, neue und unverbrauchte Luft.

Es klopfte leise. Sie schrak zusammen, aber es war nur das Stubenmädchen, das die frischen Handtücher hereinbrachte und auf den Waschtisch legte. Wie sie merkte, dass die fremde Frau das Fenster im beleuchteten Zimmer geöffnet hatte, äußerte sie sich mit einer gewissen Ängstlichkeit: »Bitte dann die Vorhänge herabzulassen.« Dann ging sie höflich hinaus.

Christine blieb am Fenster stehen, dieses »dann« hatte sie getroffen, dazu kam man ja in solche Seitengassenhäuser, in solche stinkende Höhlen; nur dazu. Vielleicht – sie erschrak – könnte er glauben, sie sei auch nur deswegen gekommen, nur deswegen.

Obwohl er ihr Gesicht nicht sah, das beharrlich verbissen der Straße zugewandt war, sah er doch an der krampfhaft vorgebeugten Silhouette ihrer Gestalt, wie sehr ihre Schultern bebten, und er verstand ihr Grauen. Zart trat er an sie heran, er hatte Angst, sie mit einem Wort zu verletzen, streifte ihr mit der Hand zart die Schultern herab, immer tiefer hinab, bis er ihre Finger fand, die kalt waren und zitterten. Sie spürte, dass er sie beruhigen wollte. »Verzeihen Sie mir«, sagte sie, ohne sich umzuwenden, »aber mir ist plötzlich ganz schwindelig geworden. Es wird gleich besser werden. Nur noch ein bisschen frische Luft ... es ist nur, weil ...«

Sie wollte eigentlich unwillkürlich sagen: weil es das erste Mal ist, dass ich so ein Haus, so ein Zimmer sehe. Aber sie biss die Lippen zusammen, was brauchte er es wissen. Sie wandte sich plötzlich um, schloss das Fenster und befahl: »Machen Sie dunkel.«

Er drehte den Kontakt, mit einem Sprung trat Nacht herein und löschte die Konturen aus. Das Schrecklichste war fort, das Bett wartete nicht mehr so frech, sondern glänzte nur weiß und ungewiss im aufgelösten Raum. Aber das Grauen blieb. Jetzt hörte sie mit einem Mal in der Stille kleine Geräusche, Knacken, Seufzen, Lachen, Knirschen, den Hauch nackter Schritte und das Rieseln von Wasser von irgendwoher. Sie spürte, dass das Haus voll von fremdem und unzünftigem Geschehen war, einzig zweckhaft der Paarung bestimmt. Wie einen feinen Frost, Schicht um Schicht fühlte sie dieses Grauen in sich eindringen. Erst schauerte es nur über die Haut, dann griff es schon an die Gelenke und machte sie starr, jetzt musste es schon nahe sein am Hirn, am Herzen, denn sie spürte, sie konnte nichts mehr denken, nichts mehr fühlen, alles war gleichgültig, sinnlos und fremd und auch dieser fremde Atem des fremden Mannes, der hier ihr ganz nahe war. Glücklicherweise war er zart und bedrängte sie nicht. Er zog sie nur nieder, und sie setzten sich beide angezogen nebeneinander auf den Bettrand, ohne zu sprechen, nur seine Hand streifte immer wieder über den Stoff des Ärmels und über die nackte Hand. Er wartete geduldig, ob das Grauen nicht von ihr weichen wollte, das Entsetzen nicht auftauen, das sie umfrostet hielt. Und diese Demut, diese Unterwürfigkeit ergriff sie. Und als er sie schließlich umfasste, wehrte sie sich nicht.

\*\*\*

Auch seine heiße und leidenschaftliche Umarmung konnte ihr Grauen nicht ganz zerbrechen. Der Frost saß schon zu tief, er vermochte ihn nicht zu erreichen. Etwas in ihr löste sich nicht, etwas war nicht ganz trunken, sondern widerstand. Und als er ihr die Kleider nahm und sie sei-

nen Körper fühlte, nackt, stark, warm und glühend, spürte sie zugleich das fremde feuchte Laken wie einen nassen Schwamm. Überströmt von seiner Zärtlichkeit, fühlte sie sich gleichzeitig beschmutzt von der Ärmlichkeit und Erbärmlichkeit, innerhalb der es geschah. Ihre Nerven bebten, und während er sie an sich zog, spürte sie, dass sie gleichzeitig weg wollte, nicht von ihm, nicht von diesem brennenden Menschen, sondern nur weg aus diesem Haus, wo sich die Menschen gegen Geld wie Tiere paarten – rasch, rasch, der Nächste, der Nächste –, wo sich Arme verkauften wie eine Briefmarke oder eine Zeitung, die man wegwirft an den nächsten Gast. Die Luft erdrückte ihr die Lungen, diese dicke, ölige, feuchte, eingesperrte Luft, dieser Dunst von fremder Haut, von fremder Hitze, von fremder Lust. Und sie schämte sich, nicht dass sie sich hingeeben, sondern dass dies Festliche hier geschah, wo alles widerlich und schmachvoll war. Immer tiefer spannten sich ihre Nerven unter diesem Widerstand. Und plötzlich brach es aus ihr, ein Stöhnen, ein niedergedrückt Weinen der Enttäuschung, der Erbitterung, das in kleinen zitternden Stößen ihren nackten Körper durchriss. Ferdinand lag neben ihr, und dieses Schluchzen stieß bis an seinen Körper heran. Er spürte es wie einen Vorwurf. Um sie zu beruhigen, streichelte er immer wieder mit der Hand über ihre Schultern herab, er wagte kein Wort. Sie merkte, wie sehr er verzweifelt war. »Sorg dich nicht um mich«, sagte sie, »es ist ein dummer Krampf. Sorg dich nicht, es geht gleich wieder vorbei, es ist nur weil ...« Sie hielt wieder inne und atmete nur. »Aber lass, du kannst ja nichts dafür.«

Er schwieg, auch er verstand alles. Er begriff ihre Enttäuschung, ihre wilde und körperliche Verzweiflung. Aber er schämte sich, die Wahrheit zu sagen, dass er kein besseres Hotel gesucht und kein besseres Zimmer genommen, weil

er im Ganzen nicht mehr bei sich gehabt hatte als acht Schillinge, und dass er schon gedacht hatte, seinen Ring dem Portier zu geben, im Falle das Zimmer höher im Preis gewesen wäre. Aber er konnte und wollte nicht von Geld sprechen, so schwieg er lieber und wartete, wartete geduldig, demütig betroffen und stumm, ob der Schauer nicht endlich von ihr weichen wolle.

Mit der Feinhörigkeit überreizter Sinne hörte sie immer wieder die Geräusche nebenan, von oben und unten und aus den Gängen, Schritte und Lachen, Husten und Stöhnen. Nebenan musste jemand mit einem leicht Betrunkenen sein, der grölte immer, und dann hörte man wieder ein Klatschen auf nacktes Fleisch und das gekitzelte Lachen einer ordinären Frauenstimme. Es war unerträglich, und sie hörte es immer mehr, je mehr der einzig Verbundene neben ihr schwieg. Eine Angst kam über sie, und plötzlich fuhr sie ihn an: »Bitte sprich! Erzähl mir etwas. Nur damit ich es nicht höre, das von nebenan, oh, es ist so grässlich hier. Welch ein furchtbares Haus, ich weiß nicht, was es ist, aber mir graut so vor allem, ich bitte dich, sprich, erzähl mir etwas, nur dass ich das ... dass ich das nicht höre ... Oh, es ist so schrecklich hier!«

»Ja«, er atmete tief, »es ist schrecklich, und ich schäme mich, dass ich dich hierhergeführt habe. Ich hätte es nicht tun dürfen ... ich habe es selbst nicht gewusst.«

Er strich ihr mit zarter Liebkosung über den Körper, und sie fühlte es gütig und warm. Aber es tötete ihr nicht die Angst, diese grässliche, nerventötende Angst, die sie immer wieder erschauern ließ. Sie wusste nicht, warum sie so bebt und sich wehrt. Sie bemühte sich, es niederzuhalten, dieses Zucken in ihren Gelenken, diesen immer wieder erneuten Schauer des Ekels vor dem feuchten Bett und dem geilen Geschwätz von nebenan, dem ganzen furchtba-

ren Haus, aber es gelang ihr nicht. Immer wieder liefen die Schauer über ihren Leib.

Er beugte sich zu ihr: »Glaube mir – ich verstehe, wie dir das schrecklich sein muss. Ich habe das selbst erlebt einmal ... und gerade das erste Mal, wie ich mit einer Frau war ... das vergisst man nicht. Damals, wie ich zum Regiment kam und gleich in die Gefangenschaft, da wusste ich noch nichts, und die andern, auch dein Schwager, sie spoteteten immer mich deswegen aus ... Die Jungfer nannten sie mich immer und immer, ich weiß nicht, ob aus Bosheit, ich weiß nicht, ob aus Verzweiflung, aber immer redeten sie davon zu mir ... Ja, von nichts anderem konnten sie sprechen Tag und Nacht, immer wieder redeten sie von Weibern, immer erzählten sie von der und von der und der und wie das gewesen war, und jeder erzählte es hundertmal, man wusste es schon auswendig. Und Bilder hatten sie oder zeichneten sie sich, grässliche Bilder, wie sie die eingesperrten Gefangenen im Zuchthaus sich an die Wand zeichnen. Es ekelte mich immer zu hören und doch, natürlich doch ... ich war ja schon neunzehn Jahre, zwanzig Jahre, es reizt einen und macht einen krank. Dann kam die Revolution, und man transportierte uns weiter nach Sibirien, da war dein Schwager schon fort – und führte uns herum wie einen Trupp Schafe, bis einmal abends, da setzte sich ein Soldat zu uns ... Er sollte uns eigentlich bewachen, aber wohin hätte man laufen können? ... Er sorgte für uns und hatte uns gern ... heute sehe ich noch sein wie mit dem Hammer breitgeschlagenes Gesicht mit der dicken Kartoffelnase, mit dem breiten, gutmütigen, gedehnten Mund ... Ja, was wollte ich sagen ... Ja, eines Abends also setzte er sich zu mir wie ein Bruder und fragte mich, wie lange ich keine Frau gehabt ... Ich schämte mich natürlich zu sagen, »Noch nie« ... Jeder Mann schämt sich (und jede Frau, dachte sie),

so sagte ich: »Zwei Jahre«. »Bože moi« ... der Mund ging ihm auf vor Schrecken, heute sehe ich ihn noch, wie der Brave erschrak ... Gleich rückte er näher und streichelte mich wie ein Lamm: »Oh, du Armer ... Krank wirst du werden ...« Er streichelte mich noch immer, und ich merkte, wie er krampfhaft dabei nachdachte. Denken, einen Gedanken hinter den andern zu schieben, war für diesen dickstirnigen, schweren Sergej eine schwere Anstrengung, schwerer, als einen Baumstamm zu heben. Sein ganzes Gesicht wurde dunkel dabei und seine Augen ganz innerlich. Endlich sagte er: »Warte, Brüderchen, ich werde es schon machen. Ich finde eine für dich. Es sind viele im Dorf, Kriegersfrauen und Witwen, ich bringe dich zu einer. Nachts. Ich weiß, du reißt mir nicht aus.« Ich sagte nicht ja, ich sagte nicht nein, ich hatte keine Lust, keine Gier ... was konnte es sein ... ein einfältiges, tierisches Bauernweib, aber doch, nur einmal das Warme zu spüren, das Verbundensein mit einem Menschen ... Nur nicht so grässlich allein, nur ... ich weiß nicht, ob du es verstehst? ...«

»Ja«, atmete sie, »ich verstehe.«

»Und wirklich, abends kam er zu uns in die Baracke. Er pfiff leise, wie wir es verabredet hatten, im Dunkel stand draußen neben ihm eine Frau, breit und klein, das Haar fettig wie Öl unter buntem Kopftuch. »Das ist er«, sagte Sergej. »Willst du ihn?« Mich sah im Dunkel die kleine schlitzäugige Frau scharf an. Dann antwortete sie »Ja«. Wir gingen ein Stück zu dritt, er begleitete uns. »Wie weit sie ihn geschleppt haben, den Armen«, sagte sie bedauernd zu Sergej. »Und nie eine Frau, immer allein unter Männern, der Arme ... Oh, oh, oh.« Es klang gut und tief, warm und gut hörte es sich an. Ich verstand, dass sie mich aus Mitleid zu sich nahm und nicht aus Liebe. »Mir haben sie den Mann erschossen«, erzählte sie dann weiter, »groß wie eine

Esche, stark wie ein junger Bär war er. Nie hat er getrunken und nie mich geschlagen, er war der Beste im Dorf, jetzt lebe ich unter den Kindern und mit der Schwiegermutter, Gott ist streng mit uns. < Ich ging mit ihr zu ihrem Haus ... mit Stroh weiß gedeckt, eine Hütte mit winzigen verschlossenen Fenstern, und als ich eintrat, von ihrer Hand gezogen, beizte mir der Rauch ins Gesicht. Dick war und heiß die Luft wie in einer giftigen Mine. Sie zog mich weiter, auf dem Ofen war das Lager, dort musste ich hinauf; plötzlich rührte sich etwas, ich erschrak. >Die Kinder sind es<, sagte sie beruhigend. Jetzt erst spürte ich, dass das Zimmer voll von fremdem Atem war. Einmal hustete es, und wieder beruhigte sie mein Erschrecken: >Die Großmutter, sie ist krank, die Brust löscht ihr aus.< All das Atmen, der Stank in diesem Raum, ich weiß nicht, ob ich mit fünf oder sechs oder mit wie vielen ich beisammen war, und all das machte mir das Herz starr. Und es war mir grauenhaft, etwas mit einer Frau zu tun zu haben, grauenhaft, unsagbar grauenhaft, während nebenan im Zimmer die Kinder lagen und die Mutter, ich weiß nicht, die ihre oder die seine. Sie verstand mein Zögern nicht und kauerte sich an mich heran. Sie zog mich aus, wehmütig die Schuhe, sanft und zärtlich den Rock, sie streichelte mir über die Haut wie einem Kinde, rührend gut war sie zu mir ... dann, ganz langsam verlangend zog sie mich an sich. Sie hatte Brüste, weich und warm und groß wie frisch gebackenes Brot, einen zärtlichen Mund, der still an dem meinen sog, und rührende Bewegungen, demütig unterwürfig ... Rührend war sie, wirklich, ich habe sie gern gehabt, dankbar war ich ihr, aber das Grauen krampfte mir den Hals. Ich konnte es nicht ertragen, wenn ein Kind sich rührte im Schlaf, wenn die Großmutter, die kranke, stöhnte, und ehe es recht zu dämmern begann, flüchtete ich hinaus ... Ich hatte so eine

tierische Angst vor dem Blick der Kinder, vor dem kranken Auge der Uralten ... sie hätte das alles gewiss natürlich gefunden, dass da ein Mann bei der Frau lag, aber ich ... ich konnte das nicht, ich flüchtete weg. Sie begleitete mich vor das Tor, demütig wie ein Haustier, rührend zeigte sie mir, dass sie von nun ab mir gehörte, in den Stall führte sie mich noch und melkte mir Milch, warm und frisch, gab mir Brot auf den Weg mit und eine Pfeife, sie musste noch von ihrem Mann sein, und dann fragte sie mich noch, nein, sie bat ... es war eine demütige und ehrerbietige Bitte. >Du kommst doch wieder heute Nacht?< ... Aber ich kam nicht mehr, grauenhaft war mir die Erinnerung an diese Hütte mit dem Rauch und den Kindern und der Großmutter und dem Ungeziefer, das über den Boden rannte ... Und dabei war ich dankbar, heute denke ich noch mit, ja mit einer Art Liebe an sie ... wie sie die Milch aus dem Euter melkte, wie sie mir das Brot gab, wie sie mir ihren Körper gab ... Und ich weiß, ich habe sie gekränkt, dass ich nicht mehr kam ... Und die andern ... die haben es nicht verstanden ... Alle haben sie mich beneidet, so arm waren sie, so verlassen, dass sie mir das noch neideten. Jeden Tag nahm ich mir vor, heute gehe ich zu ihr, und jedes Mal ... <

»Um Gottes willen«, rief sie, »was ist denn los?« Christine war mit einem Ruck aufgefahren und horchte.

»Nichts«, wollte er sagen. Aber er erschrak selbst. Plötzlich war da draußen etwas im Gange, laute Stimmen, Lärmen, Geschrei, ein helles Durcheinander, jemand schrie, jemand lachte, jemand befahl. Etwas war geschehen. »Warte«, sagte er und sprang aus dem Bett. In einer Minute hatte er sich die Kleider übergeworfen und stand an der Tür und horchte: »Ich werde sehen, was geschehen ist.«

Etwas war geschehen. Wie ein Schlafender plötzlich ächzend, schreiend, stöhnend auffährt aus einem schreckhaften Traum, murrte die bislang nur leise raunende Hotelspelunke plötzlich auf, in unerklärlichen und fremden Lauten. Es läutete, es klopfte, es lief Treppen auf und Treppen ab, ein Telefon klirrte, Schritte tappten, Fenster klirrten. Es rief, es redete, es fragte mit einem Mal wirr durcheinander, fremde Stimmen waren da, die nicht zum Haus gehörten, fremde Knöchel, die hämmerten und an die Türen klopfen, harte Schritte statt der bloßen und unbeschuheten. Etwas war geschehen. Eine Frau schrie wild, Männer stritten laut und erregt, irgendetwas fiel um, ein Sessel, draußen polterte ein Automobil. Durch das ganze Haus musste die Erregung beben, über der Decke hörte Christine rasche Schritte gehen, nebenan sprach der Betrunkene laut und ängstlich zu seiner Freundin, auch rechts und links nebenan rückte ein Sessel, schnarrte ein Schlüssel, vom Keller bis zum First surrte das enge Haus, jede Zimmerwabe des menschlichen Bienenkorbs.

Ferdinand kam zurück, blass, nervös, zwei scharfe Falten schnitten rechts und links um den Mund. Er bebte vor Erregung.

»Was ist?«, fragte Christine, noch ins Bett gekauert. Als er jetzt Licht machte, erschrak sie, dass sie halbnackt war, und sie zog unwillkürlich die Decke hoch.

»Nichts«, fuhr es wie ein böser Pfiff durch die Zähne. »Eine Streife, sie kontrollieren das Hotel.«

»Wer?«

»Die Polizei!«

»Kommen sie auch zu uns?«

»Vielleicht, wahrscheinlich. Aber hab keine Angst.«

»Können sie uns etwas tun? ... Weil ich mit dir bin ...?«

»Nein, hab keine Angst, ich habe meine Legitimation mit mir, und unten habe ich mich richtig gemeldet, habe keine

Angst, ich mache schon alles ab. Ich kenne das vom Männerheim in Favoriten, wo ich wohnte, es ist nur eine Formalität ... Allerdings ...« Wieder wurde sein Gesicht ganz dunkel und kantig, »allerdings, diese Formalitäten gelten immer nur für uns. Und manchmal brechen sie einem armen Teufel den Hals. Nur unsereinen stöbern sie auf in der Nacht, nur uns hetzen sie wie die Hunde herum ... Aber keine Angst, ich bringe schon alles in Ordnung, nur ... zieh dich an jetzt ...«

»Mach dunkel.« Noch immer schämte sie sich, sie brauchte alle Kräfte, um die paar leichten Dinge überzuziehen. Blei lag in ihren Gelenken. Dann setzten sie sich wieder hin auf das Bett, es war keine Kraft mehr in ihr. Von der ersten Sekunde in diesem grässlichen Haus hatte sie es wie ein Gewitter von Angst über sich gespürt, jetzt war es da.

Immer wieder kam von unten dieses Klopfen. Sie gingen das Parterre ab, man hörte es von Zimmer zu Zimmer. Immer wenn der fremde Knöchel unten an das harte Holz pochte, spürte sie den Stoß bis in das erschrockene Herz. Er setzte sich zu ihr und streichelte ihre Hände. »Es ist meine Schuld, verzeihe mir. Ich hätte daran denken sollen, aber ... ich wusste ja nichts anderes, und ich wollte ... ich wollte so sehr gern mit dir sein. Verzeihe mir.«

Er streichelte immer wieder ihre Hände, sie blieben noch immer kalt und empfingen Schauer von ihrem jäh geschüttelten Leib.

»Habe keine Angst«, beruhigte er sie, »sie können dir nichts tun. Und wenn ... wenn einer frech wird von diesen verfluchten Hunden, dann werde ich es ihnen zeigen. So leicht lasse ich mir nichts gefallen, dazu hat man nicht im Dreck gelegen, vier Jahre, dass man sich dann von solchen uniformierten Nachtwächtern kujonieren lässt, ich werde ihnen eines geigen.«



»Nein«, bat sie ängstlich, wie sie sah, dass er rückwärts an der Revolvertasche nestelte. »Ich beschwöre dich, bleibe ruhig. Wenn du mich nur ein bisschen lieb hast, bleibe ruhig, lieber will ich ...« Sie konnte nicht weitersprechen.

Jetzt kamen die Schritte die Treppe herauf. Ganz nahe schienen sie zu sein. Ihr Zimmer war das dritte, und bei dem ersten begann das Klopfen. Beide hielten den Atem an, man hörte jeden Laut durch die dünne Tür. Es ging rasch beim ersten Zimmer, jetzt waren sie nebenan. Poch, poch, poch, dreimal hörte man den Schlag gegen das Holz und jetzt, wie wer von nebenan die Tür aufriss und mit stark betrunkenen Stimme rief: »Habt ihr nichts anderes zu tun, als anständige Menschen in der Nacht zu sekkieren? Schaut lieber, dass ihr die Raubmörder fangt!« Eine tiefe Stimme sagte streng: »Ihre Legitimation!« Dann fragte sie etwas leiser. »Meine Braut, jawohl, meine Braut«, sagte laut und herausfordernd die betrunkene Stimme, »ich kann es beweisen. Zwei Jahre gehen wir schon miteinander.« Es schien zu genügen, die Türe schloss sich mit einem kräftigen Ruck nebenan.

Jetzt mussten sie kommen. Nur vier, fünf Schritte war eine Tür von der andern, und sie kamen, tapp, tapp, tapp ... Christine war das Herz starr. Dann klopfte es an. Ferdinand ging ruhig dem Polizeinspektor entgegen, der diskret an der offenen Tür stehen geblieben war. Er hatte eigentlich ein freundliches Gesicht, rund, breit, mit einem kleinen koketten Schnurrbart, nur der enge Uniformkragen pumpete ihm zu viel Blut in das eigentlich gemütliche Gesicht. In Zivil oder in Hemdärmeln musste man sich ihn denken, wie er duselig den Kopf zu einem Walzergstanzl wiegte, jetzt zog er gewaltsam die Brauen stramm und sagte: »Haben Sie Ihre Papiere bei sich?« Ferdinand ging näher zu ihm hin: »Da, und wenn Sie wünschen, meine Militärpapiere

auch noch, wer die hat, wundert sich nicht, wenn einem allerhand Dreckiges passiert, der ist daran gewöhnt.« Der Inspektor überhörte den scharfen Ton, verglich die Legitimation mit dem Meldezettel, dann tat er einen kleinen Blick auf Christine, die, das Antlitz weggedreht, ganz in sich gedrückt auf dem Sessel saß wie auf einer Anklagebank. Er dämpfte die Stimme: »Sie kennen die Dame persönlich ... ich meine ... Sie kennen sie seit länger ...?« Man sah, er wollte es ihm leicht machen. »Ja«, sagte Ferdinand. Da dankte und salutierte der Kommissär und wollte sich entfernen. Aber Ferdinand, der vor Zorn bebte, wie er Christine so sitzen sah, erniedrigt und nur mit seinem Versprechen losgekauft, ging ihm einen Schritt nach.

»Ich möchte nur fragen, ob ... ob solche Nachtstreifungen auch im Hotel Bristol und andern Ringstraßenhotels abgehalten werden oder nur hier?« Der Inspektor zog sein Dienstgesicht kalt über und antwortete wegwerfend: »Ich habe Ihnen keine Auskunft zu geben, ich befolge meinen Auftrag. Seien Sie lieber froh, dass ich meine Nachforschungen nicht allzu genau vornehme, es könnte doch sein, dass die Angabe in Ihrem Meldezettel, die Ihre Frau betrifft« – er betonte das Wort –, »nicht so ganz stichhältig ist.« Ferdinand biss die Zähne, es würgte ihn, und er nahm beide Hände hinter sich und presste sie zusammen, um nicht dem Staatsabgesandten ins Gesicht zu schlagen, aber der Kommissär schien an derartige Ausbrüche bereits gewöhnt und schloss ruhig, ohne ihn weiter eines Blickes zu würdigen, die Tür. Ferdinand blieb stehen und starrte die Tür an, die Wut zerbrach ihn fast. Dann erst erinnerte er sich Christines, die über ihrem Sessel mehr lag als saß. Es war, als ob sie gestorben wäre vor Angst und noch nicht zurückgekehrt in ihren Körper. Leise streichelte er ihr über die Schulter.

»Da sieh, nicht einmal nach deinem Namen hat er dich gefragt ... Es war wirklich nur eine Formalität, nur ... nur dass sie mit diesen Formalitäten einem das Leben verstören und einen hinmachen. Vor acht Tagen hab ich es gelesen, jetzt erinnere ich mich, da hat sich eine vom Fenster hinuntergeworfen, weil sie Angst hatte, man führe sie zur Polizei und dass es die Mutter erfahren könne oder ... dass man sie untersucht auf Geschlechtskrankheiten ... Da ist sie lieber hinuntergesprungen, dreistockhoch ... Ich habe es gelesen in der Zeitung, zwei Zeilen, zwei Zeilen ... Es ist ja wirklich nur eine Kleinigkeit, wir sind ja nicht verwöhnt ... dafür kriegt wenigstens so einer ein eigenes Grab und nicht mehr ein Massengrab wie früher, man ist es ja gewöhnt ... zehntausend Tote pro Tag, was ist da ein Mensch, das heißt, wenn er so einer ist wie wir, einer von denen, mit denen man sich alles erlaubt. Ja, in den guten Hotels, da salutieren sie und schicken nur Detektive ins Haus, damit den Damen der Schmuck nicht gestohlen wird, aber dort schnüffelt niemand einem sogenannten Bürger nachts in die Zimmer. – Doch ich brauche mich nicht zu genieren.« Christine beugte sich noch tiefer. Unbewusst erinnerte sie sich, wie hatte die kleine Mannheimerin gesagt ... Von Tür zu Tür geht's da zu in der Nacht. Sie erinnert sich: die hellweißen, breiten Betten und Morgenlicht, die Türen, die wie auf Gummi schließen, leicht und geräuschlos, und die weichen Teppiche und die Blumenvase beim Bett. Dort konnte ja alles schön sein und gut und leicht, und hier ...

Sie schüttelte sich vor Ekel. Er stand verzweifelt neben ihr und sagte ganz sinnlos: »Beruhige dich, beruhige dich, beruhige dich. Es ist schon vorbei.« Aber der kalte Körper zuckte und zuckte immer wieder aufs Neue unter seiner Hand. Etwas in ihr war zerrissen, und die Nerven schwangen nach, wie ein in übermäßiger Spannung zeretztes Seil.

Sie hörte nicht auf ihn, sie horchte nur dem Klopfen, das immer weiterging, von Tür zu Tür, von Mensch zu Mensch. Noch war das Grässliche im Haus.

Jetzt waren sie schon im obern Stock. Plötzlich wurde das Klopfen heftig. Heftiger und heftiger wurde es: »Aufmachen! Im Namen des Gesetzes!« Beide horchten in die momentane Stille hinein. Wieder hämmerte es oben, jetzt nicht mehr der Knöchel, sondern die ganze Faust. Es scholl dumpf und hart von der fremden Tür herab, zu allen Türen, zu allen Herzen. »Aufmachen! Aufmachen!«, brüllte oben die Stimme befehlerisch. Offenbar weigerte sich dort oben jemand. Dann kam ein Pfiff, Schritte liefen die Stufen hinauf, vier, sechs, acht Fäuste hämmerten gegen die Tür da droben. »Aufmachen! Sofort!« Dann ein Stoß, der durch das ganze Haus ging – ein schleifender Ton von zerbrochenem Holz und dann ein Frauenschrei, hoch, gell, in höchster Angst, ein Schrei, der wie ein Messer durchs ganze Haus schnitt. Dann polterten Stühle, irgendjemand rang mit irgendjemand, Körper fielen um wie Säcke mit Steinen gefüllt, dumpf schrillte und immer heulender der Schrei.

Sie horchten beide, als geschehe ihnen alles selbst. *Er* war der Mann, der droben wütend mit den Wachleuten rang, *sie* war die Frau, die halbnackt und zornig schrie, angefasst am Handgelenk und sich heulend windend unter dem polizeimäßig geübten Griff, und jetzt gellte schrecklich deutlich der Schrei: »Ich gehe nicht, ich gehe nicht!«, heulend, brüllend, mit aufgeschäumtem Mund. Ein Fenster klirrte, sie musste es zerschlagen haben oder jemand hatte es eingestoßen, dieses fremde gejagte Tier Frau, und jetzt hatten sie sie (beide spürten sie es) zu zweit, zu dritt gefasst und schleiften sie. Sie musste sich zu Boden geworfen haben, man hörte das Strampeln, das Keuchen durch Kalk und Stein und Wand. Und jetzt – jetzt schleppte man sie

den Gang und die Stiegen herab, und immer erstickter, immer ersterbender klang das Falsett der Angst, das Schreien: »Ich gehe nicht, ich gehe nicht! Loslassen! Zu Hilfe!« Dann waren sie unten. Das Automobil kurbelte an, man hatte sie verstaubt. Ein Tier war im Sack gefangen.

Es wurde wieder still und viel stiller als früher. Wie eine dicke Wolke lag das Grauen über dem Haus. Er versuchte, sie in die Arme zu nehmen, er hob sie vom Sessel auf und küsste sie auf die kalte Stirn. Aber sie lag in seinem Arm, schlaff, feucht und tot wie eine Ertrunkene. Er küsste sie. Aber ihre Lippen waren dürr und wurden nicht wach. Er versuchte sie hinzusetzen auf das Bett: sie fiel nieder, ausgeleert, matt und verstört. Er beugte sich über sie und strich ihr übers Haar. Endlich schlug sie die Augen auf: »Weg!«, hauchte sie, »führ mich weg, ich ertrag es nicht, ich ertrag es nicht eine Sekunde länger«, und plötzlich, in einem hysterischen Ausbruch, fiel sie vor ihm in die Knie: »Führ mich weg, ich bitte dich, nur weg aus diesem verfluchten Haus.«

Er suchte sie zu beruhigen. »Kind, wohin denn ... wir haben jetzt noch nicht halb vier und dein Zug geht erst um halb sechs. Wohin sollen wir gehen, willst du dich nicht lieber ausruhen?«

»Nein, nein, nein.« Sie warf einen Blick wahnwitzigen Abscheus auf das zerknüllte Bett. »Nur weg, nur weg von hier, nur weg! Und nie mehr ... nie mehr ... so ... wohin, nie mehr!«

Er gehorchte. In der Portiersloge stand noch ein Polizist, die Meldezettel vor sich, und machte sich Notizen. Er warf einen kurzen, scharfen Blick herüber wie einen Hieb. Christine wankte, Ferdinand musste sie halten. Aber schon beugte sich wieder der Kommissär über die Papiere, und im Augenblick, wo sie die Gasse spürte, Luft, Freiheit, atmete sie tief, als sei ihr noch einmal das Leben geschenkt.

\*\*\*

Es war lange noch nicht Morgen. Aber die Laternen schienen schon müde gebrannt. Alles schien müde, die Gassen in ihrer Leere, die Häuser in ihrer Dumpfheit, die Geschäfte in ihrer Verslossenheit und die paar herumirrenden Menschen ihres eigenen Körpers; in schwerem Trott und die Köpfe gesenkt, zogen die Pferde die länglichen Bauernwägen mit Gemüse zum Markt, es roch einen Augenblick feucht und säuerlich, wenn man an ihnen vorüberkam, dann klapperten die Milchwagen über das Pflaster, die zinnernen Behälter schlugen klirrend aneinander, dann war es wieder still, grau und grauenhaft. Die wenigen Menschen, Bäckerburschen, Kanalräumer und undefinierbare Arbeiter, hatten Gesichter von Schatten und Mohn, grau und bleich, ein trübes Gemisch von Unausgeschlafenheit und Unwilligkeit, und die beiden spürten diesen Unwillen der schlafenden Stadt gegen die Lebendigen und der Lebendigen gegen die schlafende Stadt unwillkürlich mit. Sie sprachen nichts, sondern gingen stumm durch die Finsternis dem Bahnhof zu. Dort kann man sitzen, ausruhen, vier Wände um sich haben: Heimat für Heimatlose.

Im Warteraum setzten sie sich in eine Ecke, auf den Bänken lagen Männer und Weiber und schliefen mit offenem Mund, Pakete neben sich, und sahen selbst aus wie zerknüllte, von irgendeinem Schicksal ins Leere fallen gelassene Pakete. Von außen kam manchmal ein unwilliges Keuchen, Pusten und Stöhnen: die Maschinen wurden verschoben, die angeheizten Kessel geprobt. Sonst war es still.

»Denk nicht immer dran«, sagte er zu ihr, »es ist nichts geschehen, das nächste Mal will ich sorgen, dass uns nicht mehr so etwas passiert. Ich spüre, du trägst es mir nach, ohne dass du es willst, und es ist doch nicht meine Schuld.«

»Ja«, sagte sie vor sich hin, »ich weiß ja, ich weiß ... Du hast keine Schuld. Aber wer hat die Schuld? Warum fällt es immer auf uns. Man hat doch nichts getan, niemand hat man etwas getan, und wo man nur einen Schritt tut, springt es einen an. Nie habe ich viel verlangt in meinem Leben, einmal bin ich auf Urlaub gefahren, einmal habe ich es gut haben wollen wie die andern, heiter und leicht, acht Tage, vierzehn Tage, und da war das mit der Mutter ... Und einmal habe ...« Sie sprach nicht weiter.

Er versuchte sie zu beruhigen. »Aber Kind, was ist denn geschehen, so denk doch vernünftig ... man hat irgendjemanden gesucht, und da haben sie halt die Personalien aufgenommen, es war doch ein Zufall.«

»Ich weiß, ich weiß. Nur ein Zufall. Aber was da geschehen ist ... das verstehst du nicht, – nein, Ferdinand, das verstehst du nicht, dazu muss man eine Frau sein. Du weißt nicht, wie das ist, als junges Mädels, als Kind schon, noch ehe man etwas versteht, da träumt es in einem schon, wie das wäre, wenn man einmal mit einem Mann, den man liebt, beisammen ist ... Alle träumen davon ... und man weiß nicht, wie es ist und wie es sein wird, man kann sich nichts vorstellen, auch wenn die Freundinnen noch so viel erzählt haben. Aber jedes Mädels, jede Frau, jede denkt sich das festlich aus ... als etwas Schönes ... als das Schönste in ihrem Leben ... Irgendwie, ich kann es dir nicht genau sagen, als das, ja als das, wofür man eigentlich lebt ... als das, das einen wegträgt über alles Sinnlose ... Jahrelang, jahrelang träumt man davon und malt sich's aus ... nein, man malt sich's gar nicht aus, man will es nicht ausdenken und kann es auch nicht, nur träumen tut man davon und wie von etwas Schönerem, so ganz, ganz undeutlich, so wie man ... und dann ... dann wird's so ... so grässlich, so grauhaft, so fürchterlich ... Nein, das kann man nicht verste-

hen, wenn einem das zerstört wird, denn das, das kann uns niemand mehr ersetzen, wenn es einmal verdorben, einmal beschmutzt ist ...«

Er streichelte ihre Hand, aber sie starrte, ohne auf ihn zu achten, auf die schmutzige Diele.

»Und zu denken, dass das nur an dem Gelde liegt, an dem dreckigen, gemeinen, an diesem niederträchtigen, niedrigen Geld. Mit ein bisschen Geld, zwei Banknoten, drei Banknoten, wäre man selig gewesen und wäre hinausgefahren, irgendwohin hinaus mit einem Auto ... Irgendwohin, wo einem niemand nachfolgt, wo man allein ist und frei ... Ach, wie das schön gewesen wäre, wie man sich ausgespannt hätte, auch du ... Auch du wärest anders gewesen, nicht so verstört und bedrückt ... Aber unsereins muss sich verkriechen wie ein Hund in einem fremden Stall, wo man ihn aufknallt mit der Peitsche ... Ah, ich habe nicht geahnt, dass alles so grässlich sein kann.« Und wie sie aufschaute und sein Gesicht sah, fügte sie rasch bei: »Ich weiß, ich weiß, du kannst nichts dafür, und ich habe es vielleicht noch in mir, das Grauen ... Du musst ja verstehen, was mich so grässlich gepackt hat. Lass mir ein bissl Zeit, es geht schon wieder vorbei ...«

»Aber du kommst ... du kommst doch wieder?«

Die Angst in seiner Frage tat ihr wohl. Es war das erste warme Wort.

»Ja« sagte sie. »Ich komme wieder, verlass dich darauf. Nächsten Sonntag, nur ... du weißt schon ... nur das bitte ich dich ...«

»Ja«, atmete er, »ich verstehe dich schon, ich verstehe schon.«

Sie fuhr ab, er trat ans Buffet und trank rasch ein paar kleine Gläser Brantwein, die Kehle war ihm wie ausgedörzt, wie Feuer floss es ihm durch den Schlund. Mit einem Mal konnte er wieder die Glieder regen, und er ging

die ganze Straße entlang, rasch, immer rascher, die Arme schwingend gegen einen unsichtbaren Feind, den er anrennen wollte. Die Leute sahen ihm verwundert nach, und auch beim Bau fiel er auf, wie zornig er mit allen herumschaffte, wie gehässig er, der sonst Bescheidene, jede Frage abschnauzte. Sie saß im Postamt wie immer, still, bedrückt, schweigsam, abwartend. Und wenn sie aneinander dachten, so geschah es nicht mit Leidenschaft und Liebe, sondern mit einer Art Ergriffenheit. Nicht wie man eines Geliebten, sondern wie man an einen Kameraden im Unglück denkt.

\*\*\*

Nach dieser ersten Begegnung fuhr Christine jeden Sonntag nach Wien. Es war der einzige Tag, an dem sie dienstfrei war, und der Sommerurlaub verbraucht. Sie verstanden einander gut. Aber zu ermüdet, zu enttäuscht beide für eine leidenschaftlich begehrende, für eine überschwänglich hoffnungsvolle Liebe, waren sie schon glücklich, jemand zu finden, dem sie sich eröffnen konnten. Die ganze Woche sparten sie für diesen Sonntag. Sie sparten mit Geld, denn diesen einen Tag wollten sie doch zusammen, abgehalftert von der ewigen Sparerei, verbringen, in eine Gastwirtschaft gehen, in Kaffeehäuser, in ein Kino, ein paar Schilling ausgeben, ohne ununterbrochen zu zählen und zu rechnen. Und sie sparten die ganze Woche mit Worten und Gefühlen, überlegten, was sie sich erzählen wollten, und freuten sich bei allem, was ihnen zustieß, jemand zu haben, der von innen her zuhörte, anteilnehmend und verstehend. Schon dies war ihnen viel nach Monaten der Entbehrung, und diesem kleinen Glück warteten sie ungeduldig zu, den Montag, den Dienstag, den Mittwoch, und immer ungeduldiger dann den Donnerstag, den Freitag und Samstag. Eine

gewisse Verhaltenheit blieb zwischen ihnen. Sie sprachen gewisse Worte nicht aus, die sonst Liebenden leicht vom Munde fließen: sie sprachen nicht vom Heiraten und ewigen Zusammenbleiben – alles war ja so unwirklich und fern und hatte noch nicht recht begonnen, wahr zu sein. Gegen neun Uhr kam sie gewöhnlich an (die Samstagnacht wollte sie nicht in Wien verbringen, es war zu teuer, allein sich ein Hotel zu nehmen, und vor einer Gemeinsamkeit schreckte sie zurück, noch hatte sie das Grauen nicht überwunden). Er holte sie ab, sie gingen durch die Straßen, saßen auf Bänken im Volksgarten, fuhren mit der Stadtbahn irgendwo hinaus, aßen zu Mittag, streiften durch die Wälder. Das war schön, und sie wurden nicht müde, sich dankbar anzusehen, wenn sie einander gegenüber saßen. Sie waren glücklich, einmal zu zweien über eine Wiese zu gehen und all die kleinen Dinge des Lebens zu haben, die allen, auch den Ärmsten gehören: einen herbstblauen Himmel in goldener Septembersonne, ein paar Blumen und den freien, festlich erfüllten Tag. Schon das war ihnen viel, und sie freuten sich von Sonntag auf Sonntag auf diese mit der guten Geduld geprüfter und bescheiden gewordener Menschen. An dem letzten Oktobersonntag wurde der Herbst müde, freundlich zu den Menschen zu sein, er warf starken Wind durch die Straßen und zog Wolken über, es regnete von früh bis abends, und mit einem Mal spürten sie sich fremd und unnütz in der Welt. Sie konnten nicht den ganzen Tag im Havelock und ohne Schirm durch die Straßen trotten, und es war sinnlos und schmerzhaft, in Kaffeehäusern an überfüllten Tischen beisammensitzend, und nur manchmal unter dem Tisch das fremde Knie als Zeichen der Vertrautheit zu spüren, nicht sprechen zu können vor den fremden Leuten, nicht zu wissen wohin und die Zeit zu spüren, die kostbare Zeit, wie einen Alp.

Sie wussten beide, was ihnen fehlte. Es war lächerlich wenig – ein kleines Zimmer, ein kleiner eigener Raum, drei Meter, vier Meter Abgeschlossenheit, vier Wände, die ihnen gehörten an diesem Tag. Sie spürten die Unsinnigkeit, zwei junge Körper, die sich wollten und begehrten, zwecklos in nassen Kleidern durch den Tag zu tragen oder auf Sesseln in überfüllten Räumen zu sitzen, und nochmals sich eine Nacht einen solchen Raum zu kaufen, wagten sie nicht. Das Einfachste wäre gewesen, Ferdinand hätte sich ein Zimmer genommen, wo sie ihn besuchen hätte können. Aber er verdiente nur 170 Schilling und wohnte bei einer alten Frau, durch deren Zimmer er gehen musste, in einer kleinen Kammer, die er nicht aufkündigen konnte. Sie hatte ihm in den Monaten, wo er arbeitslos gewesen war, gutwillig und vertrauensvoll das Zinsgeld und Kost vorgestreckt, er war noch mit zweihundert Schilling in ihrer Schuld, die er monatlich abzahlte, und vor einem Vierteljahr konnte er nicht hoffen, aus ihrer Schuld zu sein. Alles das sagte er und erklärte er Christine nicht, trotz aller Vertrautheit beharrte bei ihm eben eine Scham, seine letzte Armut zu zeigen und sein Verschuldetsein zu bekennen. Christine wiederum ahnte, dass irgendwelche geldliche Art ihn hinderte, dort auszuziehen und ein Zimmer zu nehmen. Sie hätte ihm gern Geld geboten, aber die Frau in ihr fürchtete ihn zu verletzen, wenn sie sich die Möglichkeit innigen, freien und restlosen Beisammenseins kaufen wollte. So sprach sie nicht davon, und sie saßen verzweifelt in den verrauchten Lokalen und sahen immer wieder zu den Scheiben, ob der Regen nicht aufhören wollte. Wie noch nie empfanden sie beide die unermessliche Macht des Geldes, das mächtig ist, wenn es da ist, und noch mächtiger, wenn es fehlt, das Göttliche der Freiheit, die es zu geben vermag, und das Teuflische seines Hohns, wenn es zum Verzicht zwingt.

Eine Wut der Erbitterung kam über sie, wenn sie in der Früh, in der Dunkelheit die Fenster erleuchtet sahen und dahinter, hinter golden angestrahlten Gardinen hunderttausende Menschen wussten, jeden mit der Frau, die er begehrte, geschützt und frei, und selber heimatlos, sinnlos durch die Straßen, durch den Regen trotteten – eine Grausamkeit, wie sie in der Natur nur das Meer hat, in dem man verdursten kann. Zimmer waren da mit Licht und Wärme und weichen Betten in Stille und Abgeschlossenheit, zehntausende, hunderttausende, vielleicht sogar unzählige, die niemand benützte und bewohnte, und sie allein hatten nichts, nur um sich einen Augenblick aneinanderzulehnen und die Lippen zu vereinen, nichts, diesen rasenden Durst und den Zorn gegen das Sinnlose in sich zu löschen, als sich zu betrügen, dass dies nicht ewig so dauern könne, und so begannen sie beide zu lügen. Er las mit ihr im Kaffeehaus die Annoncen, schrieb und erzählte, dass er glänzende Aussichten habe auf eine glänzende Stellung. Ein Freund von ihm, ein Kriegskamerad, wolle ihn unterbringen in dem Sekretariat einer großen Baufirma, er werde dort so viel Geld verdienen, dass er an der Technik nachstudieren könne, und dann selbst Architekt werden; sie wieder erzählte – und dies war keine Lüge –, dass sie an die Postdirektion ein Gesuch gerichtet habe, man möge sie nach Wien versetzen, und sie sei zu ihrem Onkel gegangen, der dort große Protektion habe. In acht Tagen, in vierzehn Tagen werde sie gewiss schon guten Bescheid haben. Aber was sie nicht erzählte war, dass sie tatsächlich zum Onkel gegangen war, einmal an einem Abend, ohne dass er es wusste. Sie hatte angeläutet um halb neun Uhr, nachdem sie zuvor aus den Fenstern hörte, sie seien alle sicher zu Hause, sie hatte im Vorzimmer die Teller klirren gehört, und schließlich war auch wirklich der Onkel herausgekommen, etwas nervös,

es sei schade, dass sie gerade heute komme, die Tante und die Cousinen seien verreist (an den Mänteln im Vorzimmer hatte sie gesehen, dass es eine Unwahrheit war) und er hätte zwei Freunde zum Abendessen, sonst hätte er sie heringebeten, und ob er ihr mit etwas dienen könne. Da hatte sie zu ihm, und er hatte ihr zugehört, ein »Ja, ja, ja gewiss« gesagt, und sie hatte deutlich gespürt, er fürchte, sie käme um Geld, und wolle sie nur rasch loshaben. Aber das erzählte sie Ferdinand nicht, wozu ihn entmutigen, der selbst so entmutigt war. Und auch nicht, dass sie sich ein Los gekauft habe, von dem sie wie alle Armen das Wunder erhoffte. Sie log ihn lieber an, sie habe ihrer Tante geschrieben, ob sie ihr nicht helfen könne zu einem Beruf oder sie mit hinüber nach Amerika nehmen, dann wird sie ihn mitnehmen und ihm drüben eine Stellung verschaffen, dort brauche man ja tüchtige Leute. Er hörte zu und glaubte ihr nicht, so wie sie ihm nicht glaubte. So saßen sie leer herum, die Freude wie weggewaschen vom Regen, die Augen verdunkelt von der Dunkelheit, und wussten um die völlige Ausweglosigkeit. Dann wieder erzählten sie einander von Weihnachten und vom Nationalfeiertag, da habe sie zwei Tage frei, da wollten sie irgendwohin gemeinsam hinausfahren, aber das war weit im November, weit im Dezember und noch lange, leere, hoffnungslose Zeit.

So täuschten sie sich mit Worten, aber im Tiefsten täuschten sie sich nicht, sie wussten beide, wie fragvoll es war, in einem lärmenden Raum unter Menschen zu sitzen, wenn man allein sein wollte, und leise lügenhafte Dinge zu erzählen, während Leib und Seele nach Wahrheit und tiefer Vertraulichkeit begeherten.

»Nächsten Sonntag wird es gewiss schön sein«, sagte sie, »der Regen kann ja nicht immer dauern.«

Und »Ja«, antwortete er, »es wird sicher schön sein.«

Aber beide hatten sie nicht den Mut mehr, sich zu freuen, sie wussten, dass der Winter kam, der Feind der Heimatlosen, und wussten, es werde nicht besser werden mit ihnen. Von Sonntag zu Sonntag warteten sie auf ein Wunder, aber es geschah kein Wunder, sie gingen nur nebeneinander, aßen zusammen und redeten zusammen, und dies Beisammensein wurde allmählich mehr Qual als Lust. Einige Male stritten sie miteinander und wussten dabei selbst, es war nicht Zorn eines gegen den andern, sondern Zorn gegen das Sinnlose, dem sie verfallen waren, und sie schämten sich einer vor dem andern; die ganze Woche freuten sie sich auf den gemeinsamen Tag, und am Sonntagabend spürten sie immer, dass etwas in ihrem Leben falsch und widersinnig war. Die Armut erdrückte beinahe ganz die Leidenschaft ihres Gefühls, und sie ertrugen ihr Beisammensein und ertrugen es doch nicht.

\*\*\*

An einem griesligen Oktobertag, ein mattes Mittaglicht hinter den schlecht geputzten Scheiben des Dienstraums, saß Christine vor ihrem Pult und rechnete. Es ging eng aus mit ihrem Gehalt, seit sie jeden Sonntag nach Wien fuhr; die Fahrkarte, Kaffeehäuser, die Straßenbahn, das Mittagessen, die Kleinigkeiten, all das summierte sich. Ein Schirm war ihr zerrissen worden beim Einsteigen, einen Handschuh hatte sie verloren, und schließlich doch (man ist eine Frau), für das Beisammensein mit dem Freund hatte sie sich ein paar Kleinigkeiten gekauft, eine neue Bluse, ein Paar feinere Schuhe. Die Rechnung wies einen kleinen Fehlbetrag, nicht viel, 12 Schilling im Ganzen, und sie waren reichlich gedeckt durch die Reste der aus der Schweiz mitgebrachten Franken, aber immerhin, sie fragte sich, ob

sich das werde aufrechterhalten lassen, dieses allsonntäglich in die Stadt fahren, ohne Vorschuss zu nehmen oder Schulden zu machen. Und vor beidem graute ihr, aus bürgerlichem, durch drei Generationen vererbten Instinkt. Sie saß und sann vor sich: wie sollte das werden? Von dem letzten Beisammensein vor zwei Tagen – es hatte wieder so fürchterlich geregnet und gestürmt, die ganze Zeit waren sie in Kaffeehäusern gesessen und unter Vordächern gestanden und sogar in die Kirche hatten sie sich geflüchtet – hatte sie nasse, zerdrückte Kleider heimgebracht – eine grenzenlose Müdigkeit und Traurigkeit. Ferdinand war so merkwürdig verstört gewesen, er musste Ärger gehabt haben in seinem Bau oder sonst irgendetwas, beinahe hart war er zu ihr gewesen und unfreundlich. Manchmal hatte es eine halbe Stunde gedauert, ehe er ein Wort sagte, und stumm, wie verfeindet waren sie nebeneinander gegangen. Sie versuchte nachzudenken, was ihn verstimmt haben könnte. War er erbittert, dass sie sich nicht überwinden konnte, noch einmal mit ihm in ein solches grässliches Hotel zu gehen, Erinnerung voll Grauen und Verstörung, oder war es nur das Wetter und die Verzweiflung dieses planlosen Irrs von Lokal zu Lokal, diese entnervende und entseelende Heimatlosigkeit, die ihrem Beisammensein allen Sinn und alle Freude nahm? Etwas, das spürte sie, begann zwischen ihnen zu erlöschen: nicht die Freundschaft, nicht die Kameradschaft, aber irgendeine Kraft ließ fast gleichzeitig in beiden nach: sie hatten nicht mehr den Mut, einander mit Hoffnungen zu belügen. Anfangs hatten sie den Wahn gehabt, einer dem andern helfen zu können, einer den andern glauben zu machen, man könne einen Ausweg finden aus diesem Engpass ihrer Armut, nun glaubten sie es selber nicht mehr, und der Winter kam näher wie in einen nassen Mantel gehüllt und wie ein böser Feind.

Sie wusste nicht mehr, woher noch eine Hoffnung nehmen. In der linken Lade ihres Schreibtisches lag ein Schreibmaschinierendes Blatt, gestern hatte sie es bekommen von der Postdirektion Wien: »Antwortlich Ihres Ansuchens vom 7.9. 1925 sind wir leider genötigt mitzuteilen, dass die von Ihnen erbetene Versetzung in den Postrayon Wiens derzeit nicht möglich ist, da im Sinne des Ministerialerlasses B. D. Z. 1794 eine Vermehrung in den Wiener Postamtsstellungen nicht in Aussicht genommen ist und derzeit keine Stelle vakant ist.«

Sie hatte es nicht anders erwartet, vielleicht hatte der Hofrat interveniert, vielleicht hatte er vergessen: jedenfalls, er war der Einzige gewesen, der hätte helfen können. Außer ihm hatte sie niemanden, und so hieß es hierbleiben, ein Jahr, fünf Jahre, und vielleicht das ganze Leben, sinnlos war die ganze Welt.

Sie saß und überlegte, den Rechenstift noch in der Hand, ob sie es Ferdinand sagen sollte. Merkwürdig, er hatte sie nie gefragt, was aus ihrem Gesuch geworden war, wahrscheinlich hatte er ohnehin nicht daran geglaubt. Nein, lieber es ihm nicht sagen, er wird es auch so verstehen, wenn sie nie mehr davon spricht. Es könnte ihn nur quälen. Es hat ja keinen Sinn. Nichts mehr hat jetzt einen Sinn, nichts.

Die Tür ging. Instinktiv richtete sich Christine auf und rückte die Postsachen zurecht, es war schon ein gewisser mechanischer Ruck, immer wenn jemand kam, sich aus der Träumerei in die Arbeit hineinzureißen. Aber sofort fiel ihr auf: die Tür wurde anders geöffnet als sonst, so merkwürdig zaghaft und vorsichtig, während die Bauern sie sonst aufpolterten wie eine Stalltür und hinter sich krachend ins Schloss fallen ließen. Diesmal aber ging sie wie von einem kleinen Wind aufgeweht, ganz langsam, nur die Angeln murrt ein wenig; unwillkürlich sah sie neugierig hinter



die Glasscheibe und erschrak. Der Mensch, den sie am wenigsten hier vermutete, stand hinter der gläsernen Wand vor ihr: Ferdinand.

Christine erschrak bis in die Kinnladen, und es war kein gutes Erschrecken. Manchmal hatte ihr Ferdinand schon angeboten, sie solle doch die Mühe sparen, nach Wien zu kommen, er wolle sie draußen besuchen. Aber immer wieder hatte sie abgewehrt, vielleicht aus Scham, sich in der abgenutzten kleinen Amtsstube, in der selbstgenähten Arbeitsschürze zu zeigen, vielleicht Eitelkeit der Frau, Scham der Seele. Vielleicht auch aus Ängstlichkeit vor dem Geschwätz der Nachbarn; was würden sie sagen, die Wirtin nebenan, die Nachbarin, wenn sie sie mit einem Fremden aus Wien irgendwo im Walde sahen, und Fuchsthaler, den würde es kränken. Jetzt war er doch gekommen, es konnte nichts Gutes sein.

»Na, da staunst du, das hättest du dir nicht gedacht!« Es sollte heiter klingen, aber in der Kehle knarrte etwas mit wie eine harte Deichsel.

»Was ist denn? ... Was ist? ...«, fragte sie erschreckt.

»Nichts. Was soll denn sein. Ich habe gerade frei gehabt, und da dachte ich mir, fahrst einmal heraus. Freut es dich nicht?«

»Ja, ja«, stotterte sie, »natürlich.«

Er sah sich um. »Also das ist dein Königreich? Der Schönbrunner Empfangssaal ist schöner, nobler, aber immerhin, du bist allein und hast keinen Pascha über dir. Das ist schon viel!«

Sie antwortete nicht und dachte nur immer: was will er.

»Hast du jetzt nicht Mittagpause? Ich habe gedacht, wir könnten vielleicht mittags ein bisschen zusammen gehen und reden.«

Christine sah auf die Uhr. Es war  $\frac{3}{4}$  12 vorbei. »Noch

nicht, aber gleich. Nur ... nur glaube ich ... es ist besser ... Es ist besser, wir gehen nicht zusammen fort, du weißt ja nicht, wie das hier ist, wenn sie einen mit jemand sehen, gleich fragen sie mich, der Krämer, die Weiber und jeder und jeder, wer das war und mit wem ich hier bin; und lügen mag ich nicht gern. Es ist besser, du gehst voraus, da rechts entlang, den Pfarrweg, und du kannst es nicht verfehlen, bis dort, wo der Hügel beginnt. Dort geht ein Passionsweg hinauf, nein, du kannst es nicht verfehlen, zur Michaelskirche droben auf dem Berg. Und wo der Wald beginnt, steht ein großes Kreuzifix, das siehst du gleich, wenn du aus dem Dorf herauskommst, davor stehen Bänke für Wallfahrer, dort warte auf mich. Mittags ist dort niemand, da sind sie alle beim Essen. Und dann, dort fällt es nicht auf, wenn ein Fremder dort ist, dort wartest du auf mich, nicht wahr, ich komme in fünf Minuten nach, und dann haben wir Zeit bis zwei Uhr.«

»Gut«, sagte er. »Ich werde es schon finden, lebe wohl.«

Er schloss halb hinter sich die Tür, der scharfe, knappe Ton schlug ihr durch und durch. Es musste etwas geschehen sein. Ohne Grund war er nicht gekommen, er musste doch Dienst haben. Und dann – die Fahrt kostet doch Geld ... Sechs Schilling und wieder zurück. Er musste einen Grund haben.

Sie ließ die Glasscheibe herab, die Hände zitterten ihr, kaum konnte sie den Schlüssel umdrehen, um abzuschließen. Wie Blei waren ihr die Knie.

»Na, wohin denn?«, fragte sie die Huberbäuerin, die gerade vom Felde zurückkam, als sie das Postfräulein ausnahmsweise um die Mittagszeit dem Wald zuwandern sah.

»Spazieren«, antwortete sie der Neugierigen. Für jeden Schritt musste man sich entschuldigen, in jeder Sekunde war man überwacht. Immer hastiger ging sie in ihre Angst hinein, die letzten Schritte den Passionsweg hinauf

lief sie beinahe. Ferdinand saß auf einer steinernen Bank vor dem Kreuz. Der Schmerzensmann schwebte hoch in der Luft, die Arme verkrümmt von den eingetriebenen Nägeln, in tragischer Ergebenheit hing der Kopf mit der Dornenkrone zur Seite herab. Der Schattenriss Ferdinands, der auf der Steinbank unterhalb des überlebensgroßen Kruzifixes saß, schien zu diesem tragischen Bildwerke zu gehören. Sein Haupt war düster zur Erde gebeugt und seine Gestalt gleich starr in einem fanatischen, konzentrierten Nachdenken. Seine Hand hatte einen Stock tief in die Erde gebaut. Er hörte zuerst nicht, wie sie kam, dann zuckte er auf, zog den Stock an sich, wendete sich um und sah sie an, nicht neugierig, nicht freudig, nicht zärtlich.

»Da bist du ja schon«, sagte er nur. »Setz dich doch her, es ist niemand da.«

In ihr bebte die Angst bis an die Lippen, sie konnte sie nicht länger niederdrücken.

»So sag doch, was ist, was ist geschehen?«

»Nichts«, antwortete er und sah vor sich hin. »Was soll geschehen sein?«

»Quäl mich doch nicht. Ich sehe dir's an. Es muss etwas geschehen sein, dass du heute frei hast.«

»Frei – ja eigentlich hast du recht. Eigentlich bin ich frei.«

»Ja wieso denn ... Man hat dir doch nicht gekündigt ...?«

Er lachte böse. »Gekündigt, nein, eigentlich nicht, kündigen kann man das nicht gut nennen. Es ist nur Schluss mit dem Bau.«

»Wieso Schluss, so sag mir's doch, was heißt das, wieso Schluss ...?«

»Schluss heißt Schluss. Unsere Firma ist pleite, und der Herr Bauunternehmer ist verschwunden. Ein Schwindler, sagen sie jetzt, ein Betrüger, und vorgestern war er noch der

gnädige Herr. Schon Samstag ist mir so allerhand aufgefallen, er hat so lange hin und her telefoniert, bis das Lohngeld gekommen ist für die Arbeiter, und uns hat er nur die Hälfte gezahlt – ein Irrtum in der Verrechnung, hieß es, so hat der Prokurist gesagt, sie hätten zu wenig behoben, der Rest käme gleich Montag. Na, und Montag ist nichts gekommen und Dienstag nichts und Mittwoch, heute war Schluss, der Herr ist verreist, der Bau wird vorläufig unterbrochen, na, und so kann unsereins einmal sich den Luxus erlauben, spazieren zu gehen.«

Sie sah ihn starr an. Was sie am meisten erschreckte war, dass er so höhnisch und ruhig darüber sprach. »Ja aber, da muss dir doch eine Abfindung gezahlt werden nach dem Gesetz?«

Er lachte. »Ja, ja, ich glaube, im Gesetz steht so was, nun, wir werden ja sehen. Jetzt vorläufig ist keine Briefmarke da, der Hypothekarkredit verputzt und sogar die Schreibmaschinen verpfändet. Wir können ja warten, wir haben ja Zeit.«

»Und was ... was wirst du jetzt machen? ...«

Er sah vor sich hin und gab keine Antwort. Nur mit dem Stock stocherte er in der Erde herum. Sehr kunstvoll bohrte er einen kleinen Stein nach dem andern heraus und schichtete sie mit der stählernen Spitze zusammen. Es war ihr fürchterlich.

»So sag doch ... was hast du ... was hast du jetzt vor ... Was wirst du tun?«

»Was ich tun werde?« Er lachte wieder, dieses merkwürdige knappe Lachen. »Nun, was man in solchen Fällen tut. Ich werde mein Bankkonto angreifen. Ich werde von meinen ›Ersparnissen‹ leben. Ich weiß zwar noch nicht wie. Dann nach sechs Wochen wird es ja wahrscheinlich erlaubt sein, die segensreiche Institution unserer Republik in

Anspruch zu nehmen, die man Arbeitslosenunterstützung nennt. Davon werde ich versuchen zu leben, so wie eben auch die andern dreihunderttausend in unserem gesegneten Donaustaat. Und wenn der glorreiche Versuch misslingt, so werde ich eben krepieren.«

»Unsinn.« Seine kalte Ruhe machte sie rasend. »Rede nicht solchen Unsinn. Wie kann man das alles so schwernehmen. Ein Mensch wie du ... Du wirst doch eine Anstellung finden, hundert für eine.«

Er fuhr plötzlich auf und schlug den Stock auf die Erde.

»Aber ich will keine Anstellung mehr! Ich habe genug!«

»Das Wort macht mich rasend, zehn Jahre schon werde ich jetzt immer wieder angestellt und wieder weggestellt, immer an irgendetwas anderes heran und nie hinein, immer nur dabei und nie darin. Vier Jahre war ich angestellt in der Mordfabrik und dann in andern Fabriken und andern Geschäften. Immer habe ich zugepackt für einen fremden Willen, nie für den eigenen, und dann immer dieser Pfiff: Hinaus! Genug! Anderswohin! Neu anfangen immer und immer wieder von Anfang an. Aber jetzt kann ich nicht mehr. Ich habe genug, ich will nicht mehr.«

Christine machte eine Bewegung, ihn zu unterbrechen, aber er ließ sie nicht zu Wort kommen.

»Ich kann nicht mehr, Christine, glaub es mir, ich hab genug, ich kann nicht mehr, ich schwöre dir's, ich kann nicht mehr. Lieber krepieren als da noch einmal hin ins Vermittlungsamt und wie ein Bettler in der Doppelreihe stehen und warten, bis man einen Zettel bekommt und dann wieder einen Zettel. Und dann laufen, stockauf und -ab und Briefe schreiben, auf die keiner antwortet, und Offerte, die morgens der Straßenkehrer aus dem Mist aufknüllt. Nein, ich ertrag's nicht mehr, dieses hündische Dasein und Dastehen im Vorzimmer und dann endlich Hineingelassenwer-

den zu irgendeinem kleinen Beamten, der sich großtut und einen anschaut mit diesem gelernten, kühlen, gleichgültigen Lächeln, nur damit man sofort weiß, er kann Hunderte haben und tut einem eine Gnade, wenn er einen nur anhört. Und dann das Herzzucken zu spüren jedes Mal neu, wenn einer die Papiere nachlässig durchblättert und die Zeugnisse ansieht, als ob er darauf spuckte, und dann sagt, ich werde Sie in Vormerkung nehmen, vielleicht schauen Sie morgen wieder vorbei. Und dann wieder morgen vergeblich und übermorgen, bis man dann endlich irgendwo unterkommt, angestellt wird und wieder weggestellt. Nein, ich ertrag's nicht mehr. Ich habe viel vertragen, mit zerrissenen Schuhen und zerfetzten Sohlen bin ich 7 Stunden auf russischen Landstraßen marschiert, habe Schlammwasser gesoffen und drei Maschinengewehre auf dem Rücken getragen, Brot gebettelt in der Gefangenschaft und Menschen eingeschauelt und mich prügeln lassen von einem betrunkenen Aufseher. Ich habe Stiefel geputzt für die ganze Kompanie und schweinische Fotografien verkauft, nur um noch Futter zu haben für drei Tage, alles habe ich getan und alles ertragen, weil ich geglaubt habe, einmal nimmt's ein Ende, einmal kriegt man eine Anstellung, erklimmt die erste Stufe, die zweite und hinauf. Aber immer stößt es einen wieder hinunter. Jetzt bin ich so weit, dass ich eher jemand umbringen könnte, ihn niederschließen als vor ihm betteln. Ich kann nicht mehr heute. Ich kann nicht mehr in Vorzimmern lungern und auf den Arbeitsämtern herumstehen. Ich bin heute neunundzwanzig Jahre, ich kann es nicht mehr.«

Sie rührte ihn an. Unermessliches Mitleid war in ihr, und sie wollte es ihn nicht spüren lassen, aber er merkte es gar nicht, es war, wie wenn ein Kind an einem Baum rüttelt, so starr blieb er, so hölzern in sich verdrossen.

»So, jetzt weißt du's, aber hab keine Angst, ich bin nicht

gekommen, dich anzujammern. Ich will kein Mitleid. Spare es für andere, denen hilft es vielleicht. Mir hilft es nicht mehr. Ich bin gekommen, um dir Adieu zu sagen. Es hat keinen Sinn mehr mit uns beiden. So weit darf es nicht kommen, dass ich dir in der Tasche liege, den Stolz habe ich noch. Lieber verhungern! Besser man geht anständig auseinander und läßt nicht einer dem andern seinen Packen auf den Rücken. Das wollte ich dir sagen und noch für alles danken ...«

»Aber Ferdinand!« Sie fasste ihn heftiger an. Sie hängte sich an ihn mit aller Gewalt, dass nun der Leib wirklich bebte: »Ferdinand, Ferdinand, Ferdinand«, sie wusste kein anderes Wort. Sie wusste nichts zu sagen als immer dieses Wort in ihrer sinnlosen, ratlosen Angst.

»So sag doch ehrlich, hat's denn einen Sinn? Tut es dir nicht selber weh, wenn wir so verschmutzt in den Straßen, in den Kaffeehäusern sitzen, und einer kann dem andern nicht helfen und lügt den andern an? Wie lange soll denn das noch dauern, worauf sollen wir warten? Ich bin jetzt neunundzwanzig und habe noch nichts je tun können von dem, was ich gewollt habe. Immer nur angestellt, weggestellt, und jeden Monat werde ich älter um ein Jahr. Ich habe nichts gesehen von der Welt, habe nichts vom Leben gehabt als nur das, dass ich immer geglaubt habe: jetzt kommt es endlich, jetzt fängt es an. Aber jetzt weiß ich schon, es kommt nichts mehr, es kommt nichts Gutes mehr. Ich bin fertig, ich komme nicht mehr auf. Und so einem soll man ausweichen ... Ich weiß, es tut niemand gut, deine Schwester hat es gleich richtig gespürt und hat sich vor den Franzl gestellt, dass ich ihn nicht anfasse und mitreiß, und dich würde ich auch nur mitreißen. Es hat keinen Sinn. Machen wir wenigstens anständig Schluss, wie zwei Kameraden.«

»Ja, aber ... Was willst du tun?«

Er antwortete nicht. Er blieb starr und stumm und wartete. Da sah sie hin und erschrak. Er hatte den Stock fest in die Faust genommen und mit der Spitze ein kleines Loch vor sich hingegraben in die Erde. Auf dieses Loch starrte er so, als wollte er sich mit dem schweren Körper hineinstürzen, als risse es ihn hinab. Plötzlich verstand Christine, plötzlich wurde ihr alles klar.

»Du willst doch nicht ...«

»Ja«, antwortete er ruhig. »Ja, es ist das einzig Vernünftige, ich habe genug. Ich habe nicht Lust, noch einmal anzufangen, aber Schluss zu machen, dazu reicht es noch aus. Vier von uns achtundzwanzig haben es schon draußen getan. Es geht rasch, und ich habe dann ihre Gesichter gesehen, gut, zufrieden, klar. Es ist nicht schwer. Es ist leichter, als so weiterzuleben!«

Sie hing noch immer an ihm, so wie sie ihn gefasst hatte, aber plötzlich wurden ihre Arme lahm, sie ließ sich lose herunterfallen und sagte nichts.

»Verstehst du das nicht?«, fragte er, den Blick ruhig erhebend, »du bist doch sonst ehrlich zu mir?«

Sie dachte nach, dann sagte sie einfach: »Ich habe auch alle die Tage dasselbe gedacht. Nur getraut habe ich mich nicht, so klar zu denken. Du hast recht, es hat keinen Sinn so weiter.«

Er blickte sie an, ungewiss, und es war wie eine verzweifelte Lockung, wie er fragte: »Du würdest auch ...?«

»Ja, mit dir.«

Ganz ruhig sagte sie es und entschlossen, als gelte es einen Spaziergang. »Allein habe ich nicht den Mut, ich weiß nicht ... ich habe noch nicht darüber nachgedacht, wie man es tut, vielleicht hätte ich es sonst schon längst getan.«

»Du würdest ...« Beglückt stammelte er und nahm ihre Hände.

»Ja«, sagte sie ganz ruhig, »wann du willst, aber zusammen. Es hat keinen Sinn, dich mehr anzulügen. Die Versetzung nach Wien ist nicht bewilligt, und da in dem Dorf gehe ich zugrunde. Besser schneller als langsam. Und nach Amerika habe ich gar nicht geschrieben. Ich weiß, sie helfen mir nicht, sie würden mir zehn Dollar schicken oder zwanzig Dollar – was hilft das? Lieber rasch, als sich quälen, du hast recht!«

Er sah sie lange an. Nie hatte er sie so leidenschaftlich betrachtet. Sein hartes Gesicht war gelöst, und nach und nach kam ein Lächeln hinter den verhärteten Augen heraus. Er streichelte ihr die Hände. »Daran hab ich gar nicht gedacht, dass du... dass du mich so weit begleiten willst. Jetzt ist mir doppelt so leicht, ich habe doch Sorge um dich gehabt.«

Sie saßen da, die Hände verschränkt. Wäre jemand vorbeigegangen, er hätte gemeint, ein neues Liebespaar, eben verbunden, eben verlobt, sei den kleinen Passionsweg hinaufgewandelt, um das Verlöbnis zu bekräftigen vor dem Kruzifix. Nie waren sie so sorglos, so sicher nebeneinander gesessen. Und erstmalig spürten sie Sicherheit einer an dem andern und in die Zukunft. Und sie saßen lange und sahen sich an, zufrieden und klar und gut das Gesicht, mit verschmolzenen Händen, dann fragte sie ruhig: »Wie ... wie willst du es tun?«

Er griff in die rückwärtige Tasche und holte einen Armeerevolver heraus. Die Oktobersonne sprang auf den blanken Lauf, und er leuchtete auf. Gar nicht schreckhaft schien ihr die Waffe.

»In die Schläfe«, sagte er. »Du musst dich nicht fürchten, ich habe eine sichere Hand, ich werde nicht zittern ... Und mir dann ins Herz. Es ist ein Armeerevolver schwersten Kalibers, man kann ganz sicher sein. Ehe sie im Dorfe

die zwei Schüsse hören, ist alles vorbei. Du musst keine Angst haben.«

Sie sah sich den Revolver an, ruhig, ohne Erregung, mit einer sachlichen Neugier. Dann sah sie auf. Vor ihr, drei Meter vor der Steinbank, auf der sie saßen, erhob sich aus dunklem Holz riesig groß das Kruzifix mit dem Schmerzensmann, der drei Tage am Kreuz gelitten.

»Nicht hier«, sagte sie hastig, »nicht hier und nicht jetzt. Denn ...« Sie sah ihn an, und ihre Hand fasste dabei wärmer als die seine, »ich möchte, dass wir zuvor noch einmal beisammen sind ... wirklich beisammen, ohne Angst und ohne Grauen ... Eine ganze Nacht ... vielleicht hat man sich noch manches zu sagen ... so dieses Letzte, das man sich sonst im Leben nie sagt ... Und dann ... ich möchte einmal mit dir sein, ganz mit dir sein eine Nacht ... Am Morgen sollen sie uns dann finden.«

»Ja«, antwortete er. »Du hast recht, man soll noch das Beste vom Leben nehmen, ehe man es wegwirft. Verzeih mir, dass ich nicht daran gedacht habe.«

Sie saßen wieder stumm, und um sie war ein leise streichender Wind. Sie spürten die Sonne weich, gut und lau. Es war schön dazusitzen. Einmal froh und auf wunderbare Weise sorglos. Da schlug es drüben an, einmal, zweimal, dreimal, die Glocke vom Turm. Sie schrak auf. »Drei viertel zwei!«

Ein helles Lachen hellte ihm das Antlitz auf. »Siehst du, so sind wir, du bist tapfer und hast keine Angst zu sterben. Aber ins Amt zu spät zu kommen, hast du Angst. So vernechtet sind wir, so tief steckt es uns schon im Blut. Es ist wirklich Zeit, frei zu werden von all dem Unsinn. Willst du wirklich noch hinübergehen?«

»Ja«, sagte sie, »es ist besser so. Ich möchte noch zuvor alles in Ordnung bringen. Es ist dumm, aber ich weiß

nicht ... es wird mir dann leichter sein, wenn ich alles zu-rechtgemacht habe und noch ein paar Briefe geschrieben. Und dann ... wenn ich heute da drinnen bin, bis abends um sechs Uhr, dann ahnt es niemand und sucht mich niemand. Und abends fahren wir nach Krems oder nach St. Pölten oder nach Wien. Ich habe noch Geld für ein gutes Zimmer, und wir essen zu Abend und leben einmal so, wie wir wol-len ... nur schön soll es sein, ganz schön, und morgen früh, wenn sie uns dann finden, das ist dann alles gleichgültig. Um sechs Uhr holst du mich dann ab, jetzt liegt ja nichts mehr daran, wenn sie mich sehen, sollen sie reden, sollen sie denken, was sie wollen ... Dann sperre ich die Tür zu hinter mir und hinter allem, allem ... Dann bin ich frei ... dann sind wir wirklich frei.«

Er blickte sie immer wieder an, diese unvermutete Festigkeit beglückte ihn.

»Ja«, sagte er, »ich komme um sechs Uhr. Bis dahin gehe ich spazieren und schaue mir noch einmal die Welt an. Also – auf Wiedersehen!«

Heiter, leicht wie noch nie lief sie rasch den Passionsweg hinunter und blickte noch einmal zurück. Er stand da, sah ihr nach, dann zog er sein Taschentuch und winkte ihr »Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen!«.

\*\*\*

Christine ging in ihr Amt. Plötzlich war alles leicht. Nicht länger mehr feindselig warteten die Gegenstände, der Schreibtisch, Sessel, Pult, Waage, Telefon und das gehäufte Papier. Sie höhnten nicht stumm und boshaft ihr: »tau-sendmal, tausendmal, tausendmal«, denn sie wusste, die Tür stand offen, ein Schritt und sie würde frei sein.

Eine wunderbare Ruhe war plötzlich in ihr, eine heitere

Ruhe wie die einer Wiese, wenn es Abend wird und schon die Schatten über sie fallen. Alles ging ihr leicht von der Hand und wie im Spiel. Sie schrieb ein paar Briefe, einen an die Schwester, einen ans Amt, einen an Fuchsthaler, um Abschied zu nehmen, und wunderte sich selbst, wie klar ihre Schrift war, wie jede Zeile begann genau über der an- dern, kalligraphisch war der Abstand gewahrt von Wort zu Wort. So sauber wie in den Schultagen die Hausarbeiten, die sie unbewusst schrieb. Dazwischen kamen Leute, gaben Briefe auf, wollten telefonisch verbunden sein, stapelten Pakete, zahlten Geld ein. Und mit besonderer Sorgfalt und Höflichkeit erledigte sie jede Handreichung. Unbewusst war schon in ihr der Wille, diese fremden, gleichgültigen Leute, der Thomas, die Huberbäuerin, der Forstadjunkt, der Lehrbub von der Krämerei, die Fleischersfrau, sollten alle eine angenehme Erinnerung an sie haben: es war die letzte kleine weibliche Eitelkeit. Leicht musste sie lächeln, wenn einer sagte: »Auf Wiedersehen«, und sie antwortete dann doppelt herzlich: »Auf Wiedersehen!«, weil in ihr schon al- les andere Luft atmete, die, erlöst zu sein. Dann nahm sie die unaufgearbeiteten Rückstände, zählte, rechnete, ordnete: nie war ihr Pult so sauber geordnet, selbst die Tintenflecken putzte sie weg und den Kalender hing sie gerade – die Nach- folgerin sollte sich nicht zu beklagen haben. Niemand sollte sich zu beklagen haben, nun, da sie froh war. Wie sie jetzt Ordnung in ihrem Leben machte, sollte auch hier alles in Ordnung sein.

So freudig arbeitete sie, so flink und emsig richtete sie alles zurecht, dass sie die Zeit nicht spürte und wirklich überrascht war, als die Tür ging.

»Ist es wirklich schon sechs Uhr? Mein Gott, ich habe es gar nicht bemerkt. Zehn Minuten noch, zwanzig Minuten und ich bin mit allem fertig, ich möchte gern, du verstehst,

alles tadellos zurücklassen. Nur den Abschluss muss ich noch machen und dann die Kasse, dann gehöre ich dir.«

Er wollte draußen warten. »Aber nein, setze dich nur herein, ich lasse draußen die Rollläden hernieder, und wenn sie uns auch zusammen dann fortgehen sehen, jetzt ist es schon gleichgültig, morgen wissen sie ohnehin schon mehr.«

»Morgen«, lächelte er. »Ich freue mich, dass es kein Morgen mehr gibt. Wenigstens für uns nicht. Wunderbar war dieser Spaziergang, der Himmel, die Farben, der Wald; hm, er war doch ein ganz guter Architekt, der liebe alte Gott, etwas unmodern, aber doch besser, als ich je einer geworden wäre.«

Sie führte ihn in den geheiligten Raum hinter der Glasscheibe, den nie sonst ein Fremder betrat. »Ich habe keinen Sessel dir anzubieten, so splendid ist unsere Republik nicht, aber setz dich aufs Fensterbrett und rauche eine Zigarette, in zehn Minuten bin ich fertig« – sie atmete wie befreit –, »mit allem fertig.«

Sie addierte Kolonnen um Kolonnen. Es ging leicht und flink. Dann holte sie zum Vergleich aus der Kasse die schwarze Tasche, ähnlich einem Dudelsack, und verglich. Sie stapelte die Noten auf, am Schreibtisch nebeneinander, die Fünfer, Zehner, die Hunderter und die Tausender, feuchtete den Finger an am Schwamm und zählte mit eingelernter Hurtigkeit die blauen Blätter mit dem nasen Zeigefinger. Es ging schnell und mechanisch, zehn, zwanzig, dreißig, vierzig, fünfzig, sechzig, dazwischen notierte sie rasch mit dem Bleistift immer die Gesamtzahl der einzelnen Banknotensorte, ungeduldig schon, die Zahl in den Büchern, den Barbestand zu vergleichen und dann den Strich zu ziehen, jenen letzten, befreien den Bleistiftstrich.

Plötzlich hörte sie jemand atmen neben sich, stark und gepresst, sie sah empor. Ferdinand musste leise aufgestanden und durch das Zimmer gegangen sein. Jetzt stand er und sah ihr über die Schulter.

»Was ist?«, schreckte sie auf.

»Erlaubst du« – seine Stimme war stark beleidert –, »erlaubst du, dass ich da einen Augenblick eine nehme. Ich habe so lange keine Tausendschillingnote gesehen und in meinem Leben noch nicht so viel beisammen.«

Er nahm eine vorsichtig in die Finger, wie etwas Zerbrechliches, und sie merkte, wie die Hand dabei bebte. Was hatte er? Er starrte so merkwürdig das blaue Blatt an, seine schmalen Nasenflügel bebten, in den Augen war ein merkwürdiges Licht.

»So viel Geld ... So viel Geld hast du immer hier?«

»Ja natürlich, heute ist es sogar wenig, 11570 Schilling. Aber so am Ende des Quartals, wenn die Weinbauern ihre Steuern einzahlen oder von der Fabrik der Arbeitslohn angewiesen wird, dann sind's oft vierzig-, fünfzig-, ja sechzigtausend – einmal waren es sogar achtzigtausend.«

Er sah starr auf das Pult. Er hatte die Hände auf den Rücken gelegt, als hätte er Furcht.

»Und das ist dir ... das ist dir nicht unbehaglich, so viel Geld da im Pult zu haben? Hast du gar keine Angst?«

»Angst, wovor? Das Lokal ist doch vergittert, schau da, ganz dicke eiserne Stäbe, und nebenan ist doch die Krämerrei, oben wohnt der Weidenhofbauer, sie würden es doch hören, wenn da einer einbricht. Und abends ist es immer in der Tasche, nein, da geschieht nichts.«

»Ich hätte Angst gehabt«, antwortete er gepresst.

»Unsinn, wovor denn?«

»Vor mir selbst.«

Sie blickte auf und traf einen halbverschlossenen Mund,

einen weggewandten Blick. Dann begann er im Zimmer auf und ab zu gehen.

»Ich könnte es nicht ertragen, nicht eine Stunde, ich könnte nicht atmen neben so viel Geld. Ich würde immer rechnen, da tausend Schilling, ein Blatt, ein viereckiges, ein blödes Blatt Papier, und wenn ich es nehme und in die Tasche stecke, bin ich frei, drei Monate, ein halbes Jahr, ein Jahr frei, kann tun, was ich will, und mein eigenes Leben leben, und mit dem, was da liegt – wie viel hast du gesagt? –, 11570 Schilling, davon könnten wir leben, zwei Jahre, drei Jahre, die Welt sehen und jede Minute wirklich leben, nicht so, wie wir gelebt haben, sondern wirklich, so wie man will, den Menschen leben, zu dem man geboren ist, ihn aus sich wachsen lassen und werden, nicht angenagelt sein. Ein Griff, so nur, diese fünf Muskeln spannen und fort und frei – nein, ich hätte es nicht ertragen können, ich wäre wahnsinnig geworden davon, es anzuschauen, es so nahe zu haben, es zu riechen, zu spüren und zu wissen, es gehört diesem sinnlosen Popanz, dem Staat, ihm, der nicht atmet und nicht lebt und nichts will und nichts weiß, dieser stupidesten Erfindung der Menschheit, die den Menschen zermalmt. Wahnsinnig wäre ich geworden ... Ich hätte mich eingesperrt in der Nacht, nur damit ich nicht den Schlüssel nehme und die Lade aufsperrt, und du konntest damit leben! Hast du noch niemals daran gedacht?«

»Nein«, sagte sie ganz erschrocken, »daran habe ich niemals gedacht.«

»Da hat eben der Staat Glück gehabt. Schurken haben immer Glück. Aber mach dich fertig jetzt« – er sagte es beinahe zornig –, »mach fertig, tu schon weg das Geld. Ich kann es nicht mehr sehen.«

Sie verschloss rasch die Lade. Jetzt zitterten ihr mit einem Mal die Finger. Dann gingen sie hinaus in der Rich-

tung zur Bahn. Es war schon dunkel, man sah in die erleuchteten Fenster hinein, die Leute saßen beim Abendessen, und wie sie an dem einen letzten vorübergingen, rollte ein leises rhythmisches Murmeln heraus: das Abendgebet. Er sprach nicht, sie sprach nicht, als wären sie nicht allein. Der Gedanke ging mit ihnen wie ein Schatten. Sie spürten ihn vor sich und hinter sich, in sich und, wie sie jetzt vom Dorfe wegbiegend, die Straße verließen und unwillkürlich rascher gingen, ging er mit.

\*\*\*

Hinter den letzten Häusern standen sie plötzlich in vollkommener Nacht. Der Himmel war heller als die Erde, in sein gläsernes helles Licht schnitt sich die Allee in schwarzer Silhouette ein. Wie verbrannte Finger griffen, schwarze Skelette, die entlaubten Äste in die reglose Luft. Auf der Straße kamen und gingen einzelne Bauern und Gefährte, man hörte sie mehr, als man sie sah, das Rollen der schweren Wagen, Schritte im Dunkel – man war nicht allein.

»Gibt es hier nicht einen Feldweg zum Bahnhof? Irgendeinen Weg, wo man niemanden trifft?«

»Ja«, antwortete Christine, »hier rechts«. Ihr war wohl, dass er gesprochen hatte, so musste sie eine Minute den Gedanken nicht denken, der sie verfolgte vom Postamt her, unhörbar und zäh, Schritt für Schritt, der gefährliche Schatten.

Er ging eine Zeitlang schweigsam neben ihr, als hätte er sie vergessen. Nicht einmal seine Hand berührte ihre Hände. Plötzlich – es fiel wie ein Stein aus seiner Stummheit, – fragte er: »Du meinst, dass du dreißigtausend am Ende des Monats beisammenhaben könntest?«

Sie verstand sofort, was er meinte, aber sie rückte ihre Stimme ganz fest zusammen, um es nicht merken zu lassen: »Ja, ich glaube schon.«



»Und wenn du außerdem noch die Ablieferungen verzögerst ... Wenn du die Steuern oder was du da hast, noch ein paar Tage zurückbehältst. Ich kenne doch mein Österreich, da kontrolliert man nicht so scharf – wie viel könntest du da zusammenbringen?«

Sie dachte nach. »Vierzigtausend gewiss. Vielleicht sogar fünfzigtausend ... Aber warum ...?«

Er antwortete beinahe streng: »Du weißt schon warum.«

Sie wagte keinen Widerspruch. Er hatte recht, sie wusste warum. Sie gingen still und stumm, in einem nahen Teich quakten die Frösche wie toll, und es tat geradezu weh, plötzlich dieser schnarchende, höhnische Laut. Plötzlich blieb er stehen.

»Christine, wir haben keinen Grund, uns etwas vorzumachen. Die Sache steht verflucht ernst mit uns beiden, und da muss man verflucht aufrichtig zueinander sein. Überlegen wir zusammen ruhig und klar.«

Er zündete sich eine Zigarette an. Einen Augenblick sah sie im weißen Licht sein gespanntes Gesicht. »Überlegen wir, ja, wir waren heute entschlossen, Schluss zu machen, wir wollten, wie es im Zeitungsdeutsch so schön heißt, ›Aus dem Leben flüchten‹. Das ist gar nicht wahr. Wir wollten gar nicht aus dem Leben flüchten, du nicht und ich nicht. Nur aus unserem verpfuschten Leben wollten wir endlich heraus, und da war kein anderer Ausweg. Nicht aus dem Leben wollten wir flüchten, sondern aus unserer Armut, aus dieser stupiden, widerlichen, unerträglich und unentrinnbaren Armut. Nur das. Und da glaubten wir, der Revolver sei der letzte, der einzige Weg. Das war aber falsch gesehen. Jetzt wissen wir's beide, es gibt allenfalls noch einen andern Weg, einen vorletzten. Jetzt ist nur die Frage, ob wir den Mut haben, ihn zu gehen, und wie?«

Sie schwieg, und er sog an der Zigarette.

»Ganz ruhig und ganz sachlich muss das erwogen und überlegt sein, wie eine Rechenaufgabe ... Ich mache dir natürlich nichts vor. Ich sage dir offen, dass wahrscheinlich mehr Mut dazugehört als zum andern. Die andere Sache war leicht. Ein Fingerzug, ein Muskel, den man spannt, ein Blitz, und es ist vorbei. Der andere Weg ist schwerer, weil er länger ist. Da spannt man sich nicht eine Sekunde lang, da dauert es Wochen, Monate; und unablässig muss man sich decken und verstecken. Das Unbestimmte ist immer schwerer als das Bestimmte durchzuhalten, kurze scharfe Angst leichter als die lange unfassbare. Da muss man zuvor überlegen, ob man dazu Kraft genug hat, ob man diese Spannungen durchhalten kann und ob es dafürsteht. Ob man glatt und schnell Schluss machen soll mit dem Leben oder noch einmal anfangen. Das ist mein Bedenken.«

Er ging wieder weiter, sie folgte ihm automatisch. Ihre Knie gingen für sie, ihr ganzes Denken harrte wie hilflos auf sein Wort, auf das, was er sagen wollte. Aus sich selbst heraus hatte sie keine Kraft zu denken, in ihr war alles so tödlich erschrocken und willenlos.

Er blieb wieder stehen. »Missversteh mich nicht. Ich habe keine Spur sittlicher Bedenken, ich fühle mich vollkommen frei gegen den Staat. Er hat an uns allen, an unserer Generation so ungeheure Verbrechen begangen, dass wir zu allem recht haben. Wir können ihn schädigen, so viel wir wollen, wir, unser ganzes geschlagenes Geschlecht, es wird immer nur Schadenersatz bleiben, was wir tun. Wenn ich stehle, wer hat's mich gelehrt, wer hat mich dazu angehalten als er im Krieg: Requirieren hat man's damals genannt, oder Expropriieren oder Regressieren, wie es im Friedensvertrag steht. Wenn wir betrügen, wem haben wir es zu danken, diese Kunst, als ihm, der uns erzogen hat, wie man durch drei Generationen erspartes Geld in vierzehn Tagen

zu Dreck macht, wie man Wiesen, Häuser, Felder, seit hundert Jahren in einem Geschlecht, einem wegschwindelt? Und selbst wenn ich jemand morde, wer hat mich dazu gedrillt und abgerichtet? Sechs Monate im Kasernenhof und dann Jahre in der Front? Beim lieben Gott steht unser Prozess gegen den Staat ausgezeichnet, wir werden ihn in allen Instanzen gewinnen, nie kann er die ungeheure Schuld tilgen, nie das zurückgeben, was er uns genommen hat. Gewissen gegen den Staat zu haben, das war gültig in früheren Zeiten, wo der Staat ein gütiger Vormund war, sparsam, anständig, korrekt. Jetzt, wo er wie ein Lump an uns gehandelt hat, haben wir jeder das Recht, Lumpen zu sein. Nicht wahr, du verstehst mich? – Ich habe nicht den Schatten einer Hemmung und glaube, du brauchst auch keine zu haben, wenn wir für unsere Person Revanche nehmen, wenn ich mir nun meine Invalidenrente, die mir nach Fug und Recht zugehört und die mir das hochlöbliche Ärar verweigert, nun selber nehme und dazu das, was man deinem Vater und meinem Vater an Geld, was man uns und meinesgleichen an lebendigem Lebensrecht gestohlen hat. Nein, ich schwöre dir's, mein Gewissen ist dabei so gleichgültig wie ihm unser Leben oder Sterben und Krepieren, und kein einziger Armer dieses Staates wird vermehrt, ob wir da hundert blaue Zettel stehlen oder tausend und zehntausend, er spürt es so wenig wie die Wiese, der die Kuh ein paar Halme wegfrisst. Das beunruhigt mich also gar nicht, und ich glaube, wenn ich ihm zehn Millionen gestohlen hätte, würde ich so gut schlafen wie ein Bankdirektor oder ein General mit dreißig verlorenen Schlachten. Ich denke nur an uns, an dich und mich. Wir dürfen nichts unüberlegt tun, wie ein fünfzehnjähriger Kommis, der zehn Schilling aus der Portokasse stiehlt und sie nach einer Stunde verpulvert und nicht weiß, wozu und warum er es getan hat.

Zu solchen Experimenten sind wir zu alt. Wir haben nur zwei Karten mehr in der Hand, die eine oder die andere. Eine solche Entscheidung will überlegt sein.«

Er ging wieder weiter, um sich Luft zu machen. Sie spürte, wie konzentriert sein ganzes Denken arbeitete, und gleichzeitig ergriff sie ein Schauer, wie ruhig und logisch er redete. Nie hatte sie seine Überlegenheit so stark, ihre eigene Hingegebenheit so mächtig gefühlt.

»Also ganz langsam, Christine, Schritt für Schritt. Keine Sprünge bei einem solchen Entschluss. Nur keine falschen Hoffnungen und Phantastereien. Überlegen wir. Wenn wir heute Schluss machen, sind wir alles los. Ein Ruck und das Leben ist hinter uns – eigentlich ein wunderbarer Gedanke, immer erinnere ich mich an unseren Lehrer im Gymnasium, wie er dozierte, es sei die einzige Überlegenheit des Menschen über das Tier, dass er auch sterben kann, wann er will, nicht nur, wenn er muss. Es ist vielleicht das einzige Stück Freiheit, das man sein ganzes Leben lang ununterbrochen besitzt, die Freiheit, das Leben wegzuworfen. Aber wir beide, wir sind eigentlich noch jung, wir wissen noch gar nicht, was wir wegwerfen. Wir werfen eigentlich nur ein Leben weg, das wir nicht gewollt haben, das wir verneinen, und vielleicht ist doch noch eines denkbar, zu dem wir Ja sagen könnten. Mit Geld ist das Leben anders, ich glaube es wenigstens, und du glaubst es auch. Sobald wir aber noch irgendetwas glauben – nicht wahr, du verstehst mich! –, so ist dieses Nein zum Leben eigentlich nicht ganz wahr, und wir zerstören etwas, wozu wir gar kein Recht haben, nämlich das noch nicht gelebte Leben in uns, eine neue und vielleicht großartige Möglichkeit. Vielleicht könnte wirklich mit der Handvoll Geld noch etwas aus mir werden, etwas, das in mir da ist und noch nicht da ist und doch da ist, etwas, das so nur nicht herauskann, das zugrunde

geht wie der Halm, den ich da abreiße, aber eben weil ich ihn abreiße. Etwas, das in mir noch gewachsen wäre, und du? – Du könntest vielleicht noch Kinder haben, du könntest ... Man weiß es ja nicht ... Und eben dass man es nicht weiß, ist das Wunderbare ... Nicht wahr, du verstehst mich, ich meine ... eine Art Leben, wie das hinter uns liegt, das war nicht wert, dass man es fortsetzte, eine solche klägliche Frettere von Woche zu Woche, von Urlaub zu Urlaub. Aber vielleicht, vielleicht könnte man noch irgendetwas daraus machen, nur Mut gehört dazu, mehr Mut als zum andern. Und schließlich, wenn es schiefgeht, einen Revolver bekommt man noch immer zu kaufen. Meinst du also nicht, man sollte ... Man sollte, wenn einem das Geld so geradezu in die Hand gesteckt wird, es einfach nehmen?«

»Ja, aber ... Aber wohin sollte man mit dem Geld?«

»Ins Ausland. Ich kann Sprachen, ich kann Französisch, sehr gut sogar, ich kann Russisch, ausgezeichnet, auch Englisch ein bisschen, und das andere lernt man.«

»Ja, aber ... Sie werden einem doch nachforschen, glaubst du nicht, dass sie einen finden würden?«

»Das weiß ich nicht, das kann niemand wissen. Vielleicht, wahrscheinlich sogar, vielleicht auch nicht. Ich glaube, es liegt mehr an einem selbst, ob man durchhalten kann, ob man klug genug ist, vorsichtig genug und wachsam, ob man sich's richtig überdacht hat. Aber natürlich, es erfordert ungeheure Spannung. Ein gutes Leben wird's wahrscheinlich nicht sein, vielleicht ein Gejagtsein, eine ewige Flucht. Da kann ich dir keine Antwort geben, du musst selbst wissen, ob du den Mut hast.«

Christine dachte nach. Es war so schwer, all das plötzlich zu überdenken. Dann sagte sie: »Allein habe ich zu gar nichts Mut. Ich bin eine Frau – für mich allein kann ich gar nichts, nur für jemand andern, mit jemand andern kann ich

etwas tun. Für zwei, für dich, da kann ich alles. Wenn du also willst ...«

Er ging rascher.

»Das ist es ja, ich weiß nicht, ob ich will. Du sagst, es sei dir zu zweit leicht. Mir wäre es wieder leichter, es allein zu tun. Da wüsste ich, was setze ich ein, ein verpfushtes, ein verstümmeltes Leben – gut, weg damit. Aber ich habe Angst, dich mitzureißen, du hast den Gedanken ja gar nicht gedacht, er ist von mir, und wenn du ein Verbrechen begehest – ich meine im Sinne des Paragraphen –, so ist es darum nicht dein Verbrechen, sondern nur meines. Ich will dich in nichts hineinreißen, ich will dich zu nichts verleiten, und wenn du etwas tun willst, musst du es aus dir tun und nicht aus mir.«

Hinter den Bäumen kamen kleine Lichter hervor. Der Feldweg war zu Ende, sie mussten gleich am Bahnhof sein.

Christine ging noch immer wie betäubt. »Aber ... wie willst du das machen«, sagte sie ganz ängstlich. »Ich begreife es nicht. Wohin sollen wir denn damit? Ich lese doch immer in der Zeitung, dass sie alle diese Menschen abfassen. Wie denkst du dir denn das?«

»Ich habe noch gar nicht angefangen, darüber nachzudenken. Du überschätzt mich. Die Idee, die hat man in einer Sekunde, und nur die Dummköpfe führen sie ebenso hastig aus. Darum werden sie auch immer gefasst. Es gibt zweierlei Verbrechen – was man so im üblichen Sinne als Verbrechen nennt –, diejenigen aus Leidenschaft und die überlegten und durchdachten. Die aus Leidenschaft sind vielleicht die schöneren, aber sie misslingen meist. So machen es die kleinen Kommiss, sie greifen in die Portokasse und fahren auf den Rennplatz und glauben, sie gewinnen oder der Chef wird's nicht merken, alle glauben sie an ein Wunder. Aber ich glaube an kein Wunder, ich weiß, dass

wir zwei da ganz allein sind, ganz allein einer ungeheuren Organisation gegenüberstehen, die seit Jahrhunderten aufgebaut ist und die Intelligenz, die Erfahrung von tausenden einzelnen Spürhunden in sich birgt, ich weiß, der einzelne Detektiv ist ein Dummkopf und ich bin hundertmal klüger und gerissener als er, aber sie haben die Erfahrung, das System. Wenn wir – du siehst, ich sage noch ›wenn‹ – uns wirklich entschließen, diesen Coup zu wagen, so denke ich nicht an eine leichtsinnige Kinderei. Was man rasch macht, macht man falsch. So ein Plan muss durchdacht sein bis ins Kleinste, jede Möglichkeit errechnet. Es ist eine Wahrscheinlichkeitsrechnung. Lass uns alles durchdenken, konzentriert und genau, und komme dann Sonntag nach Wien, dann wollen wir uns entscheiden, nicht heute.«

Er blieb stehen. Mit einem Mal wurde seine Stimme wieder hell. Es war die andere, die verschüttete Kinderstimme in ihm, die sie so liebte.

»Ist es nicht sonderbar, heute Nachmittag, als du in dein Amt gingst, bin ich noch spazieren gegangen. Ich habe mir noch einmal die Welt angesehen und dachte, es sei das letzte Mal. Sie war da, schön und hell, voll des warmen sonnigen Lebens, und ich war da, ziemlich jung und frisch noch und lebendig. Da habe ich es alles zusammengerechnet und mich gefragt, was habe ich eigentlich in dieser Welt getan, und die Antwort war bitter. Es ist traurig, dass ich eigentlich für mich gar nichts getan und gedacht habe. In der Schule habe ich gedacht und gelernt, was die Lehrer wollten. Im Kriege habe ich die Griffe und Schritte gemacht, die man mir kommandierte, in der Gefangenschaft hat man nur wild geträumt: einmal heraus! und ist müde geworden vor lauter Untätigkeit, und dann nachher habe ich immer nur für andere geschuftet, sinnlos, zwecklos, nur für das bisschen Futter und dass man die Luft bezahlen kann,

die man in die Nase zieht. Jetzt werde ich zum ersten Mal drei Tage, bis Sonntag, an etwas denken, was mich allein angeht, mich und dich; eigentlich freue ich mich darauf. Weißt du, ich möchte, dass wir es so konstruieren, wie man eine Brücke baut, wo jeder Nagel und jede Schraube an ihrem Platz sein muss und ein Millimeter, falsch gestellt, die ganzen Gesetze der Statik zuschanden macht. Ich möchte diese Sache so bauen, dass sie hält für Jahre. Ich weiß, es ist eine große Verantwortung, aber zum ersten Mal Verantwortung für mich und für dich, nicht diese kleine dreckige Verantwortung wie beim Militär oder in diesen Betrieben, wo man doch nur eine Null ist, angehängt einem Nenner, den man selber nicht kennt. Ob wir es tun oder nicht, das wird sich entscheiden, aber schon eine Idee ausdenken, durchdenken, bis in die letzte Weiterung durchrechnen und kombinieren, das ist eine Freude, auf die ich gar nicht mehr gerechnet habe. Es war doch gut, dass ich heute zu dir gekommen bin.«

Der Bahnhof war ganz nahe, man unterschied schon die einzelnen Lichter. Sie blieben stehen.

»Es ist besser, du begleitest mich nicht. Vor einer halben Stunde war es noch gleichgültig, ob man uns zusammen sah. Jetzt darf dich niemand mit mir sehen, das gehört schon« – er lachte – »zu unserem großen Plan. Niemand darf vermuten, dass du einen Helfer hast, und eine Beschreibung meiner Person wäre nicht förderlich. Ja, Christine, jetzt müssen wir anfangen, an alles zu denken, das wird nicht leicht sein, ich habe es dir gleich gesagt, das andere wäre leichter gewesen. Aber andererseits habe ich, haben wir noch nie das gekannt, was man wirklich Sein nennt. Ich habe nie das Meer gesehen, bin nie im Ausland gewesen. Ich habe nie gekannt, was das Leben ist, wenn man nicht unablässig denken muss bei jedem Ding, was es kos-

tet, wir sind nie frei gewesen. Vielleicht weiß man erst dann, was diese Sache wert ist, die man Leben nennt. Warte es ruhig ab, quäl dich nicht, ich will alles ausarbeiten bis ins Kleinste, schriftlich sogar, und dann gehen wir es zusammen durch, Punkt für Punkt, dann wägen wir's ab, Möglichkeit gegen Unmöglichkeit. Und dann wollen wir uns entscheiden. Willst du?»

»Ja«, sagte sie stark und fest.

\*\*\*

Die Tage bis zum Sonntag waren unerträglich für Christine. Sie hatte zum ersten Mal Furcht vor sich selbst, Furcht vor den Menschen, Furcht vor den Dingen. Die kleine Kasse morgens aufzusperren, Banknoten anzufassen, wurde ihr zur Qual. Gehörten sie ihr, gehörten sie dem Staat? Waren sie noch alle da? Und immer und immer wieder zählte sie die blauen Blätter und kam nie zu einem Ende. Entweder zitterte ihr die Hand oder sie verlor beim Addieren die Zahl. Alle Sicherheit war von ihr gefallen und mit ihr alle Unbefangenheit. Ein unsicheres Gefühl im Unterbewusstsein machte sie wirr: Sie bildete sich ein, alle Menschen müssten ihre Absicht merken, alle ihre Bedenken mitdenken, alle sie beobachten und belauern. Vergeblich sagte sie sich mit klarer Vernunft: es ist doch Irrsinn. Ich habe doch nichts getan. Wir haben doch nichts getan. Alles ist in Ordnung, jede Note liegt noch im Schrank, die Rechnung stimmt Ziffer für Ziffer, ich kann jeder Kontrolle standhalten. Aber doch, sie ertrug keinen Blick, und wenn das Telefon anklingelte, zuckte sie zusammen und ihre Gelenke benötigten die ganze Kraft, um den Hörer bis ans Ohr zu heben. Und als Freitagmorgen schweren Schritts, mit klirrendem Bajonett der Gendarm plötzlich eintrat, wurde es

ihr blau vor den Augen, mit beiden Händen klammerte sie sich an den Tisch, als wollte sie sich nicht wegreißen lassen, aber der Gendarm, die Virginia quer im Munde, wollte nur eine Postanweisung aufgeben an ein Mädels, von dem er ein uneheliches Kind hatte, die Monatsalimentation, und er spaßte gutmütig bitter über diese langfristige Schuld für ein so kurzes Vergnügen. Aber sie konnte nicht lachen, die Schrift war zittrig auf der Anweisung, mit der sie die Zahlung bestätigte. Sie konnte erst wieder atmen, als die Tür hinter ihm zuklirrte und sie mit einem Ruck aus der Lade sich überzeugt hatte, dass das Geld noch da war, 32712 Schilling und 40 Groschen, genau wie auf dem Rechnungsblatt. In der Nacht konnte sie nicht schlafen, und wenn sie schlief, waren die Träume fürchterlich, denn der Gedanke ist immer grauenhafter als die Tat, das Ungeschehene erregender als das Geschehene.

Am Sonntagmorgen erwartete sie Ferdinand an der Bahn. Er sah sie prüfend an. »Du Arme! Wie du schlecht aussiehst, ganz verquält. Du hast Angst gehabt, nicht wahr, ich habe es gleich gefürchtet. Es war vielleicht ein Fehler, dass ich es dir vorher sagte. Aber es ist bald vorbei, heute können wir alles entscheiden, ob ja oder nein!«

Sie blickte ihn an von der Seite. Er hatte helle Augen, merkwürdig frische Bewegungen, ihre ganze Schwere schien sonderbar entspannt. Er merkte den Blick.

»Ja, es geht mir gut. Seit Wochen und Monaten habe ich mich nicht so wohl gefühlt als in den drei Tagen, jetzt weiß ich eigentlich erst, wie herrlich es ist, einmal etwas für sich allein durchdenken zu können, nur für sich und ganz allein ... Nicht nur immer ein kleines Stück an einem Ganzen zu tun, an etwas, das einen gar nichts angeht, sondern von Grund auf bis zum First etwas aufzubauen, nur für sich. Ein Luftschloss meinerwegen, und vielleicht bricht es schon in

einer Stunde. Vielleicht bläst du es um mit einem Wort, vielleicht hauen wir es selber zusammen. Aber immerhin, es war einmal Arbeit für mich und hat mir Spaß gemacht. Es war verflucht lustig, es einmal durchzudenken bis in die letzte Möglichkeit hinein, so einen Feldzugsplan auszuarbeiten gegen alle die Armeen, Staat, Polizei, Zeitung, gegen alle die Mächte der Erde, einmal seine Gedanken manövrieren zu lassen, und jetzt habe ich eigentlich Lust auf den wirklichen Krieg. Höchstens wird man besiegt, und das sind wir reichlich schon lange. Nun, du wirst gleich alles sehen!«

Sie verließen den Bahnhof. Nebel umhüllte die Häuser mit grauem Frost, mit erloschenen Mienen standen die Träger und Dienstmänner und warteten. Alles atmete Nässe, und vor den Lippen verwandelte die feuchte Kälte jedes Wort in einen leichten Rauch. Die Welt war ohne Wärme. Er fasste ihren Arm, um sie zwischen den Automobilen durch über die Straße zu geleiten, und spürte, wie sie unter der Berührung nervös zusammenschreckte.

»Was hast du, was ist dir?«

»Nichts«, sagte sie. »Ich bin nur so verschreckt alle diese Tage. Bei jedem, der mich anruft, glaube ich, er beobachtet mich. Von jedem glaube ich, dass er an das denkt, woran ich selber denke. Ich weiß ja, es ist eine dumme Angst, aber mir ist, als könnte mir's jeder von der Stirn absehen, als müssten die Leute im Dorf schon alles wissen und wittern. Wie mich der Forstadjunkt in der Bahn gefragt hat ›Was machen's denn in Wien?‹, bin ich so rot geworden, dass er angefangen hat zu lachen, und dann war ich froh. Besser er denkt das als das andere. Aber sag mir, Ferdinand« – und sie presste sich plötzlich an ihn –, »das wird doch nicht immer so sein, wenn wir ... wenn wir das wirklich tun? Denn dazu, das spüre ich jetzt, hätte ich nicht die Kraft. Das

könnte ich nicht durchhalten, so immer in Angst zu leben, sich vor jedem Menschen zu fürchten und nicht schlafen zu können, nicht schlafen aus Furcht, es klopft plötzlich an die Tür. Nicht wahr, das wird nicht immer so sein?«

»Nein«, antwortete er, »ich glaube nicht. Das ist nur hier, wo du als die lebst, die du gewesen bist. Bist du einmal draußen in andern Kleidern, mit einem andern Namen, in einer andern Welt, so vergisst du die von hier in dir. – Du hast es mir ja selbst erzählt, wie du schon einmal völlig eine andere warst. Gefährlich wäre nur eines, wenn du das, was wir tun wollen, mit schlechtem Gewissen tust. Wenn du das Gefühl hast, ein Unrecht zu begehen, wenn wir diesen Hauptstehler, den Staat, bestehlen, dann steht es freilich schlecht, dann lasse die Hände davon. Was mich betrifft, ich fühle mich vollkommen im Recht. Ich weiß, mir ist Unrecht getan worden, hier wage ich meine Haut in eigener Sache und nicht im Krieg für eine verstorbene Idee, für den habsburgischen Hausgedanken oder für ein Mitropa oder sonst eine politische Konstruktion, die mich nichts angeht. Aber wie gesagt, es ist noch nichts entschieden, wir spielen doch erst mit dem Gedanken, wie man so sagt, und beim Spielen soll man froh sein. Kopf hoch, ich weiß doch, dass du tapfer sein kannst.«

Sie atmete tief. »Ich glaube, dass ich einiges durchhalten kann, du hast recht, und dann, ich weiß, wir haben nichts zu verlieren. Ich habe schon manches durchgehalten, aber nur das ist so schwer, das Unsichersein. Wenn es einmal getan ist, kannst du dich wieder auf mich verlassen.«

Sie gingen weiter. »Wohin gehen wir?«, fragte sie.

Er lächelte. »Sonderbar, die ganze Sache hat mir gar keine Mühe gemacht, es war geradezu ein Spaß für mich, alle die Möglichkeiten durchzudenken, wie wir uns flüchten und verstecken und sicherstellen, und ich glaube wirk-

lich, ich habe jede Einzelheit ausgeknobelt, ich kann ruhig sagen: es stimmt, es klappt. Ich habe alles berechnet, alles war so kinderleicht einzuteilen, wie wir leben und uns verteidigen, wenn wir einmal Geld haben, nur eines konnte ich nicht – den Ort, die vier Wände, das Zimmer bestimmen, wo wir jetzt ruhig die ganze Sache durchsprechen können. Ich habe wieder gesehen, dass es leichter ist, mit Geld zehn Jahre zu leben als ohne Geld einen einzigen Tag, wirklich, Christine« – er lächelte sie beinahe stolz an –, »es war schwerer, diese vier Wände für uns ausfindig zu machen, wo uns niemand hört und sieht, als unser ganzes Abenteuer. Ich habe mir alle Möglichkeiten durchgedacht. Aufs Land hinauszufahren ist es zu kalt, in einem Hotel kann uns jemand hören von nebenan, und dann, ich weiß, du wirst doch unruhig und verstört, und wir brauchen Klarheit. In einem Gasthaus, gerade wenn's leer ist, beobachten einen die Kellner, im Freien fällt man auf, wenn man bei dieser Kälte irgendwo sitzt, ja, Christine – man sollte nicht glauben, wie schwer es ist, wenn man kein Geld hat, in einer Millionenstadt wirklich allein zu sein. Ich habe die tollsten Möglichkeiten ausgedacht – ja wirklich, ich habe sogar daran gedacht, ob wir nicht auf den Stephansturm steigen sollten. Dort geht bei solchem Nebelwetter kein Mensch hinauf, aber ich finde es zu absurd. Schließlich habe ich mich herangemacht an den Bauwächter, der an unserem verkrachten Bau Dienst hat. Es ist eine Holzhütte mit einem eisernen Ofen, einem Tisch und, ich glaube, nur einem Sessel, eine Baracke. Ich kenne den Mann gut, ich habe ihm ein Langes und Breites vorgeschwafelt von einer polnischen vornehmen Dame, die ich vom Krieg her kenne und die mit ihrem Mann im Sacher wohnt und zu nobel ist und zu bekannt, als dass sie sich mit mir auf der Straße zeigen kann. Du kannst dir den-

ken, wie der dumme Kerl gestaunt hat, und selbstverständlich machte er sich eine große Ehre daraus, mir zu dienen. Wir kennen uns lange, und ich habe ihm zweimal aus der Patsche geholfen. Der legt mir den Schlüssel an einer bestimmten Stelle unter den Balken und hinterließ mir seine Legitimation, damit wir selbst im äußersten Fall gesichert sind, und den Ofen hat er mir versprochen in der Früh noch anzuzünden. Dort sind wir allein, es wird nicht bequem sein, aber es geht ja um ein besseres Leben, und so werden wir auf zwei Stunden zusammen in diese Hundehütte kriechen. Dort hört uns niemand, dort sieht uns niemand. Dort können wir uns in Ruhe entscheiden.«

\*\*\*

Der Bauplatz, weit draußen in Floridsdorf, lag eingeklankt und leer, mit hundert blinden, fensterlosen Augen stand der Rohbau in sinnloser Verlassenheit. Teerfässer, Karren, Zementhaufen und gehäufte Ziegel lagerten in wilder Unordnung auf dem durchweichten Grund, es war, als hätte irgendein katastrophisches Naturereignis das schaffende Getümmel unterbrochen, und die Stille war unnatürlich für einen Werkplatz. Der Schlüssel lag unter der Planke, der nasse Nebel deckte vor jeder Sicht. Er schloss die kleine Holzhütte auf, und tatsächlich, der Ofen brannte, es war weich und warm und roch nach gutem Holz. Ferdinand schloss die Tür hinter sich zu und warf noch ein paar Stücke Holz in den Ofen. »Wenn jemand kommen sollte, so werfe ich rasch die ganzen Papiere in den Ofen, es kann nichts geschehen, habe keine Angst, und überdies, niemand kann kommen, niemand kann uns hören, wir sind allein.«

Christine stand fremd in dem Raum, alles schien ihr phantastisch, nur das Einzige war wirklich, dieser Mann

hier. Ferdinand zog einige Lagen Folioblätter aus der Tasche, entfaltete sie und sagte:

»Bitte setz dich, Christine, und höre jetzt gut zu. Das ist der Plan der ganzen Sache, ich habe ihn genau ausgearbeitet, dreimal, viermal, fünfmal geschrieben, ich glaube, jetzt ist er völlig klar. Ich bitte dich, ihn genauest durchzulesen, Punkt für Punkt, wo dir etwas nicht richtig scheint, schreibe immer rechts mit Bleistift deine Fragen oder Bedenken hin, und dann sprechen wir sie alle zusammen durch. Es geht um viel, es darf nichts improvisiert sein. Aber zuerst noch etwas anderes, was in diesem Entwurf nicht geschrieben steht. Das können wir nur zusammen besprechen. Das geht nur uns an. Also – wir tun diese Sache zusammen, du und ich. Wir werden damit gleich schuldig, obwohl nach dem Gesetz, wie ich fürchte, du als die eigentliche Täterin giltst. Du bist als Beamtin verantwortlich, nach dir wird gefahndet, du wirst verfolgt, du giltst als die Verbrecherin vor deiner Familie, vor den Menschen, während, solange man uns nicht beide fasst, niemand von mir als Mittäter und Anstifter weiß. Dein Einsatz ist also größer als der meine. Du hast eine Stellung, die dir Lebensunterhalt und Pension bis an dein Ende sichert, ich habe nichts. Ich riskiere also viel weniger im Sinne des Gesetzes und vor – wie soll ich es ausdrücken, sagen wir vor Gott. Unsere Partie ist also ungleich. Du trägst die höhere Gefahr, meine Pflicht ist, dir das zu sagen und dich zu warnen.« Er merkte, wie sie den Blick senkte.

»Das musste ich dir ganz hart sagen, und ich werde auch weiterhin dir keine Gefahr verschweigen. Vor allem: was du tust, was wir tun, es ist unwiderruflich. Es gibt da kein Zurück mehr. Selbst wenn wir mit diesem Geld uns Millionen erarbeiten und den Schaden fünfmal ersetzen, kannst du niemals mehr hierher zurück und niemand dich pardonieren. Wir sind damit endgültig ausgestoßen aus der

Reihe der gesicherten Menschen, der braven, verlässlichen Staatsbürger, wir sind ein Leben lang in Gefahr. Das musst du wissen. Und wenn wir uns noch so sehr sichern, immer kann ein Zufall, ein wirklich unerrechenbarer und unberechenbarer Zufall uns aus der herrlichen Sorglosigkeit herausholen und ins Gefängnis werfen und in das, was die Leute Schande nennen. Sicherung gibt es bei einem solchen Wagnis keine, wir sind nicht sicher, wenn wir drüben sind über der Grenze, heute nicht und morgen nicht und nie. Das musst du ganz klar sehen, so wie man bei einem Duell auf die Pistole seines Gegners sieht. Der Schuss kann vorbeigehen, er kann treffen, aber man steht vor der Pistole.«

Er machte wieder eine Pause und bemühte sich, ihren Blick zu sehen. Er sah zur Erde, und man merkte, die Hand, die auf dem Tisch lag, zitterte nicht.

»Nochmals also, ich will dir gar keine falschen Hoffnungen machen. Ich kann dir gar keine Sicherung geben, gar keine, auch nicht für mich. Wenn wir dieses Wagnis gemeinsam unternehmen, soll das nicht sagen, dass wir lebenslänglich aneinander gebunden sind. Wir tun diese Sache, um frei zu werden, frei zu leben – vielleicht wollen wir auch eines Tages frei voneinander sein. Vielleicht schon gar bald. Ich kann nicht einstehen für mich, ich weiß nicht, wie ich bin, ich weiß noch weniger, wie ich sein werde, wenn ich einmal Freiheit geatmet habe. Vielleicht ist die Unruhe, die heute in mir steckt, nur davon, dass etwas in mir steckt, das herauswill, vielleicht bleibt sie aber auch, vielleicht wächst sie sogar. Wir kennen uns noch nicht sehr, wir sind nur immer ein paar Stunden beisammen gewesen, es wäre Wahnwitz zu sagen, wir können und wollen ewig miteinander leben. Was ich dir versprechen kann, ist einzig, dass ich ein guter Kamerad sein werde in dem Sinn, dass ich dich nie verrate und nie versuchen werde, dich zu etwas zu zwingen,



was du nicht selber willst. Wenn du wirst von mir gehen wollen, werde ich dich nicht halten. Aber ich kann dir nicht versprechen, bei dir zu bleiben. Ich kann gar nichts versprechen. Weder dass die Sache gelingt, noch dass du nachher glücklich oder sorglos sein wirst, nicht einmal, dass wir beisammenbleiben – nichts kann ich dir versprechen. Ich rede dir also nicht zu, im Gegenteil, ich warne dich: denn deine Situation ist ungünstiger, du giltst als die Täterin, überdies bist du eine Frau und dadurch abhängiger. Du wagst viel, furchtbar viel, ich möchte dich nicht verleiten. Ich rede dir nicht zu. Bitte, lese den Plan, überlege dir's dann und entscheide dich, aber wie gesagt: du musst wissen, dass diese Entscheidung dann eine unwiderrufliche ist.«

Er legte ihr das Blatt hin. »Bitte, lies es mit dem äußersten Misstrauen, mit der äußersten Wachsamkeit, so als ob dir jemand ein schlechtes Geschäft anbieten würde und einen gefährlichen Kontrakt vorlegte. Ich selbst gehe inzwischen draußen auf und ab und schaue mir noch einmal den Bau an. Ich will nicht dabei sein. Du sollst nicht das Gefühl haben, ich bedrücke dich durch meine Gegenwart.«

Er stand auf und ging hinaus, ohne sie anzusehen. Vor Christine lagen, sauber geschrieben, die ineinandergefalteten Folioblätter. Ein paar Minuten musste sie warten, so heftig schlug ihr das Herz, dann begann sie zu lesen.

\*\*\*

Das Manuskript war sauber ausgefertigt wie ein Aktenstück eines früheren Jahrhunderts und in den Bögen gefaltet. Es trug Kapitelüberschriften, die mit rotem Bleistift unterstrichen waren:

Durchführung der eigentlichen Tat.  
Verwischung der Spuren.

Verhalten im Ausland und weitere Pläne.

Verhalten im Falle eines Missgeschicks oder Entdeckung.

Zusammenfassung.

Das erste Kapitel »Durchführung der eigentlichen Tat« zerfiel abermals in Unterabteilungen. Jede dieser Rubriken, die mit a, b, c markiert waren, waren übersichtlich gehalten wie ein Vertrag.

Christine nahm es auf und las es von einem bis zum andern Ende.

I. Durchführung der eigentlichen Tat.

a.) Wahl des Tages: Für den Tag der Ausführung kommt selbstverständlich nur der Tag vor einem Sonntag oder einem Feiertag in Betracht. Damit ist die Entdeckung des Mankos um mindestens 24 Stunden verzögert und der für die Flucht unbedingt nötige Vorsprung geschaffen. Da das Amt um sechs Uhr schließt, ist die Möglichkeit gegeben, noch den Nachtschnellzug in die Schweiz oder nach Frankreich zu erreichen, wobei noch außerdem der Vorteil der frühen Dunkelheit im November weiteren Vorteil bietet. November ist der schlechteste Reisemonat, man kann beinahe mit Sicherheit erwarten, während der Nacht und innerhalb Österreichs im Coupé allein zu sein, sodass nach erfolgter Zeitungsverständigung kaum Zeugen vorhanden sind, die Personsbeschreibungen liefern können. Besonders vorteilhaft wäre ferner der 10. November, der Tag vor dem (postfreien) Nationalfeiertag, weil man dadurch im Ausland an einem Wochentag anlangen würde, was wiederum den Vorteil bietet, unauffälliger die ersten Anschaffungen und persönlichen Veränderungen vornehmen zu können. Es wäre also die Ablieferung der eingelaufenen Gelder möglichst auf unauffällige Weise zu verzögern, um möglichst viel für dieses Datum zusammenzubekommen.

b.) Abreise: die Abreise muss selbstverständlich getrennt erfolgen. Fahrkarten nehmen wir uns beide nur auf kurze Strecken, bis Linz, von Linz wieder weiter bis Innsbruck oder Grenze und von der Grenze weiter bis Zürich. Du musst womöglich deine Karte nach Linz schon einige Tage vorher besorgen oder besser, ich besorge sie für dich, damit der Schalterbeamte, der dich zweifellos kennt, nichts über die wirkliche Richtung aussagen kann. Über die andern Maßnahmen zur Irreführung und Verwischung der Spuren Abteilung II. Ich steige in Wien ein, du in St. Pölten, und während der ganzen Nacht innerhalb Österreichs sprechen wir kein Wort miteinander. Das ist wichtig für die späteren Nachforschungen, dass niemand weiß oder vermutet, die Tat sei mit einem Helfer ausgeführt, weil sich dann alle Nachforschungen immer nur auf Name und Signalement deiner Person richten und nicht auf das Ehepaar, als das wir im Ausland auftreten. Auch vor Kondukteuren und Beamten ist bis tief ins Ausland hinein jeder Schein einer Zusammengehörigkeit zu vermeiden. Außer vor dem Grenzbeamten, wo wir uns durch gemeinsamen Pass legitimieren.

c.) Dokumente: Das Richtige wäre selbstverständlich, sich zu unsern echten Pässen noch falsche zu besorgen. Dazu bleibt keine Zeit. Dies kann später im Ausland versucht werden. Selbstverständlich darf aber an keiner Grenzstelle der Name Hoflehner aufscheinen, während ich mich als völlig unbescholten überall unter meinem richtigen Namen eintragen kann. Ich bringe also an meinem Pass folgende kleine Änderung an, dass ich auch deinen Namen und deine Fotografie einfüge. Den Kautschukstempel kann ich mir selbst anfertigen, ich habe seinerzeit die Holzschneiderei gelernt. Außerdem kann ich (ich habe nachgesehen) das F in meinem Namen Farner mit einem

kleinen Strich so verändern, dass man es für »Kärner« lesen kann, und unter diesem Namen kommt er ja selbst für den Fall, den ich aber für ausgeschlossen halte (siehe Abteilung zwei), in eine ganz andere Rubrik. Der Pass gilt dann für uns beide als Mann und Frau und genügt insoweit, als wir uns dann in irgendeiner Hafenstadt wirklich falsche Pässe besorgen. In zwei oder drei Jahren, wenn unser Geld reicht, wird es ohne Schwierigkeiten gelingen.

d.) Mitnehmen des Geldes: Wenn es irgendwie möglich ist, müssen in den letzten Tagen Vorkehrungen getroffen werden, möglichst große Noten, Tausender oder Zehntausender an sich zu ziehen, um sich nicht zu belasten. Die etwa fünfzig bis zweihundert Noten (je nachdem, ob es Tausender oder Hunderter sind) verteilst du während der Reise im Koffer, in der Tasche und nächst allenfalls einen Teil in den Hut ein, was für die einfache Zollrevision, wie sie an der Grenze jetzt geübt wird, selbstverständlich genügt. Einige Noten wechsle ich unterwegs auf den Bahnhöfen Zürich und Basel, damit wir bereits mit ausländischem Geld in Frankreich ankommen und nicht dort an einer Stelle für die wichtigen ersten Anschaffungen zu auffällig viel österreichisches Geld wechseln müssen.

e.) Erstes Fluchtziel: ich schlage vor: Paris. Es hat den Vorteil, dass es leicht und in einem Zuge zu erreichen ist und wir sechzehn Stunden vor der Entdeckung und wohl 24 Stunden vor jeder steckbrieflichen Verfolgung dort eingetroffen sind und Zeit gehabt haben, uns durch andere Adjustierung gegenüber dem Signalement (das nur dich betreffen wird) völlig zu verändern. Ich spreche fließend französisch, sodass wir die typischen Fremdenhotels vermeiden und uns unauffälliger in ein Vorstadthotel begeben können. Paris hat den Vorteil eines ungeheuren Reiseverkehrs, der die einzelne Überwachung beinahe unmöglich

macht, auch wird das Meldewesen, nach dem, was mir Freunde erzählten, lässig geübt im Gegensatz zu Deutschland, wo die Hauswirte, selbst die ganze Nation von Natur aus neugierig sind und Exaktheit fordern. Außerdem bringt vermutlich die Zeitung in Deutschland über einen österreichischen Postdiebstahl ausführlichere Details als die französischen. Und bis die Zeitungen diese ersten Nachrichten bringen, sind wir von Paris wahrscheinlich schon wieder fort (darüber in Abteilung III).

## II. Verwischung der Spuren.

Das Wichtigste ist, es müssen die Nachforschungen der Behörden erschwert und möglichst auf falsche Spuren geleitet werden, jede unrichtige Fährte verzögert die Nachforschungen, und nach einigen Tagen ist dann das Signalement im Inland und insbesondere im Ausland völlig in Vergessenheit geraten. Es ist also wichtig, gleich von Anfang an sich alle Maßnahmen der Behörde zu vergegenwärtigen und die entsprechenden Gegenmaßnahmen zu treffen.

Die Behörden werden ihre Nachforschungen wie gewöhnlich in drei Richtungen erstrecken, a.) genaue Hausdurchsuchung, b.) Ausfragen bei allen Bekannten, c.) Nachforschungen nach andern an dem Delikt beteiligten Personen. Es genügt also nicht, bloß alle Papiere im Hause zu vernichten, sondern es müssen im Gegenteil Maßnahmen getroffen werden, um die Nachforschungen zu verwirren und auf ein falsches Geleise zu schieben. Dazu gehört:

1.) Passvisum. Sofort bei jedem sonstigen Delikt hält die Polizei Nachforschungen bei allen Konsulaten, ob der betreffenden Person (in diesem Falle H) in den letzten Tagen ein Visum erteilt worden ist. Da ich nun das französische Visum nicht für den Pass H, sondern für meine eigene Person einhole (meine Person vergleiche Abteilung V), also wenigstens vorläufig gar nicht in Betracht komme,

würde es eigentlich genügen, dass für den Pass H überhaupt kein Visum eingeholt wird. Da wir aber die Spuren nach Osten lenken wollen, werde ich für deinen Pass um ein rumänisches Visum einkommen, das natürlich zur Folge haben wird, dass sich die Nachforschungen der Polizei in erster Linie auf die Richtung Rumänien und überhaupt Balkan konzentrieren.

2.) Zur Verstärkung dieser Annahme wird es gut sein, dass du am Tage vor dem Nationalfeiertag ein Telegramm aufgibst an Branco Riczitsch, Budapest Bahnhof – postlagernd. »Eintreffen morgen nachmittag mit ganzem Gepäck, erwarte mich Station.« Es ist mit Sicherheit anzunehmen, dass die Behörde sämtliche in den letzten Tagen von deinem Postamt ausgegebenen Depeschen und Telefonanrufe revidiert, dabei stößt sie sofort auf diese höchst verdächtige Mitteilung, die sie erstens glauben lässt, auch den Mitthelfer zu kennen, und zweitens die Fluchtrichtung ganz sicher zu haben.

3.) Um diesen für uns wichtigen Irrtum zu verstärken, schreibe ich dir in verstellter Schrift einen langen Brief, den du sorgfältig in kleine Stücke zerreißt und diese wiederum in den Papierkorb wirfst. Der Kriminalbeamte wird selbstverständlich den Papierkorb untersuchen, die Stücke zusammensetzen, und damit ist eine neue Bekräftigung für die falsche Spur geschaffen.

4.) Du erkundigst dich am Tage vor der Abfahrt unauffällig, ob auch direkte Billette nach Budapest ausgeliefert werden und wie viel der Preis dafür beträgt. Es unterliegt keinem Zweifel, dass sich der Bahnbeamte als Zeuge meldet und damit abermals zur Verwirrung beiträgt.

5.) Um meine Person, als dessen Gattin du reist und gemeldet bist, gänzlich aus der Kombination zu ziehen, ist nur eine Kleinigkeit nötig: meines Wissens hat uns nie-

mand zusammen gesehen und weiß überhaupt niemand, dass wir uns kennen, als dein Schwager. Um diesen irrezuführen, will ich noch heute zu ihm und mich verabschieden. Ich hätte endlich eine passende Stellung in Deutschland bekommen und reise dorthin ab. Auch meiner Wirtin bezahle ich alles Restliche und zeige ihr ein Telegramm. Da ich acht Tage vorher verschwinde, so ist dann jede Kombination zwischen uns beiden völlig ausgeschlossen.

### III. Verhalten und weitere Pläne.

Eine genaue Feststellung lässt sich erst an Ort und Stelle vornehmen, hier nur einige allgemeine Punkte:

a.) Aussehen: Wir müssen in Kleidung, Benehmen und Gehaben Angehörige einer mäßig bemittelten Mittelschicht darstellen, weil diese am unauffälligsten ist. Nicht zu elegant, nicht zu ärmlich, und vor allem werde ich mich als Angehöriger einer Klasse ausgeben, die am wenigsten in Verdacht steht, mit Geldaffären gebunden zu sein: ich werde den Maler spielen. Ich kaufe in Paris eine kleine Handstaffelei, einen Klappsessel, Leinwand, Palette, sodass überall, wo wir hinkommen, mein Beruf auf den ersten Blick offenkundig wird und jede weitere Frage überflüssig. Und in Frankreich, an allen romantischen Ecken, treiben sich tausende Maler das ganze Jahr herum. Es fällt nicht weiter auf und erregt von Anfang her eine gewisse Sympathie, wie zu eigenartigen und ungefährlichen Menschen.

b.) Dementsprechend muss auch unsere Kleidung sein. Samt oder ein Leinenrock, den Künstler ein wenig betonend, sonst völlige Unauffälligkeit. Du trittst als Helferin auf, trägst mir die Kasette und den Kodak. Solche Leute fragt man nicht um ihr Warum und Woher, man wundert sich nicht, dass sie sich kleine versteckte Nester aussuchen, und auch das Fremdsprachige fällt bei ihnen nicht weiter auf.

c.) Sprache: Es ist von äußerster Wichtigkeit, dass wir

nur miteinander sprechen, wenn niemand dabei ist. Es muss sogar vermieden werden, dass die Leute merken, dass wir miteinander deutsch sprechen. Am besten wählen wir zur Verständigung vor den Leuten zwischen uns die alte Kindersprache, die Be-Sprache, die es Ausländern nicht nur unmöglich macht, etwas zu verstehen, sondern auch rätselhaft macht, in welcher Sprache man spricht. In Hotels sind womöglich Eckzimmer zu nehmen oder solche, von denen ein Nachbar nicht zuhören kann.

d.) Häufiger Wechsel des Orts: Ein häufiger Wechsel des Aufenthaltsortes ist geboten, weil nach einer gewissen Frist Steuerpflicht oder irgendwelche Nachforschungen von Behörden eintreten können, die zwar mit unserer Sache nichts zu tun haben, aber immerhin Unannehmlichkeiten schaffen können. Zehn bis vierzehn Tage, in kleineren Orten vier Wochen, ist die richtige Frist, auch weil sie verhindert, mit den Hotelleuten zu bekannt zu werden.

e.) Geld: Das Geld ist von uns ständig geteilt zu tragen, ins solange wir nicht an irgendeiner Stelle ein geschlossenes Bankfach mieten können, was zumindest in den ersten Monaten gefährlich ist. Selbstverständlich ist es nicht in der Brieftasche oder offen zu tragen, sondern eingenäht in die Schuhfüterung, in Hüte oder Kleider, sodass bei einer zufälligen Visitation oder bei irgendeinem unberechenbaren Unglücksfall sich durch die Auffindung größerer Beträge in österreichischem Geld keine Verdachtsmomente ergeben. Die Umwechslung des Geldes ist langsam und vorsichtig und immer nur an größeren Orten, Paris, Monte Carlo, Nizza, vorzunehmen, niemals in kleineren Städten.

f.) Bekanntschaften sind möglichst zu vermeiden, zumindest in der ersten Zeit, bis wir uns auf irgendeinem Wege neue Papiere verschaffen können (was in Hafenstädten leicht sein soll) und Frankreich wieder verlassen kön-

nen, um nach Deutschland oder einem andern beliebigen Land zu gehen.

g.) Ziele und Pläne über unsere zukünftige Lebensform jetzt im Voraus anzustellen, ist überflüssig. Nach meinen bisherigen Berechnungen reicht die Summe bei mittlerer unauffälliger Lebensführung vier bis fünf Jahre, innerhalb welcher Zeit sich alles Weitere entscheiden muss. Es muss möglichst früh getrachtet werden, die immerhin gefährliche Form, das ganze Geld bei sich zu tragen, durch eine Deponierung zu ersetzen, doch darf dies erst unternommen werden, sobald ganz sichere und unauffällige Möglichkeiten gefunden werden. Die erste Zeit ist strikteste Vorsicht, strengste Unauffälligkeit und ständige Selbstüberwachung nötig, in einem halben Jahre können wir uns ungehindert frei bewegen und sind allfällige Steckbriefe bereits in Vergessenheit geraten. Diese Zeit muss man dann auch ausnützen, um sich in Sprachen zu verbessern, die eigene Handschrift systematisch zu verändern und innerlich selbst das Gefühl der Fremdheit und Unsicherheit zu überwinden. Womöglich ist auch eine gewisse Fertigkeit zu erwerben, die eine andere Lebensform und Betätigung ermöglicht.

IV. Verhalten im Falle eines Missgeschicks oder Entdeckung.

Bei einem so ins Ungewisse hineingebauten Unternehmen muss von allem Anfang an mit Misslingen gerechnet werden. In welchem Zeitpunkt und von welcher Seite her sich gefährliche Situationen einstellen können, lässt sich im Voraus nicht berechnen, und es wird immer von Fall zu Fall in gemeinsamer Überlegung dem begegnet werden müssen. Als gewisse Grundprinzipien wären nur festzuhalten:

1.) Wenn wir durch irgendeinen Zufall oder Irrtum auf der Reise oder bei unseren wechselnden Aufenthalten voneinander getrennt werden, reisen wir jeder sofort in jenen

Ort zurück, wo wir zuletzt gemeinsam übernachtet haben, und warten entweder dort auf dem Bahnhof aufeinander oder schreiben uns an die Hauptpost der betreffenden Stadt.

2.) Sollte man uns durch irgendein Missgeschick auf die Spur kommen und eine Festnahme erfolgen, so müssen wir im Voraus alle Maßnahmen getroffen haben, um die letzten Konsequenzen zu ziehen. Ich lasse meinen Revolver nicht aus der Tasche und werde ihn immer beim Bette neben mir liegen haben. Für dich bereite ich auf alle Fälle Gift vor, Cyankali, das du unauffällig in einer Puderdose ständig bei dir tragen kannst. Mit diesem Gefühl, jederzeit vorbereitet zu sein, unseren vorher gefassten Entschluss durchzuführen, haben wir jeden Augenblick erhöhte Lebenssicherheit. Ich für meinen Teil bin jedenfalls völlig entschlossen, nicht noch einmal hinter Stacheldraht oder vergitterte Fenster zu gehen.

Sollte dagegen einer von uns beiden in der Abwesenheit des andern festgenommen werden, so übernimmt der andere die kameradschaftliche Pflicht, sofort zu flüchten. Es wäre der grösste Fehler, aus falscher Sentimentalität sich selbst zu stellen, um das Schicksal des Kameraden zu teilen, denn der Einzelne ist immer weniger belastet und kann sich bei einer bloßen Untersuchung leichter herausreden. Außerdem hat der andere, der in Freiheit ist, die Möglichkeit zu helfen, die Spuren zu verwischen, ihm Nachricht zu lassen und allenfalls bei der Flucht behilflich zu sein. Es wäre Wahnwitz, freiwillig die Freiheit aufzugeben, um derentwillen man alles unternommen hat. Zum Selbstmord bleibt immer Zeit genug.

V. Zusammenfassung:

Wir unternehmen dieses Wagnis und setzen dafür unser Leben ein, um frei zu leben, zumindest eine Zeitlang. Zu diesem Begriffe der Freiheit gehört auch menschliche Frei-

heit gegeneinander. Sollte aus innern oder äußern Gründen einem von uns beiden das Zusammenleben drückend oder unerträglich sein, so soll er sich klar von dem andern lösen. Jeder von uns unternimmt dieses Wagnis aus freiem Entschluss ohne Nötigung und ausgeübten Zwang auf den andern, jeder ist nur vor sich selbst verantwortlich, keiner darf je darum dem andern äußerlich oder innerlich einen Vorwurf machen. So wie wir das Geld von der ersten Minute an teilen, damit jeder frei bleibt, teilen wir auch die Verantwortung, die Gefahr, und übernehmen jeder für sich die Konsequenzen.

Für die ganze zukünftige Gestaltung bleibt dies die Verantwortung vor uns selbst, dass wir in jedem Augenblick die Überzeugung haben, nichts Unrechtes gegen den Staat und gegeneinander getan zu haben, sondern nur das Einzige, was in unserer Situation das Richtige und Natürliche war. Mit schlechtem Gewissen uns in eine solche Gefahr zu wagen, wäre sinnlos. Nur wenn jeder von uns, unabhängig vom andern, nach reiflicher Erwägung zu der Überzeugung kommt, dass dieser Weg der einzige und richtige ist, dürfen und müssen wir ihn einschlagen.

\*\*\*

Sie legte die Blätter hin und sah auf. Er rauchte eine Zigarette. »Lies es noch einmal durch.« Sie gehorchte, und erst als sie es noch einmal gelesen hatte, fragte er sie: »Ist alles klar und übersichtlich?«

»Ja.«

»Fehlt dir irgendetwas darin?«

»Nein, ich glaube, du hast an alles gedacht.«

»An alles? Nein« – er lächelte –, »etwas habe ich vergessen.«

»Was?«

»Ja, wenn ich das wüsste. Etwas fehlt in jedem Plan. Irgendeine offene Naht ist bei jedem Verbrechen, man weiß es nur im Voraus nicht welche. Jeder Verbrecher, so raffiniert er ist, begeht fast immer einen kleinen winzigen Fehler. Er räumt alle seine Papiere weg, nur seinen Pass lässt er liegen; er berechnet alle Widerstände, nur den offenkundigsten und selbstverständlichsten übersieht er. Immer vergisst jeder an etwas. Und wahrscheinlich habe auch ich das Wichtigste zu denken vergessen.«

Ihre Stimme war voll Überraschung. »So glaubst du ... du glaubst, dass es nicht gelingen wird ...?«

»Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass es schwer ist. Das andere wäre leichter gewesen. Es misslingt fast immer, wenn man sich auflehnt gegen sein eigenes Gesetz – ich meine nicht die Paragraphen der Juristerei, nicht das Staatsgrundgesetz und die Polizei. Mit dem würde man fertig. Aber jeder hat sein inneres Gesetz: der eine geht nach oben, der andere nach unten, und wer steigen soll, wird steigen, und wer fallen soll, wird fallen. Mir ist bisher noch nichts gelungen. Dir ist bisher noch nichts gelungen, vielleicht ist es schon geschworen, wahrscheinlich sogar, dass wir untergehen müssen. Wenn du mich ehrlich fragst, so sage ich dir, ich glaube nicht, dass ich so einer bin, der einmal ganz glücklich sein wird, vielleicht passt es auch gar nicht zu mir, ich bin schon zufrieden mit einem Monat, mit einem Jahr, mit zwei Jahren. Wenn wir's wagen, so denke ich nicht an ein seliges Ende mit weißem Haar und an ein trautes Heim im Grünen, ich denke nur an ein paar Wochen, ein paar Monate, ein paar Jahre über den Revolver hinaus, den wir nehmen wollten.«

Sie blickte ihn ruhig an. »Ich danke dir, Ferdinand, dass du so aufrichtig bist. Hättest du begeistert geredet, ich wäre

misstrauisch geworden gegen dich. Ich glaube auch nicht daran, dass es uns lange gelingt. Immer wenn ich unterwegs war, hat's mich zurückgerissen. Wahrscheinlich ist es vergeblich, was wir tun, und es hat keinen Sinn. Aber es nicht zu tun und so weiterzuleben, wäre noch sinnloser. Ich sehe nichts Besseres. Also – du kannst auf mich zählen.«

Er blickte sie an, hell, klar, aber ohne Heiterkeit. »Unwiderruflich?«

»Ja.«

»Und Donnerstag, den 10., um sieben Uhr?«

Sie hielt seinen Blick aus und hielt ihm die Hand entgegen.

»Ja.«

\*\*\*

## Rausch der Verwandlung

Variante zu Teil II

Vier Wochen lang erträgt Christine diesen grausamen, krankhaft überreizten Zustand gewaltsamer Einsamkeit. Dann kann sie nicht mehr: der Traumstoff ist aufgezehrt, jede Stunde jener zwölf Tage durch und durch gedacht bis in die letzte Sekunde, und von diesen fanatischen Träumerein kommt keine Tröstung mehr und keine Kraft. Etwas in ihr ist zu Ende. Und erschöpft wie nach langer Krankheit, wie nach einer ungeheuerlichen Anstrengung, mit einem ständigen dumpfen Schmerz zwischen den Schläfen, steht sie morgens auf, den Dienst tut sie dösend und halb nur bewusst, müde, wenn er endet, und müde schon, wenn er beginnt. Das Bergbraun auf ihren Wangen ist abgeblasst, blaue Ringe schatten unter den Augen, ihre Hände sind schwer und wie ohne Blut. Sie kann nicht mehr weiter, abends versagt sich ihr der Schlaf, sie fürchtet sich vor dem Aufstehen, sie fürchtet sich abends vor dem kalten Bett, in dem ihr eigener Körper fremd, heiß und unruhig liegt. Alles ekelt sie, alles widert sie, das Essen, die Menschen, die Arbeit, die Gasse, das Zimmer, das Wachen und der Schlaf und das Spiegelglas, das ihr Gesicht zeigt, das sie nicht sehen will, mutlose Augen, einen erschreckten bösen Mund, immer, immer wieder eine, die sie nicht sein will und die sie doch ist.

Es dauert vier Wochen, während derer sie keine vierzig Worte gesprochen, keine vierzig Schritt getan hat aus dem Haus, vier Wochen wilden, wehrlosen Widerstands und ehrlichen Wehrens. Dann plötzlich, eines Abends, kann sie nicht mehr weiter mit diesem sinnlosen Traumspiel, mit dieser wertlosen Wunschverwandlung: sie will, sie muss sich wieder sehen, so wie im Traum, als die andere



aus dem andern Spiegel. In der untersten Lade der Kommode liegt seit dem Tage ihrer Rückkunft alles verstaut und verschnürt, was sie seitdem noch nicht den Mut gehabt hat, wieder anzusehen: das Abendkleid, das ihr die Tante geschenkt hat, ein Hemd von der guten Wäsche, zwei Paar Strümpfe, ein Paar Schuhe und jener zauberische Schal. In ein Paket hat sie damals alles rasch verschnürt, in braunes Papier. Sie konnte es nicht tragen in den Trauertagen, und es anzusehen, wäre Qual gewesen. Jetzt schließt sie mit dem Schlüssel sorgfältig die Tür, macht die Fensterläden zu, wie ein Zauberer zur Beschwörung alles verdunkelt, so rüstet sie alles geheimnisvoll, um das Gespenst des Fräulein van Boolean, ihre Traumgestalt, vor sich erstehen zu lassen. Das Zimmer ist dunkel, auf der Holzterrasse kein Licht, niemand kann sie stören in diesem nekromantischen Spiel. Sie beugt sich über die Lade und holt das Paket heraus. Leicht und warm liegt das Kleid ihr wieder in der Hand, im Dunkel betastet sie es zärtlich, das Herz klopft ihr heftig, und unbewusst spürt sie mit dem Instinkt, dass sie etwas sehr Gefährliches und Verwegenes beginnt, noch einmal diese schon Gestorbene wieder zu erwecken, noch einmal sich zu verführen und zu verwirren; zärtlich betastet sie den verborgenen Schatz, von dem niemand im Hause etwas ahnt, niemand im Dorfe, die Schwester nicht und nicht die andern, dieses rieselnde kostbare Stück Geheimnis, das ihr allein gehört. Bei der Berührung der Finger erinnert sich der ganze Körper wollüstig des Gefühls, das Lockere leicht und selig getragen zu haben. Immer wieder fühlt sie es an und fühlt dabei, dass jene andere in ihr vielleicht noch nicht tot ist, nur hier erdrückt, verkerkert und versteckt. Und plötzlich hat sie einen Plan.

Plötzlich hat sie ihren Plan. Am Samstag nach Wien reisen, dort absteigen in einem Hotel, sich umkleiden. Wie-

der einmal die andere sein, einen Abend lang, dort, wo sie niemand kennt, noch einmal beginnen, wo sie aufhören musste, doppelt leben, vier Wochen lang den grauen Tag als Postassistentin Christine Hoflehner, und dann dort in Wien, wo sie niemand kennt, für ein paar Stunden die andere sein, das Fräulein van Boolean, die andern betrügen, sich selbst betrügen, oder nein, wirklich die sein, von sich selbst weggerissen sein aus der trüben Treitmühle heraus, und dann fremd und frei dem Zufall gegenüber. Nicht wie hier reglos eingestampft wie ein Stein im Pflaster. Wieder einmal Licht sehen, die laue Luft des Luxus spüren, Leben und Lebendigkeit, andere, hellere, geschmücktere Menschen, und noch einmal dort sich selbst im Spiegel sich entgegenschreiten sehen, nackt die Schultern, strahlend den Blick. Der Gedanke berauscht sie, und plötzlich ist sie munter, zählt ihr Geld nach – reichlich genug, hundervierzig Franken noch von damals, hundertzwanzig Schilling erspartes Geld. Das reicht. Sie richtet das Bügeleisen her, putzt und bessert die Schuhe blank und richtet zahllose Kleinigkeiten. Wenn sie nur einen bessern Mantel hätte und nicht diesen elenden alten Strohkoffer, damit kann man nicht ankommen in einem vornehmen Hotel. Aber nein, das ist ja nicht nötig. Man steigt ab in einem kleinen Hotel, einem unscheinbaren, zieht sich dort um und abends dann – wie oft kamen von kleinen Pensionen und Autotouren Gäste in das Palace Hotel für den Abend hinüber – in irgendein Ringstraßenrestaurant, irgendwohin, wo sie niemand kennt, wo man sie für die nimmt, die sie sein will in dem wunderbaren und wunderbar erprobten Kleid.

Die Hände beben ihr vor Lust. Der Gedanke, einmal weg zu sein, aus sich zu entfliehen und die andere zu werden, noch einmal, wenn auch nur einen Abend lang, geht über sie hin wie ein Rausch. Soll sie das Kleid nicht vorher

noch proben? Nein, sie weiß, es ist nicht nötig. Wenn es ihr wieder frei über die Schulter fließt, dann ist auch die alte Sicherheit wach, der freie Nacken, die hellen Blicke, der straffer belebtere Gang. Einen Abend lang kann niemand sie erraten, einen Abend lang kann sie die andere sein.

Die letzten Tage dieser Woche vergehen ihr rasch, leichter, lockerer fließt ihr die Arbeit, eine kleine Lust des Betrugers kommt über sie, wenn sie diese biedern, plumpen, pfeifenschmauchenden Bauern vor dem Schalter bedient. Ihr ahnt es nicht, denkt sie, heimlich erregt, keiner ahnt von euch allen, wer ich morgen bin, keiner würde mich erkennen. Versitzt nur den Sonntag tierhaft träg bei eurem sauren Bier und schimpft euch die Mäuler voll über mich, ihr ahnt nicht, wo ich bin und wer ich bin. Mit einem Mal tut nichts mehr ihr weh, es drückt sie nicht einmal das vergiterte Fenster, weil sie weiß, sie kann, sie wird entschwinden in irgendeine neue Form der Verwandlung. Und tatsächlich, am Samstag abends lässt sie (sollen sie sich die Mäuler zerreißen!) die Glastür früher herab, um den Fünfuhrzug zu erreichen, und sie erreicht ihn, vor sieben ist sie in Wien, nimmt unter dem Namen von Bohlen – die Hand zittert gar nicht beim Einschreiben des fremden Namens, so gewiss ist sie schon beim Einschreiben, die andere zu sein – ein Zimmer in einem kleinen Hotel in der Mariahilfer Straße und kleidet sich hastig um. So oft hat sie dies in diesen wilden Traumwochen getan, zu oft sich den Augenblick fantastisch nachgelebt, dass sie das weiche Hemd und Kleid um die Schulter zieht, als dass sie es abermals neu erlernen müsste. Zehn Griffe, ein rasches Zurechtschüteln, und alles ist wie damals: abermals lächelt wohlgefällig der Spiegel. Dann – es ist ein Wiederholungszwang, der sie treibt – dringt sie eilig, ehe er noch die Rollläden niederlässt, bei dem Damenfriseur ein. Wieder fühlt sie

warme Wellen sich überrieseln, flinke Hände ihr das Haar umschmeicheln, nach ihrer Anordnung zeichnet geschickter Stift ihr abermals die Lippe rot und scharf, etwas Farbe frischt die Wangen, ein goldfarbener Puder zaubert die Erinnerung an Sonnenbraun des Engadins. Immer mehr besinnt sie sich im dargereichten Handspiel, sich als die zu erkennen, die sie sein will, und wie sie aufsteht, in eine dünne Wolke Duft gehüllt, spürt sie bis in die Knie die alte Kraft. Aufrecht schreitet sie hinaus, mit unterirdisch beobachtender Neugier achtet sie auf jeden Blick, der sie streift. Neugierig sieht man sie an, und wirklich, ein Mann bleibt stehen, zögert, ob er ihr nachschreiten soll, nur eine Sekunde, aber es tut ihr wohl. Ja, atmet sie, ich bin noch da, ich bin noch da. Wenn er mich gesehen in meinem Kleid und dem hässlichen Rock, gewiss wäre er mir nicht nachgefolgt und ich hätte es nicht wieder gespürt wie damals, dieses wunderbare Begehrtsein von einem, von allen, von vielen. Ob ich nun nicht doch – ich habe ja genug Geld – einen Mantel kaufen sollte. Unruhig bleibt sie bei einer Auslage stehen, wo in dichten Reihen Pelze hängen, Hermelin, Zobel, Nerz. Einen Pelz, denkt sie, einen Pelz, wie das einen wärmt, wie das einen sicher machen müsste. Heiß brennen ihre Blicke in das Spiegelglas. Aber wo das tragen, wie das verstecken vor den Leuten, wie das bezahlen? Nein, nicht daran denken, sondern weiter, weiter!

Nicht zu viel denken, nicht zu viel vorsorgen, sich treiben lassen, weiter, weiter. Es ist sehr, sehr gut zu gehen im kühlen Septemberabend, endlich anderes zu sehen als diese dreckige Dorfstraße, Frauen, kurzgeraffte, mit leichtem Gang, gut angezogene Männer und ihre freundlich streifenden Blicke und die ersten grellen Lichtreklamen über den Dächern. Nur weiter, nur sich tragen lassen vom spaziergängerischen Strom, die hohen Ufer der Häuser entlang,

fremd zwischen Fremden, aber doch lebendig durch so tausendfältiges Leben. An manchen Stellen erinnert sie sich. Das Kunsthistorische Institut, da hat man sie von der Schule einmal herumgeführt, links der Volksgarten, da hat sie als Kind mit der Cousine gespielt, die Hofburg, der Kaiser, raselnder Trommelschlag, stramm klirrende Waffen und dann der gefederte Wagen, der alte gebeugte Mann, weißer Knebelbart und die zur Kappe grüßend erhobene Hand und neben ihr der Vater, der sie geführt, um ihr den Kaiser zu zeigen – plötzlich ist das alles wieder da mit dem einen Blick auf das Burgtor und das Kind in ihr, verschollen, vergessen, verschüttet unter den restlichen Jahren. Und weiter und weiter, träumerisch und erregt; bei der Oper bleibt sie stehen, dort drängen Menschen zusammen, Autos fahren vor mit spiegelnden Gläsern, rotem, blauem, schwarzem Lack, ein livrierter Diener öffnet den Wagenschlag: gleich muss die Vorstellung beginnen. Abermals lässt sie sich treiben und tritt ins Foyer: Marmor und Gold, der alte kaiserliche Prunk. Sonderbar, denkt sie, in Wien bin ich geboren, sechsundzwanzig Jahre bin ich alt, sechzehn habe ich hier gelebt und zehn eine Stunde weit, und nie bin ich in diesem Haus gewesen, nie habe ich Geld und den Gedanken gehabt, mir einen Sitz zu kaufen, das Orchester anzuhören, die Sänger, von denen sie schreiben in den Zeitungen, dass sie die herrlichsten der Welt seien. Jeden Abend gehen tausend, zweitausend Menschen hier herein, sie dürfen kommen und genießen und verstehen: wer sind diese andern, diese wenigen und immer dieselben, die alles haben, die Kleider und die Wagen und die Reisen und die Freiheit und die Sicherheit, die Pelze und die Villen mit den Gärten? Neugierig sieht sie die Frauen an, die, den Abendmantel locker zurückgeschlagen, im Gefühl der Rechtmäßigkeit neben Herren im Frack und seidenschwarzen Überwürfen die Marmor-

terrasse hinaufsteigen in ihre Logen, in das goldene Gehäuse der Musik, und mit einem Riss von Neid und Zorn spürt sie, so wüsste sie auch zu gehen, so leicht und frei in einem schönen Kleid. Einen Augenblick überlegt sie, ob sie nicht eine Karte kaufen solle, nur um der Lust willen, zwischen diesen allen die Treppe emporzusteigen und sich von den andern im Vorraum wartenden Neugierigen bewundern und beneiden zu lassen, die hier selbst gegen ihren Willen die andern bewunderte und beneidete. Aber sie hat Angst, allein zu gehen, und dann der Mantel, der hässliche Mantel über dem schönen Kleid, ihn müsste sie erst irgendwo verstecken und ablegen können. Nein, es hat keinen Sinn.

Die Signalglocke schwirrt, die Letztankommenden eilen, den Mantel im Lauf ausziehend, rasch den Garderoben zu, die Halle wird leer, die Neugierigen verlieren sich. Jetzt beginnt es drinnen, denkt Christine, Musik, herrliche Musik, die ich so liebe, und wie lange habe ich keine wirkliche mehr gehört, edlen Gesang wie silbernen Kahn über der strömenden Woge des Orchesters, die gesammelten Stimmen: nur in der Kirche manchmal, sonntags in der Hofkapelle, wo man nichts zahlen musste, und im Hochamt in der Stefanskirche, und diese andern haben es immer, wann sie wollen, immer sind sie innen und wir außen, wir andern. Die Lichter löschen im Foyer, es hat begonnen. Innen setzt jetzt (sie hat es ja auf dem Klavier geübt) die Overtüre zu Don Juan ein, aber kein Ton dringt durch die unsichtbare Wand, die ewige unsichtbare Wand. Ein Seufzer und Christine geht weiter. Es ist dunkler geworden, Bogenlampen schweben, weiße Monde, über der Ringstraße, an der Kärntnerstraßenecke ist der Korso noch belebt. Zahllose gehen mit, lassen sich treiben im Gewühl, dem Opernring entgegen. Vor einem großen Hotel macht sie Halt, wie magnetisch angezogen: eben ist ein Auto vorgefahren, die

livrierten Diener stürzen heraus, sie nehmen Koffer und Tasche einer etwas orientalisch aussehenden Dame auf, die Drehtür schwenkt und schluckt sie auf. Es ist wie damals im Engadin oben, und die Erinnerung gibt ihr einen Stoß auf das Herz. Zehn Schritte, zwanzig Schritte, und man atmet wieder diese Luft von Luxus und Sorglosigkeit, man wäre wieder (sie hat doch das gute Kleid an) die andere. Sie denkt an ihr Geld, was soll ich denn tun mit dem Geld, dort in diesem Drecknest kann ich es ja nicht ausgeben, und wozu sparen, immer sparen, ich habe genug gespart. Ich könnte doch hier essen im Speisesaal, niemand kennt mich, niemand weiß, wer ich bin. Nur einmal wieder sich die Augen auffrischen, sich stärker erinnern, was kann mir denn geschehen, wer kann mich herausweisen, ich habe doch schließlich das Recht, wenn ich bezahle, es wird teuer sein, aber das macht nichts, ich bezahle es. Nein, niemand kann mich herausweisen, dazu bin ich ja hergekommen, wo soll ich denn hin, wo kann man so ein Kleid tragen, so ein wundervolles wie das von der Tante, als in so einem Hotel. Nur jetzt Mut, nur Mut, nur diese zwanzig Schritte. Wenn ich dann den Mantel abgetan habe in der Garderobe, dann geht es schon, dann fühle ich mich wieder sicher, ich weiß ja, wie wunderbar leicht man sich fühlt. Christine kann nicht weiter. Sie bleibt auf der Straße mitten im Gedränge stehen und starrt auf den Eingang, wie ein saugender Trichter zieht diese Drehtür sie an. Noch widerstrebt etwas in ihr, eine letzte Angst vor dem Betrug. (Aber wen betrüge ich denn? Ich habe doch das Geld und das Kleid? Ich bin doch ich! Plötzlich, ohne dass sie es spürt, ohne dass sie es recht wissen will, zieht es sie hin, der Boy schleudert die Tür, und sie steht im Vorraum. Vom Schaltepult sieht der Portier her, unbeschäftigt. Mut jetzt, Mut! An ihm glatt vorbeizugehen in den Speisesaal hinein, hat sie nicht recht Kraft. So bleibt

sie stehen und fragt, etwas eingerostet ist ihre Stimme, ob Herr und Frau van Boolean aus New-York schon angekommen seien (immer duckt sie sich noch unwillkürlich unter die Legitimität jenes Namens). »Ich werde sofort nachsehen«, antwortet höflich der Portier. Auch hier wie in der Schweiz entäußert dollarische Herkunft sofort besonderen Respekt. Er blättert im Verzeichnis nach, und die zwei, drei Minuten geben Christine Zeit, sich etwas auszudenken. Wie er höflich mitteilt, »nein, die Herrschaften seien zur Zeit noch nicht eingetroffen«, sagt sie kurz: »Nun, dann werde ich im Speisesaal warten, und wenn Herr van Boolean noch heute Abend eintrifft, so bitte ihm zu bestellen, seine Nichte warte im Speisesaal.« »Zuverlässig, zuverlässig«, notiert der Portier – und entlastet, gesichert, vor sich selbst gesteigert, geht Christine auf die Garderobe zu, und sobald sie den hässlichen Mantel (ich muss mir doch einen neuen kaufen zum Abendkleid) dort verstaubt hat, geht sie, frei die Schultern, unbesorgt in den Speisesaal.

Eine Sekunde Unsicherheit dann noch an der Tür des Speisesaals, so wie man mit dem Fuß im Dunkeln zögert, ehe man die Stufe niedertritt, dann ein Blick und neue Sicherheit: es ist ähnlich wie dort oben und beinahe dasselbe, nur die Fenster, die dort leuchtend die Landschaft hereintragen, durch dunkle Portieren ersetzt, aber dasselbe warmfarbene Tischlampenlicht, der gleiche gedämpfte Teppich, dieselbe Stille bei steter Bewegtheit der schwarz umher-schießenden Fräcke, dieselbe kühle Distanz von Tisch zu Tisch, und es würde sie nicht wundern, wenn von irgendeiner Ecke einer dieser Smokingherren sie grüßte, so ähnlich macht die Mode und gesellschaftliche Zucht die Bewohner dieser Welt. Gleich am Eingang empfängt die Zögernde der Oberkellner, steif die Brust, steif das Gesicht mit einer eingelernten Geste, die Devotion mit Selbstachtung geschickt

in Schwebe hält. Solche Höflichkeit tut dem ungewissen Gast wohl, ein Stück Angst fällt von ihr ab: also auch ohne Deckung des Namens, ohne den Familienschutz, nur auf ihr Kleid, auf Sein und Schein nimmt man sie für voll. Ohne Herzklopfen nimmt sie Platz am angewiesenen Tisch.

Nach einer Minute nähert sich der Kellner, die Karte in der Hand. Oh Gott, erinnert sich Christine, hier muss man selbst wählen. Dort kam alles von selbst, man musste nicht wählen, nicht denken, schon flog es heran. »Vielleicht etwas Kaviar zuerst oder Austern«, insinuiert der Kellner höflich, während er die Karte überreicht. Kaviar, Austern, Christine fühlt einen leisen Schreck, das sind doch die teuersten Sachen, selbst dort oben wurden sie nie serviert. Aber vielleicht ist das hier nötig, vielleicht wird man hier scheel angesehen, wenn man sie nicht wählt. Die andere Angst, die, vor dem Kellner sich durch eine Abweisung als kleinlich oder ärmlich zu verraten, ist stärker als die Angst vor der Ausgabe. Mit gespielter Selbstverständlichkeit (sie kostet ihr viel Kraft) murmelt sie gleichgültig: »Ja, bringen Sie mir Kaviar.« Der Kellner verbeugt sich, tritt ab, ein zweiter tritt vor mit einer ledergebundenen schmalen Mappe, der Weinkarte, was die gnädige Frau zu trinken beliebt. Schrecklich dieses Wählen und Bestellen, glücklicherweise fällt ihr ein, dass einer der Weine, die sie oben getrunken, Chablis heißen, so bestellt sie ihn, und nun bleibt sie erlöst, wie nach einer überstandenen Prüfung mit sich allein. Nun bin ich da, denkt sie, aber warum schaue ich mich nicht um, warum starre ich so besessen auf dieses weiße Tischtuch, warum drückt's mir immer so den Nacken herunter? Ich bin doch da, ich werde bezahlen, ich bin so gut gekleidet wie die andern Frauen, nein, viel besser als die vom Nebentisch in ihrem Strickkleid, es könnte aus einem Kaufhaus sein. Und alles ist so, wie ich es gewünscht und gewollt habe, was ...

was ist denn mit mir? Warum fühle ich mich nicht so glücklich, so locker, so frei wie dort, einen ganz harten Zug muss ich um den Mund haben, was ist denn mit mir? Sie ist irgendwie enttäuscht von dem allen und vor allem enttäuscht über sich selbst, dass nicht das Fräulein-von-Bohlen-Gefühl in ihr ist, trotz des Kleides und des großen Hotels, sondern das alte, das feige, das ängstliche Postassistentin-Gefühl, dass einem das Geld ausgehen könne, ehe man daran denkt. Denn das ist es, jetzt weiß sie es plötzlich, warum das alles so unfrei in ihr und um sie ist. Gegen ihren Willen denkt und rechnet sie die ganze Zeit: Kaviar, was wird das kosten? Und der Wein? Habe ich genug Geld bei mir, werden die siebzig Schilling reichen, oder muss ich am Ende einen Hundertfrankenschein wechseln? Kann man das hier wechseln in einem Saal, oder fällt das nicht auf? Das hätte ich mir doch überlegen sollen, schließlich, was hätte es gemacht, es sind sicher auch Leute da, die nicht so teure Sachen essen, die nebenan und die gegenüber sehen mir nicht so aus. Es war doch unnötig und eine Dummheit.

Indes hat der Kellner tatsächlich den Kaviar gebracht, die schwarzkörnige Blechdose, eingebettet in einem gehöhlten Eisblock: wie sie das bewundert hätte oben, ohne den grässlichen Gedanken an das Geld! Mit einem Hornlöffel schält er paar hundert Körner heraus und klopft sie auf den Teller, höflich fragend, ob es genug sei. »Ja, genug«, hastet sie nervös, und es klingt, als hätte sie gesagt: »Viel zu viel.« Sie beginnt zu essen und spürt nicht deutlich, wie es schmeckt, so eng ist ihr die Kehle geworden, und merkwürdig, das freie Gefühl im Nacken, es ist weg und verschwunden. Tief drückt sie sich hinab und löffelt rasch hinunter, als ob sie etwas Verbotenes täte. Ein Leichtsinn, denkt sie, ein Wahnsinn wegen paar dieser glitschigen Körner solche Angst, nein, ich werde nie sicher sein mit mir allein,

ganz anders ist das als dort droben, wo man ans Geld nicht denken musste. Und ungewiss beginnt sie zu ahnen, dass Geld nur Reichtum ist, wenn es ungezählt und unbedacht fließt und strömt, nicht wenn es zuckend und gerechnet wie Tropfen aus den Fingern fällt, und dass man ewig Eindringling bleibt in dieser obern, in dieser seligen Welt ohne das sichere Gefühl der Zugehörigkeit.

Abermals schattet der Kellner heran, abermals soll sie wählen. Sie hat innerlich gar keine Lust, keinen Hunger mehr, nur Angst, Angst, Angst, nur den einzigen Gedanken, jetzt nicht noch etwas wählen, was teuer ist. Da erinnert sie sich, der Onkel hat einmal, als er sich nicht wohl fühlte, einen kalten Schinken bestellt: das kann gewiss nicht so rasend kostbar sein, und tatsächlich nimmt, ohne die gefürchtete Verächtlichkeit zu verraten, der Schwarzfrack den Auftrag entgegen. Der andere hat unterdessen Wein in dem silbernen Eiskübel herangebracht, sie nippt daran einmal, zweimal, versucht einen kräftigen Zug mit der letzten leisen Hoffnung, vielleicht wird jetzt die Beschwingtheit kommen, das alte Von-Bohlen-Gefühl, aber nichts. Das Unbehagen bleibt: fremd, fremd, fremd. Manchmal hebt sie den Blick in den weiten strahlenden Raum, aber es ist, wie wenn ein Nachtschmetterling verstört gegen die hellen Gegenstände taumelt, angezogen vom Licht und ängstlich an irgendeinem der erhellten Gegenstände sich niederzulassen. Niemand achtet auf sie, spürt sie, ein Luftraum, fremd, kalt, steht zwischen ihrem Tisch und den andern, wo geschmückte Frauen und allerhand Smokings lustig oder zurückhaltend plaudern, berechtigt in ihrer Gegenwart, ohne Neugier und Misstrauen, gleichgültig, vollkommen gleichgültig und achtlos gegen diese zufällige Frau an dem Tisch links in der Ecke.

Eine ganze Stunde sitzt sie, ein gequälter Mensch, wie

eingesperrt in sich selbst, in diese Sinnlosigkeit, bestellt noch eine Schokoladentorte, Likör – es ist schon einerlei, es ist doch das letzte Mal –, und wartet, wartet auf irgendetwas. Wartet, ob es nicht doch endlich kommen wolle, dieses plötzliche Leichtwerden in den Adern, dieses an Gruß und Lächeln gesteigerte Selbstgefühl. Aber nichts. Gäste stehen von ihren Tischen auf, neue kommen, Kellner begrüßen, bedienen, kümmern sich weiter nicht um sie, ihre Pflicht ist getan, und noch immer wartet, aber immer schon hoffnungsloser (gleich wird der Vorhang fallen) die Schauspielerin ihrer eigenen Vornehmheit auf das Stichwort, um vorzutreten, aber nichts, nichts. Wozu bin ich da? Warum stehe ich denn noch nicht auf? Sinnlos ist es, dieses sündhaft viele Geld auszugeben, nur um zu wissen, dass all das nicht wiederkommt, nur um mir eine Komödie vorzuspielen, an die ich selbst nicht glaube. Nur weg jetzt, nur weg, nur ein Ende, nur ein Ende, ich ertrag es nicht mehr.

Die Rechnung macht 49 Schilling. Nervös zieht sie die kleine Kalbledertasche, Geschenk der Tante, zahlt und zerreißt den Zettel in viele kleine Stücke, so sehr schämt sie sich vor sich selber. Mehr als einen halben Monatsgehalt vertan für den törichten Wunsch, diese Luft zu atmen, und dann war sie vergiftet von Unruhe und Angst, ob sie dem Kellner genug Trinkgeld gegeben habe – so kalt hat er das Geld eingestreift –, aber gleichgültig, was geht es mich an, ich komme doch nie wieder hierher, nie mehr. Beim Ausgang stürzt noch hastig der Boy vor, ob die gnädige Frau ein Auto wünsche. Nein, nein, wehrt sie heftig ab, um Gottes willen nicht jetzt noch Geld ausgeben. Von den siebenzig Schilling sind nur mehr zwanzig übrig, davon muss sie das Zimmer zahlen und frühstücken, mittagessen (nein, ich brauche nicht mittagessen, ich kaufe irgendwo eine Kleinigkeit), und dann heißt es sparen und sparen, um die-

sen Irrwitz gutzumachen. Nur jetzt nichts mehr ausgeben, nicht mehr sich umschaun, nichts mehr sich kümmern, nach Hause, nach Hause, nach Hause. Einmal spürt sie, wie ein Schatten hinter ihr scharf herkommt, und gleich darauf einen Mann, der von der Seite her ihr ins Gesicht sieht: wahrscheinlich hält er sie für eines von den Weibern, wie sie jetzt mit einem Mal überall an den Ecken stehen. Aber es ist ja einerlei, alles ist jetzt einerlei, wofür man sie hält und was man meint und denkt, und wenn das Auto, das beim Straßenübergang jetzt gerade vor ihr noch im letzten Augenblick stoppte, sie niedergestoßen hätte, auch das wäre einerlei. Nur nach Hause, nur zwischen vier Wände, nicht mehr sich beunruhigen lassen, von nichts und niemand. Nichts mehr denken, nichts mehr wollen, allein sein, schlafen, schlafen, tot sein.

Im Hotel geht sie rasch hinauf in den kleinen Raum, sie wirft sich in den Sessel. Vorbei, sie weiß es, jetzt ist es endgültig vorbei. Man kann nicht als Gespenst seines Wunsches leben, nicht eine Reiche, eine Adelige sein als kleines Postfräulein. Man kann nichts gegen sein Schicksal. Es hat keinen Sinn, dass man die Muskeln spannt, es hat keinen Sinn, nichts hat einen Sinn, nur schlafen, schlafen, nichts mehr wissen von sich, sich vergessen, alles vergessen. Die Hand tappt zum Kontakt und zündet Licht im kleinen Raum, eng, schmal, mittelmäßig eingerichtet, nicht gut, nicht schlecht, irgendein Raum nur mit einem Bett, einem Schrank, Lager für eine Nacht und nicht mehr. Sie nimmt das schöne Kleid, vergeblich schön, um es von der Schulter herabzulassen, und plötzlich packt sie ein Zorn, eine maßlose, sinnlose Wut über dieses Kleid, das sie verführt und verleitet hat zu diesen dummen und lächerlichen Lügen, und plötzlich, ohne dass sie weiß, was ihre Finger tun, reißt sie es mitten durch und erschrickt von dem peitschenhaften

Riss der Seide, in der rechten Hand, in der linken je einen Fetzen: aber dann atmet sie auf. Besser so, Schluss, erledigt. Nicht mehr daran denken, nicht mehr sich narren lassen. Vorbei, erledigt, vorbei!

Aber was jetzt! Sie wagt nicht zu denken, ausgeschöpft fühlt sie sich und schwach, müde und dumm. Nichts mehr denken, nur schlafen, schlafen, schlafen, und sie wirft sich mit ihrem warmen, jungen, bebenden Körper erbittert ins Bett, so wie man ein wertloses zerknülltes Papier in die Ecke haut.

Sieht ein Mensch in seinem eigenen Leben keinen Sinn, wird sofort die ganze Welt für ihn sinnlos. Als Christine aus verworrenem Schlaf in dem kleinen fremden Hotelzimmer erwachte und, um sich zu besinnen, ans Fenster trat, schien ihr alles namenlos stupid, unverständlich und unverständlich, was sie erblickte. Wozu klirrte da draußen die Straßenbahn, knatterten in unverständlicher Eile die Autos, wozu standen fünfstöckig, mit hundert blinden Fenstern diese steinernen Häuser und glotzten weiß und farbig die Tafeln von Zahnärzten, Federschmückerinnen, Modegeschäften, warum standen müßige und geschäftige Menschen auf dem Pflaster und turnten Verkehrspolizisten mit mario-nettenhaften Bewegungen in den leeren Morgen hinein? Wozu war sie selbst da, wozu stand sie am Fenster eines unbekanntes Hotels und starrte hinaus, von niemand gesehen, von niemand gerufen, von niemand gekannt? Wozu? Sie wandte sich um. Auf dem Sessel lag zerfetzt, vornüberhängend wie der Leichnam eines Ertrunkenen das Kleid.

Jetzt erinnerte sie sich an alles von gestern, an den Zusammenstoß – »Warum hat der Führer gestockt, schade, sonst wäre alles zu Ende« – und der zornige Riss, den sie selbst getan, aber sie empfand keinen Ärger mehr darüber. Gut so. Vorbei, erledigt. Jetzt war es tot, dieses abgewürgte

Van-Boolean-Gespenst, zu Ende dieser Wahnwitz des Herauswollens mit Gewalt, des sich Hinaufturnenwollens in die obere Welt. Genug jetzt, vorbei. Wieder werden, der man war, klein, arm, ein Nichts. Nicht mehr als die Millionen andern im Schatten, die hinter Hauptbüchern Kolonnen addieren und Couverts ausschreiben und Ziffern rechnen, Marken, die darben und irgendetwas verkaufen, was andere tragen sollen. Resignieren, Abschied nehmen, vergessen, sich selbst vergessen!

Vor dem Fenster stand Septemberhimmel, blau und satt im strengklaren Licht. Wieder ein Tag hatte begonnen und wollte gelebt sein, ohne Erwartung, ohne Freude, noch einer, noch einer der leeren sinnlosen Tage. Was tun? Irgendwo hinaus, aber wohin! Es hatte doch keinen Sinn. Aber doch, nur weg von hier, nur endlich weg aus diesem ewigen Imkreisegehen um sich selbst. Mit jemandem sitzen, wieder einmal mit jemand sprechen. Zur Schwester, fiel ihr ein, könnte sie gehen, oder zum Onkel Hofrat – nein, nicht zu ihm, der meint sonst, dass sie etwas haben will –, besser zur Schwester, es gehört sich doch; seit dem Tode der Mutter haben sie sich nicht gesehen. Und der Schwager hat sie doch so herzlich aufgefordert. Aber besser erst nach Tisch, sonst glauben sie, glaubt die Schwester (mein Gott, sie ist ja so geizig geworden seit dem Krieg), sie käme wegen des Mittagessens. Sie nahm ein Frühstück in einem Kaffeehaus, trank rasch das Heiße, um den bitteren Geschmack von der Zunge zu haben. Der Kellner brachte Zeitungen, sie blätterte sie durch, ohne sie zu lesen. Regierungswechsel, Mord in Favoriten, Zusammenbruch einer Bank, Flug über den atlantischen Ozean, Kündigung einer Sängerin in der Hofoper – leer liefen die Zeilen vorüber, was ging es sie an. Alles war fremd und unsinnig. Dann ging sie die Straßen hinab, aber ängstlich den Blick wegge-

dreht von den Auslagen. Nur nicht mehr Pelze sehen, die Kleider, die tausend Spielzeuge des Luxus, nicht mehr sich auflocken lassen, nicht mehr sich quälen. Nur nicht mehr aufschauen, nur nicht mehr sich vergleichen, nicht mehr sich erinnern. Nur wieder Ruhe haben vor diesen wilden, sinnlosen Wünschen.

Im Volksgarten setzt sie sich auf eine Bank und lässt die laue Septembersonne sich durch die Hände laufen, schrecklich müde fühlt sie sich, als wären aus dem Körper alle Knochen und Sehnen herausgeschnitten, so schwer und müde liegt die Haut an dem harten Holz. Leute gehen vorüber, sie blickte sie kaum an, Kinder lärmten und lachen, sie hörte nicht hin. Nur sitzen, nur ausruhen, nur endlich einmal müde sein. Nach einiger Zeit setzt sich eine ganz junge Frau, ärmlich gekleidet, ein dreijähriges Kind an der Hand, grüßend auf die Bank. Sie wandte sich nicht um. Aber das Kind, unruhig und laut, spielt um sie herum, schließlich tappt es in seiner tierisch naiven Neugier die fremde Frau an. Die Mutter entschuldigt sich bei ihr, dass das Kind sie belästige. Aber nein, wehrte Christine ab und sah das Kind an, das, über den unverständlichen Beweis erschreckt, sie blauäugig anstarrt. Sie kam mit der Frau ins Gespräch. Neunzehn Jahre war sie alt, schwaches Kind. In Gmunden hatte sie einen Wehrmann kennengelernt und war weggelaufen mit ihm. Zum Heiraten war noch kein Geld da, jetzt brachte sie sich als Bedienerin fort, nun, es wird schon gehen, ein Jahr, da hat er noch zu dienen, dann kriegt er wohl eine Stelle bei der Gendarmerie, dann wird man heiraten können. Christine sah mit Bewunderung auf die schmale dünne Frau, viel Mut haben sie, diese jungen Leute, wie viel Mut! Mit sechzehn Jahren ein Kind und weg aufs Geratewohl mit einem fremden Mann, gleichgültig gegen die Eltern, und ohne Angst



um das verfluchte Geld, ja, eine andere Generation, nicht mehr geduckt von dieser stupiden Angst um den guten Namen, nicht mehr das Rückgrat zerbrochen vom Krieg, die Seele verstümmelt von dieser wahnwitzigen Zeit. Ob sie es nicht schwer habe, fragt sie die junge Mutter. Ja, schwer hat mans schon, aber es wird schon gehen, und das Kind ist so herzlich, ein gutes, braves Dingerl, und schließlich weiß man doch, wofür man lebt. Christine spürt das Wort wie einen Stoß. Man weiß, wofür man lebt: nicht nur Marken kleben und fremder Menschen Briefe an fremde Menschen weiterschicken. Für irgendetwas sich sorgen, nicht so allein sein, nicht so grässlich allein. Wie die Frau aufsteht: »Ich muss ihn jetzt von der Kasern abholen, heute ist er Nachmittag frei«, tut es ihr plötzlich heftig weh in der Kehle, irgendetwas Gutes und Menschliches möchte sie ihr noch sagen, dieser kleinen couragierten Frau, um sich selber Mut zu machen, aber sie hat keine Kraft. Nur Adieu sagt sie, nur ein kleines, kraftloses Adieu.

# Anhang

Edition, Stellenkommentar,  
Überlieferung

## Zur Salzburger Stefan-Zweig-Ausgabe

Die Salzburger Ausgabe des erzählerischen Werks von Stefan Zweig in sieben Bänden versammelt erstmals sämtliche epischfiktionalen Texte des Autors in einer kritischen Edition. Sie versteht sich als wissenschaftlich verantwortete kommentierte Studienausgabe sämtlicher erzählender Schriften Stefan Zweigs, die auf Basis der Textüberlieferung einen soliden Text sowie einen verlässlichen Überblicks- und Stellenkommentar zu allen erzählenden Texten des Autors bieten soll.

Von wenigen Ausnahmen abgesehen, werden erstmals gesicherte Texte Stefan Zweigs präsentiert (auf textgenetischer Basis: unter Heranziehung im Nachlass erhaltener Dokumente und zu Lebzeiten erschienener abweichender Fassungen; bedeutende Varianten werden dokumentiert). Ein knapp gehaltener Übersichtskommentar zu jedem Text erschließt, soweit eruierbar, die Textgenese im werkgeschichtlichen und biographischen Kontext; sofern sinnvoll und möglich, werden Zweigs Quellen genannt und charakterisiert. Ein Stellenkommentar liefert Informationen zum besseren Verständnis des Textes für eine moderne Leserschaft. Die Les- und Benützbarkeit der Ausgabe für ein philologisch nicht interessiertes und/oder geschultes Publikum ist dabei stets gewahrt. Eine historisch-kritische Präsentation aller Textzeugen ist weder intendiert, noch erscheint eine solche zum gegenwärtigen Zeitpunkt sinnvoll.

## Zur Edition von *Rausch der Verwandlung*

### I. Allgemeines

Die vorliegende Ausgabe des Romans beruht ausschließlich auf Typoskripten mit handschriftlichen Korrekturen und Marginalien, die von Stefan Zweig nicht mehr zum Druck befördert wurden und während des Krieges bzw. danach in London geblieben sind. Dieses Material bildete die Grundlage für die erste Ausgabe durch Knut Beck innerhalb der Werk-Ausgabe bei Fischer (1982). Als Teil des Londoner Nachlasses wurden diese Original-Typoskripte von der Universität Salzburg angekauft, im Literaturarchiv Salzburg aufbewahrt und sowohl im Original als auch als Digitalisat der Forschung zugänglich gemacht (vgl. [www.stefanzweig.digital](http://www.stefanzweig.digital)). Im Rahmen der neuen Salzburger Ausgabe werden diese Typoskripte nach den gegenwärtigen philologischen Standards neu ediert und kommentiert. Im Unterschied zur Ausgabe von Knut Beck, die das Ziel verfolgte, einem breiten Publikum einen lesbaren Text zu präsentieren, und aus diesen Gründen zahlreiche Eingriffe vorgenommen hat, orientiert sich diese Edition strenger am Original und ist bestrebt, editorische Eingriffe auf ein Minimum zu begrenzen bzw. auf das Notwendigste zu beschränken (vgl. unten: »Zur Präsentation des Textes«).

Es handelt sich bei diesen Typoskripten um unvollendete, von Stefan Zweig nicht autorisierte Texte, die er in unterschiedlichen Ausmaßen Korrekturen und Überarbeitungen unterzogen hat. Dem gegenwärtigen Blick bietet sich das Material phasenweise im Zustand eines *work in progress* dar, obwohl es inhaltlich insgesamt einen geschlossenen Charakter zu haben scheint (vgl. dazu Kap. »Überlieferung und Entstehung«). Die editorischen Eingriffe müssen dieser Tatsache Rechnung tragen. Der Titel »Rausch der Verwandlung«, den Knut Beck mit Bezug auf

eine Formulierung im Roman selbst gewählt hat (NWB, S. 326), wird beibehalten. Er ist folgendem Textausschnitt entnommen und bezieht sich auf die Wende im Leben der Protagonistin, als sie – neu eingekleidet – vor einem Spiegel steht:

»Ausgezeichnet, ausgezeichnet«, lächelt ihr der Spiegel zu. In heiterer Flucht eilt sie über den Gang zum Zimmer der Tante, das kühl und seidig sie umwehende Kleid macht ihr die schnelle Bewegung zur Lust. Wie von einer Welle fühlt sie sich getragen, wie von einem seligen Wind geführt; seit Kindertagen ist sie nicht so leicht, so flughaft gegangen: Rausch der Verwandlung hat in einem Menschen begonnen. (S. 76)

Friderike Zweig schreibt am 11. Juli 1930 an ihren Gemahl: »Merkwürdig, was Du von der Unterbrechung der Freud-Arbeit sagst; ich dachte letzthin, ob Du nicht wieder an deine Postfräulein-Geschichte denkst.« (BW SZ/FZ 2, S. 187) Hier wird zum ersten Mal der Ausdruck »Postfräulein-Geschichte« verwendet, der 1982 für diesen Roman als Titel-Variante bekannt geworden ist, aber offenbar nicht von Zweig selbst, sondern von seiner Frau gebraucht wurde.

### 2. Zur Präsentation des Textes

#### 2.1 Orthographie und Interpunktion

Rechtschreibung und Zeichensetzung werden im Interesse von Lesbarkeit und Einheitlichkeit nach den derzeit geltenden Regeln modernisiert. Dazu gehören u. a. die Anpassung der s- und k- Schreibung an die gültige Rechtschreibung (z. B. *dass*] *daß*]; *erschrak*] *erschrock*), das Zusammenschreiben von irgend-Komposita (z. B. *irgendeiner*] *irgend einer*), die Modernisierung der Doppelkonsonant- und Doppelvokalschreibung (z. B. *Ellbogen*] *Elbogen*]; *Waage*] *Wage*]; *Frohheit*] *Froheit*), die moderne Setzung von Umlauten (z. B. *endgültig*] *endgiltig*), die

Kleinschreibung des Personalpronomens der angesprochenen zweiten Person (du] Du). Fremd- und Lehnwörter wurden so weit wie möglich in ihrer originären Schreibweise übernommen und an die heute geltende Orthographie und Großschreibung angepasst (z. B. Boardinghouse] Boardinghaus; Lawyer] lawyer; Flappers] flappers; Crêpe de Chine] Crêpe de chine; Manschette] Manchette). Die verschiedenen, bei Zweig bewusst variierenden Schreibweisen des Namens »van Boolean / von Boolean / von Bohlen / Krupp-Bohlens [...]« werden nicht standardisiert (vgl. Stellenkommentar und Nachwort). Offensichtliche Flüchtigkeits- und Tippfehler werden im Interesse der Lesbarkeit korrigiert und verzeichnet (z. B. krass] grass; John Stuart Mills] John Stuart Hills; Ecke der Halle] Ecke der Hall). Die von Zweig in oft unterschiedlicher Zahl gesetzten Auslassungspunkte werden durchgehend mit drei Auslassungspunkten wiedergegeben. Die Setzung einfacher und doppelter Anführungszeichen wird korrigiert und standardisiert. Fehlende, verwechselte oder falsch gesetzte Anführungszeichen werden ebenso stillschweigend angepasst.

Die Interpunktion der Textvorlage wird modernisiert, fehlende Beistriche vor und nach Attribut-, Relativ-, Konjunktion- und Vergleichssätzen sowie vor und nach erweiterten Infinitiv- bzw. Partizipialgruppen sowie Appositionen und bei Aufzählungen werden stillschweigend ergänzt. Bei Satzgefügen mit »und« bzw. »oder« (Hypo- und Parataxen) wird analog wie in Band VI der Salzburger Zweig-Ausgabe *Ungeduld des Herzens* verfahren.

## 2.2 Zweigs Umgang mit Sprachvarietäten

Zweigs Versuch, Umgangssprache und jargonhafte Sprachvarietäten zu imitieren, schlägt sich bisweilen in Stil und Orthographie einiger Figurenreden nieder. Wie sehr er an milieubedingten Sprachformen feilt, veranschaulicht exemplarisch die unpaginierte Anfang der zweiten Romanhälfte (T2K<sup>orr.</sup>, S. 1):

aus »was hast denn schon wieder« wird: »was hast scho wieder«; aus »Jedesmal hat sie etwas anders« wird: »Jedesmal hat sie jetzt was andres«; aus »ich habe schon tausend Packete aufgegeben« wird: »ich hab meiner Seel schon tausend Packete von hier aus spediert« (»Packete« ediert als »Pakete«); aus »Vielleicht gefällst ihr gut« wird: »Vielleicht gfallst ihr gut«. Zweigs Änderungen betreffen unter anderem den Vokalismus der Figurenrede (z. B. nasaliertes Auslautvokal statt Vokal mit Nasalkonsonant: schon – scho; dialektbedingter Vokal- und Umlautschwund: gefällt – gfallst) sowie den anderssprachlichen Wortschatz der jeweiligen sozialen Schicht (z. B.: Einfügungen »meiner Seel«; »Packete spediert«). Mit den verschiedenen Korrekturschichten der Typoskripte geht eine uneinheitliche Apostrophierung einher, was z. T. womöglich auch auf Abschreibe- bzw. Diktatvorgänge zurückzuführen ist. In der ersten Romanhälfte (T1) werden Apostrophe nur manchmal zur Markierung von fehlenden Buchstaben gesetzt; es ist keine einheitliche Tendenz erkennbar. Auch in den anderen Typoskripten (T2K<sup>orr.</sup>, TV<sup>ar.</sup>) sind die Apostrophe uneinheitlich gesetzt. Dies scheint der eben besprochenen jargonhaften Ausdrucksweise geschuldet zu sein (z. B.: »Erst gestern hat mirs der Verwalter [...]«), folgt aber bei genauerer Betrachtung keiner durchläufigen Systematik. Der Editionstext orientiert sich beim Setzen der Apostrophe einerseits an Zweigs Schreibung, in die nicht eingegriffen wird, andererseits am Typoskript der zweiten Romanhälfte (T2K<sup>orr.</sup>): Da Ausdrücke der Umgangssprache in Figurenreden nachweislich von Zweig mit Bleistift korrigiert und keine Apostrophe gesetzt wurden, wird diese Vorgehensweise auf alle jargonhaften Figurenreden der Edition übertragen (in beiden Teilen des Romans). Anscheinend war es Zweigs Absicht, die gesprochene Umgangssprache durch das Weglassen der Apostrophe besonders hervorzuheben. In mehreren anderen Fällen der Apostrophierungen oder auch der fehlenden Apostrophe (etwa in erlebter Rede, im Erzählerbericht oder in Reden des englischsprachigen Onkels Anthony) wird an Zweigs Schreibung festgehalten.

Österreichische Regionalismen Zweigs werden beibehalten, sofern der Lesefluss dadurch nicht gravierend gestört wird (z. B. »Wie sie sich niedersetzt, hat [...]«; Hervorhebung Hrsg.). Andere syntaktische Eigenheiten dagegen werden korrigiert: »Christine blieb unwillkürlich stehen, ~~nur~~ als der Mann neben ihr hatte schon genau gesagt, was sie dachte [...]«).

### 2.3 Inhaltliche Unstimmigkeiten und Fehler

Offensichtliche inhaltliche Unstimmigkeiten, die das Textverständnis stören, werden korrigiert und im Stellenkommentar erläutert. Dazu zählen z. B. Namenswechsel von Romanfiguren, die noch von früheren Fassungen des Romans zeugen (z. B. Fuchsthaler] Baumgarten; vgl. Kap. »Überlieferung und Entstehung«).

Ein anderer, gravierender und folgenreicher inhaltlicher Fehler betrifft das Alter der Protagonistin, die neunmal als »die Sechszwanzigjährige« bzw. »sechszwanzig [Jahre alt]« bezeichnet wird. Die Handlung des Romans beginnt im Jahre 1926, Christines Geburtsjahr wäre daher um 1900 zu datieren: »In der Amtsstube Klein-Reifling [...], gehört im Jahre 1926 dieser auswechselbare Einrichtungsgegenstand:« (S. 13). Hier ergibt sich ein Widerspruch zu Ausführungen wie auf S. 33, wonach Christine zwei Jahre älter sein muss: »Und dann 1915: siebzehn Jahre.« »Und 1922, 1923, 1924 – vierundzwanzig, fünfundzwanzig, sechszwanzig Jahre.« (S. 37). Dieser Fehler wird nicht korrigiert (analog zu anderen kritischen Textausgaben, etwa zur Kafka-Edition bei Fischer).

Zur Bekämpfung der Inflation, die ihren Höhepunkt 1922/23 erreicht hatte, wurde nach der Genfer Anleihe (Oktober 1922) am 1.3.1925 die Schillingwährung eingeführt (vgl. das Nachwort), die für die Handlung des zweiten Teils von grundlegender Bedeutung ist und die man folglich erst in der Zeit danach

ansetzen kann. Da die Handlung des ersten Teils im Frühjahr spielt, muss es sich um das Jahr 1926 handeln. Diese Fehlerstruktur wird belassen.

### 2.4 Texteingriffe

Fehlende Wörter werden ergänzt und vermerkt, z. B.: »rotzüniger Teufel von der Spielschachtel« (S. 56); »zeichnet ihr einen goldenen Rand« (S. 94). Nicht rekonstruierbare fehlende Wörter oder Wortteile werden vermerkt. Von Zweig mit Bleistift vorgenommene Streichungen im Typoskript werden übernommen. Zweigs Textgliederung durch Absätze und Kapitelmarker wird ebenfalls unverändert übernommen.

Um einen detaillierten Einblick in die Textkonstitution zu geben, werden Texteingriffe, die nicht von den Pauschalanmerkungen erfasst sind oder einer genaueren Darstellung bedürfen, im Folgenden aufgelistet (Anm. d. Hrsg. kursiv).

Im Allgemeinen werden Orts- und Straßennamen vereinheitlichend modernisiert (z. B. Mariahilfer Straße, Währinger Straße, Mariazell).

Eine Vereinheitlichung aufgrund der uneinheitlichen Schreibweise Zweigs erfolgte u. a. in folgenden Fällen: Du – du, zuhause – zu Hause, Klein Reifling – Klein-Reifling; recht haben (bei Zweig beide Formen: recht haben – Recht haben); bei Eigennamen (Anthony, Claire, Fuchsthaler). Besonders wichtig ist die absichtlich unterschiedliche Schreibung der Namen der Hauptfigur Christine Hoflehner: Christine van Boolean; Christiane van Bohlen; Christiane von Bohlen. Hier wird außer bei Verschreibungen (»van Bollen«) nicht eingegriffen (vgl. dazu StK und Nachwort).

## Teil I

- S. 9: franzisko-josephinischen] franzisko-josefischen  
 S. 10: Franz Josephs] Franz Josefs  
 S. 10: ellbogenengen] elbogenengen  
 S. 11: im Geheimen] im geheimen  
 S. 13: dann ist er zu Ende] dann ist zu Ende  
 S. 13: Holunderbusch] Hollunderbusch  
 S. 13: diensthaltbar] dienthaltbar  
 S. 14: besser] nesser  
 S. 14: Sommervormittagsstunde] Sommer Vormittagsstunde  
 S. 14: vor Abend] vor abends  
 S. 15: durch die goldene Dämmerung] durch die goldenen  
 Dämmerung  
 S. 15: geschlossenen Auges] geschlossenen Augens  
 S. 15: zum ersten Mal] zum erstmal  
 S. 16: Claire Anthony] Claire Antony  
 S. 17: Terrasse] Terasse  
 S. 17: Breakfasts] Breakfeastes  
 S. 17: Havanna] Havana  
 S. 17: Rauchers] Rechners  
 S. 17: New-York Herald] New-York Herold  
 S. 17: Grapefruit] Grape-fruit  
 S. 18: dir, liebe Klara] Dich, liebe Klara  
 S. 18: Havannakringel] Havanakringel  
 S. 18: Not at all] Not is all

- S. 21: Lawyer] lawyer  
 S. 21: Boardinghouse] Boardinghaus  
 S. 23: Gerüche] Grüche  
 S. 24: Krankheit und Bettlägerigkeit ] Krank und Bettlägerigkeit  
 S. 24: fährt's wie ein elektrischer Schlag] fährst wie ein  
 elektrischer Schlag  
 S. 25: Zum ersten Mal werde sie's einmal] Zum erstmal  
 werde sies einmal  
 S. 30: wieder die Zeit] wieder Zeit  
 S. 31: Božena] Bozena  
 S. 31: Gulasch] Goulasch  
 S. 32: Ellbogen] Elbogen  
 S. 33: Eszterházy] Eszterhászy  
 S. 33: Zeit, da man einzig] Zeit, das man einzig  
 S. 34: das Handvoll Gemüse] das handvoll Gemüse  
 S. 34: robotet] robottet  
 S. 36: Verkaufsstand] Verkaufstand  
 S. 42: soll mittags und soll abends] soll Mittags und soll abends  
 S. 52: Chef de Réception] Chef de reception  
 S. 56: ein rotzüngiger Teufel von der Spielschachtel] ein rotzün-  
 giger von der Spielschachtel  
 S. 58: Flappers] flappers  
 S. 59: Manschette] Manchette  
 S. 59: Horsd'œuvres] Hors d'Oeuvres  
 S. 59: bunte Salate] bunte Salade  
 S. 59: Artischockenberge] Artischockenberge  
 S. 59: umso mehr] umso mehr

- S. 61: Frau van Boolean] Frau van Bollen  
 S. 61: Couturiers] Conturiers  
 S. 61: Crêpe de Chine] Crepe de Chine  
 S. 63: Charity Teas] charity teas  
 S. 63: und hätte doch Wunder] und doch Wunder  
 S. 63: Photo der Mutter, das] Photo der Mutter, die  
 S. 63: Boardinghouse] Boardinghaus  
 S. 64: Zaandam] Haandam  
 S. 64: frühlingshaft] frühlinghaft  
 S. 65 hätte leicht genügt] hätte reich genügt  
 S. 72: so zart an] so zart  
 S. 73: an die Nacktheit] an der Nacktheit  
 S. 73: Herz klopft vor Angst] Herz klopft Angst  
 S. 75: zum dritten Mal] zum drittenmal  
 S. 78: energisch zu Wort] energisch zum Wort  
 S. 84: hingeben muss sie sich dem] hingeben muss sie dem  
 S. 86: mit einem Mal] mit einemmal  
 S. 87: kennenlernen zu wollen] kennen lernen zu wollen  
 S. 91: blühweißer Plafond] blüweisser Plafond  
 S. 92: je nach Belieben] ja nach Belieben  
 S. 92: offenen Auges] *Schreibung* »Augs« *variiert im Typoskript*  
 S. 94: zeichnet ihr einen goldenen Rand] zeichnet ihr  
 goldenen Rand  
 S. 94: Höher hinauf] höher hinauf  
 S. 98: auf-] auf  
 S. 102: Maloja] Maloija

- S. 104: Fauteuils] Fauteules  
 S. 104: still sitzen] stillsitzen (*vgl. StK*)  
 S. 108: Zelluloidmarken] Zelloluidmarken  
 S. 109: das ist doch dein Anteil!] das ist doch Anteil!  
 S. 109: die drei Scheine] die zwei Scheine  
 S. 109: die drei ihr] die beiden ihr  
 S. 110: Diese knisternden Banknoten] Diese knisternde  
 Banknote  
 S. 111: Vornamen fragt] Vornamen frägt  
 S. 114: Überschwänglichkeiten begegnen Christine]  
 Überschwänglichkeiten begegnet Christine  
 S. 115: Ecke der Halle] Ecke der Hall  
 S. 115: Kastell] Castell  
 S. 119: Nur Ekel hatte sie gespürt] Nur Ekel hatte gespürt  
 S. 121: quicklebendige] quiklebendige  
 S. 122: diese Flapper] diese flapper  
 S. 125: bisher von zu Hause] bisher von zuhause  
 S. 125: nur als Miss van Boolean] nur als Miss van Bollen  
 S. 133: Urlaubsschein] Urlaubschein  
 S. 136: löst sie sich] löst sich  
 S. 136: Hupenwarnung] Huppenwarnung  
 S. 138: macht das Auto halt] macht das Auto Halt  
 S. 140: Mädél, das energisch] Mädél, die energisch  
 S. 140: sympathisch] sympatisch  
 S. 144: Stenotypistin] Stenotipistin  
 S. 145: an diesem Vormittag etwas unangenehm aufgefallen]  
 an diesem Vormittag unangenehm aufgefallen



- S. 150: Geldkrapüle] Geldcrapüle  
 S. 154: Wiedersehen] Widersehen  
 S. 174: jetzt überschwemmte es plötzlich] jetzt überschwemmte  
 plötzlich  
 S. 183: trägt ein bestimmtes Maß] trägt bestimmtes Maß  
 S. 186: Zelluloidkragen] Zelleloidkragen  
 S. 190: wie sie ist] wie ist  
 S. 190: Brosche] Broche

## Teil II

- S. 201: Tochter des..., der man] Tochter des , der man  
 S. 205: ein anderes Bild] ein andres Bild  
 S. 206: Mariahilfer Straße] Mariahilferstrasse  
 S. 206: Rollläden] Roll-läden  
 S. 208: van Boole] von Boole  
 S. 209: Portemonnaie] Portmonnay  
 S. 210: Rubrik] Rubbrik  
 S. 210: abends] Abends  
 S. 214: wegen des Mittagessens] Mittagessens  
 S. 217: behände] behende  
 S. 223: Aber – aber da hättest du doch ein Recht auf] *davor mit  
 Bleistift gestrichene Stelle in T2K<sup>orr</sup>, S. 32: »Natürlich, selbst-  
 verständlich, wenn man nicht schreiben kann, dann ist es  
 heute überall schwer.«*  
 S. 224: 1921 passiert war] 1921 zwischen passiert war  
 S. 224: Baracken 1919] Baracken von 1919

- S. 226: mit dem Kolben den Schlüssel] mit dem Kolben  
 bei den Schlüssel  
 S. 227: ein Gymnasiast] ein ver Gymnasiast  
 S. 230: jeden Faden von dir.] jeden Faden von dir und (*Tilgung*)  
 S. 233: weil es mich geärgert hat] weil es mich einen W  
 geärgert hat  
 S. 238: der Mann neben ihr] nur als der Mann neben ihr  
 S. 238: warum nicht ich statt dem, warum nicht ich auch.]  
 warum nicht ich statt dem, nur, warum nicht ich auch.  
 S. 248: dann wenn man immer nur Handlanger ist] dann man  
 immer nur Handlanger ist  
 S. 260: dies Festliche] die Festliche  
 S. 261: Sie bemühte sich, es niederzuhalten] Sie bemühte es  
 niederzuhalten  
 S. 271: *Er* war der Mann] Er war der Mann  
 S. 271: *sie* war die Frau] sie war die Frau  
 S. 273: Heimat für Heimatlose] Heimat für Heimatslose  
 S. 276: überschwänglich] überschwenglich  
 S. 280: die Cousinen] die Kousinen  
 S. 281: Feind der Heimatlosen] Feind der Heimatslosen  
 S. 284: zusammen gehen] zusammengehen  
 S. 288: stockauf] Stockauf  
 S. 291: weiterzuleben] weiter zu leben  
 S. 306: ich sage noch »wenn<] ich sage noch wenn  
 S. 316: in den Bögen] in den Bügen  
 S. 319: unter diesem Namen kommt er ja selbst für den Fall]  
 unter diesem Namen kommt ja selbst für den Fall

T<sub>2</sub>V<sup>ar.</sup>

- S. 331: während derer] während der  
 S. 333: hundertzwanzig Schilling] hundertzwanzig Schillinge  
 S. 336: Kind mit der Cousine] Kind mit der Kusine  
 S. 336: Autos fahren vor] Auto fahren vor  
 S. 337: Ouvertüre] Overture  
 S. 339: mitteilt, »nein] Nein  
 S. 339: heute Abend] heute abend  
 S. 340: ohne den Familienschutz] ohne dem Familienschutz  
 S. 346: Couverts] Kouverts  
 S. 347: Aber nein, wehrte Christine ab und]  
 Aber nein, wehrte Christine und

### 3. Zur Entstehungsgeschichte

Stefan Zweig hat zu seinen Lebzeiten nur einen Roman veröffentlicht, *Ungeduld des Herzens*, der in England zwischen 1936 und 1938 geschrieben und im Herbst 1938 in den Exil-Verlagen Allert de Lange und Bermann-Fischer erschienen ist. Aber schon Jahre zuvor gab es den Plan für einen Roman, an dem Zweig in mehreren Phasen arbeitete. Das Fragment zu diesem ersten Roman-Projekt blieb liegen und wurde nach der Publikation von *Ungeduld des Herzens* nicht mehr weiterverfolgt. 1940 beginnt er die Arbeit an einem weiteren Romanprojekt (*Clarissa*), das ebenfalls nicht abgeschlossen werden konnte.

### 3.1 Zur Vorgeschichte

Das erste Mal erwähnt Zweig den geplanten Roman in einem Brief an Romain Rolland vom 11. Oktober 1922: »Jetzt [nachdem er die Novellensammlung *Amok* abgeschlossen hat, Hrsg.] ist der Weg frei für einen großen Roman oder ein Drama, wofür ich seit langem Skizzen angehäuft habe.« (BW RR/SZ I, S. 709) Er kündigt dem Freund am 10. Juli 1924 an: »Danach [nach der Fertigstellung der Essays über Hölderlin und Nietzsche, Hrsg.] und nach ein oder zwei kleinen Erzählungen will ich den großen Roman in Angriff nehmen, der mich seit Jahren beschäftigt. Ich träume davon, mich im Winter für zwei Monate irgendwohin ins Gebirge zurückzuziehen, um ihn zu beginnen, fern der Literatur und den Menschen.« (BW RR/SZ II, S. 39) Raoul Auernheimer gegenüber bestätigt Zweig im Oktober 1924 seinen Wunsch, »im neuen Jahr wieder eine eigene Arbeit [zu] beginnen [...]«. (SZB III, S. 124) Ein Jahr darauf greift er das Projekt in einem Brief an Rolland wieder auf: »Ich schreibe lieber Dinge des Lebens, vielleicht endlich den großen Roman, der mir erlaubt, mich nach Belieben zu bewegen.« (26. Januar 1925, BW RR/SZ II, S. 68) Am 4. Mai heißt es emphatisch: »Wenn man über die Vierzig ist, muß man sich auf große, weitgreifende Werke konzentrieren. Aber ich träume auch von einem Roman!« (BW RR/SZ I, S. 102) Zwei Jahre später heißt es über das Schreiben von Romanen im Allgemeinen: »Wir leben in einer Übergangszeit wie vielleicht keine andere Epoche; wahrhaftig, wenn man das alles nicht in einem Roman darzustellen vermag (und ich habe nicht die Kraft, so riesige Probleme zu umfassen), sollte man doch tägliche Aufzeichnungen machen.« (21. November 1927, BW RR/SZ II, S. 260) Im Jahre 1929 nimmt der Plan daher andere Dimensionen an: »Ich will einen kleinen Roman schreiben [...]«. (18. Oktober 1929, BW RR/SZ II, S. 337)

Ein Jahr danach schreibt er in diesem Sinn an Otto Heuschele: »Dann möchte ich einen kleinen Roman schreiben, zu dem manches Material vorliegt und für den mir beim ersten Anlauf der Mut fehlt.« (SZB III, S. 271–272) Den Mut zur Arbeit scheint Zweig im Sommer 1930 gefunden zu haben, wie er Maxim Gorki am 12. August erläutert: »[D]ann erst vermute ich Ende September bin ich frei und will einen kleinen Roman schreiben. Dazu braucht man nichts als zwanzig Bogen weißes Papier und eine Feder und die findet man überall.« (SZB III, S. 279) Joseph Roth muntert ihn am 6. September 1930 auf: »Schreiben Sie bitte endlich Ihren kleinen Roman.« (BW SZ/JR, S. 40) Am 22. September wird das Vorhaben gegenüber Ben Huebsch bestätigt: »[E]ntscheidend ist mir jetzt nur fertig zu werden und dann jenen kleinen Roman zu schreiben« (SZB III, S. 280). Fast wörtlich wiederholt Zweig gegenüber Rolland am 1. Oktober 1930: »Dann will ich einen kleinen Roman schreiben.« (BW RR/SZ II, S. 393) Er findet Ende Oktober auch den richtigen Ort, um seinen Plan zu verwirklichen: »Dann die Fahnen [von *Heilung durch den Geist*, Hrsg.] und dann – auf die Balearen, um einen kleinen Roman zu schreiben.« (BW RR/SZ II, S. 396) Zwei Monate später bestätigt er in einem Brief an Franz Servaes sein Vorhaben (SZB III, S. 290). Zuerst wird Spanien als Ziel ins Auge gefasst: »In wenigen Tagen fahre ich nach Spanien, oder vielmehr noch über Spanien hinaus auf die Balearen, um mich dort an einem epischen Werke abzuschieben von Europa zu versuchen.« (Brief an Rudolf G. Binding vom 5. Januar 1931, SZB III, S. 291)

### 3.2 Die Arbeit am Roman

Die idealen Bedingungen für die erste Niederschrift des Romans findet Zweig allerdings nicht auf den Balearen, sondern in Cap d'Antibes an der Côte d'Azur, wo er gemeinsam mit Friderike neun Wochen bleibt und sich mit Joseph Roth, der eben am *Radetzkymarsch* schreibt, über die Arbeit austauschen kann. Nach

Abschluss des Essays über Freud, berichtet er diesmal voller Optimismus Ben Huebsch am 27. Februar 1931, denke er schon »an das nächste [Buch] und arbeite daran, an jenem Roman, der hoffentlich bald weiter wachsen wird« und von dem er ihm »im Sommer schon viel wenn nicht alles zeigen« könne. (SZB III, S. 292) Am gleichen Tag meldet er Anton Kippenberg: »[D]er Roman freilich müsste gleichfalls gelingen« (BW SZ/AK, S. 630) Am 30. März 1931 präzisiert er gegenüber Jean-Richard Bloch: »J'entreprends maintenant un petit roman très sérieux et très serein.« (SZB III, S. 292 [»Ich nehme nun einen kleinen, sehr ernsthaften und sehr beschaulichen Roman in Angriff.«]) Am gleichen Tag schreibt Zweig an Anton Kippenberg, dass er sich an seinem ersten Roman versuche und zugleich eine neue Biographie vorbereite. (BW SZ/AK, S. 635) Joseph Roth fordert ihn am 22. April 1931 erneut auf: »Schreiben Sie im Bewußtsein Ihrer Meisterschaft! Ihren Roman! Das soll Ihr Hauptwerk werden.« (BW JR/SZ, S. 65)

Möglicherweise hat Zweig während seines Aufenthaltes in Antibes in Südfrankreich am ersten Teil des Romans gearbeitet (1929, 1930). Seine Behauptungen über den entstehenden »kleinen« bzw. »großen« Roman sind vage; es gibt keine konkreten Hinweise auf den Inhalt, aber es ist möglich, dass es sich bei diesem Projekt um die sog. »Postfräulein-Geschichte« handelt (s. o.).

Zu einer weiteren Arbeit am Roman kommt es während des Aufenthalts in Thumersbach bei Zell am See im Sommer 1931. Zweig mietet dort ein Haus und bleibt ca. sieben Wochen. Von hier schreibt er am 5. Juli an Friderike: »Die Arbeit ist noch nicht begonnen, aber doch viel geschehen, weil ich beim erstmals ruhigen Nachdenken erkannte, was alles im ersten Teil falsch war, und hoffe jetzt zu wissen, wie es richtig gemacht wird. Das ist schon einiges.« (BW SZ/FZ 2, S. 199) Am gleichen Tag teilt er Kippenberg mit: »Ich habe den ersten Teil des Romans durchgesehen und endlich gefunden, wo der Fehler steckte, nun läuft die

Tinte hoffentlich bald ganz klar, obwohl noch viel zu tun sein wird.« (BW SZ/AK, S. 641) Um welchen Fehler es sich dabei handelt, bleibt unklar. Zwei Tage später berichtet er: »Meine Arbeit geht hier vorwärts. Nur in der Mitte des Romans steckt noch ein tiefer Graben, den ich nicht überspringen kann. Aber vielleicht wachsen mir plötzlich Flügel und ich habe dann freie Bahn.« (SZB III, S. 294) Diese Probleme gesteht er auch Friderike: »Meine Arbeit geht teil-teils – es ist da in der Mitte ein großer breiter Graben, über den ich nicht hinüber kann und vor dem ich seit einem Monat stehe wie ein scheuer Gaul.« (BW SZ/FZ, S. 241) Offensichtlich bezieht sich Zweig hier auf den Beginn des zweiten Teils, da das erhaltene Typoskript des ersten Teils keine Marginalien oder Paralipomena enthält (Näheres dazu vgl. Kap. »Überlieferung und Entstehung«).

Zu diesem Zeitpunkt unterbricht er die Arbeit am Roman. Inzwischen schreibt ihm Joseph Roth am 15. Juli 1931: »Dem Verlag Kiepenheuer ist eine Schrift von einem Herrn Arens über Sie angeboten worden. Kiepenheuer wäre froh, wenn er diese Schrift mit Ihrem Roman verbinden könnte.« (BW SZ/JR, S. 73) Eine Antwort darauf ist nicht überliefert. Seinerseits schreibt Zweig am 23. Juli 1931 an Kippenberg: »Von meinem Roman werde ich in vierzehn Tagen Ihnen (natürlich noch ungefeilt) den ersten Teil zur Lektüre senden. Der zweite und dritte Teil ist noch in Arbeit, wenn es gut geht, könnte ich bis Ende Oktober fertig sein, bisher wage ich es noch nicht, daran zu glauben, und glaube, dass wir erst im Frühjahr damit herauskommen. Innerlich habe ich jetzt die Linie fest und den zweiten Teil ganz abgeändert, es soll eine ganz einfache und jedem eingängliche Geschichte werden, mit Reflexen ins Allgemeine. Nun, Sie sehen ja bald den ersten Lauf des Hasen.« (BW SZ/AK, S. 644) Kippenberg antwortet am 27. Juli: »Ihr Brief vom 23. ds. Mts. hat mich in vieler Hinsicht sehr erfreut, vor allem natürlich, was die Mitteilung über Ihren Roman anlangt. Mit welcher Spannung ich den ersten Teil erwarte, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Ich hoffe sehr, dass der Roman doch in diesem Jahre

noch erscheinen kann, auch wenn es erst Mitte November wird, gesetzt ist er ja zur Not in drei bis fünf Tagen. Ich halte es für den Erfolg des Buches für ungeheuer wichtig, wenn er in diesem Jahre kommt, einmal Ihres Geburtstages wegen, und dann auch, weil vermutlich nicht allzu viel auf dem Markt sein wird.« (Ebd., S. 645) Möglicherweise war der erste Teil damals bereits druckfertig, der zweite dagegen noch in einem Stadium der Bearbeitung (Zweigs Bemerkung dazu bezieht sich eventuell auf die Variante, siehe nächstes Kap.); Textzeugnisse eines geplanten dritten Teils sind nicht überliefert.

Nach einer neuerlichen Unterbrechung schreibt Zweig am 15. Oktober 1931 seinem Freund Max Brod: »Ich habe ihn [den Roman] aber zur Seite gelegt, er war mir noch nicht intensiv genug und ein Buch wie das Ihre zeigt mir, wie hoch man sein Ziel zu setzen hat.« (SZB III, S. 298) In einem Brief an Lavinia Mazzucchetti vom 17. Oktober 1931 bilanziert er: »Vom Roman habe ich nur die Hälfte gemacht [...].« (Ebd., S. 299) Gegenüber Victor Fleischer bedauert er am 21. November 1931 die Unterbrechung der Arbeit: »Was mich drückt ist daß ich nicht alles, was in mir ist jetzt in ein Werk, einen Roman fassen kann [-] vielleicht kommt auch das einmal.« (Ebd., S. 310)

Stefan Zweigs Hinweis im Tagebuch (TB, S. 350) auf den Entwurf einer Novelle kann nicht zuverlässig auf das Romanprojekt der »Postfräulein-Geschichte« bezogen werden, wie Knut Beck vermutet hat. (NWB, S. 315f.)

### 3.3 Zweigs Werknotizen

Einen Einblick in den Entstehungsprozess des ersten Teils, der uns nur in Reinschrift vorliegt, bieten vereinzelt Zweigs Werknotizen. Seine Gedanken sind wie in anderen Notizbögen (vgl. unten) knapp und mit der Hand niedergeschrieben. Folgende Seite (SZ-AP2/W-S11) lässt sich durch vorangehende und

nachfolgende Notizen zu Zweigs *Marie Antoinette* etwa auf das Jahr 1931/1932 datieren. Die Notizen fallen womöglich genau in die Zeit der Unterbrechung an der Arbeit und könnten zeigen, welche Elemente damals zur Überarbeitung vorgesehen waren:

Scene erster Teil

Die Figur der Tante herausarbeiten  
zu [---]. gegensatz. Guthaben  
verächtlich zu ihrem Mann  
alt geworden. [---] Robotet. Heim  
bringen. Geld.

—  
am letzten Tag Telegramm geschickt  
wohl sagen. Schwester ekelhaft  
Sie gönnt mir es nicht  
Tante fragt, Telegramm bekomme  
zu uns auf [---]  
Not über uns aber  
wozu

—  
zwingen menschen auf das zimmer  
Trotz. [---]  
können mich nicht verlegen

Die Datierung dieser Notiz könnte zu einem Brief vom 5. Februar 1932 an Erich Ebermayer passen, in dem er von dieser Unterbrechung und von einer anderen »historischen Arbeit« berichtet. Es wäre naheliegend, dass hier *Marie Antoinette* gemeint ist, deren Werknotizen dem zitierten Notizblatt folgen. In dem Brief heißt es: »Ich stecke in einer historischen Arbeit und habe die andere epische unterbrochen aus dem Grunde, den ich Ihnen schon einmal sagte: daß man heute nichts depres[s]ives veröffentlichten darf und eine Arbeit nur veröffentlichen soll, wenn sie innerlich eine Hoffnung gibt, irgend etwas Beschwingendes oder Befriedigendes.« (SZB IV, S. 20–21)

Vier Monate später erörtert Zweig in einem Interview mit seinem italienischen Freund und Übersetzer Enrico Rocca am 8.5.1932 seine Schwierigkeiten mit diesem Projekt: »Ich wünsche mir Bücher, die bei den Lesern Glück auslösen, Glück, das wir alle so sehr benötigen. Glauben Sie nicht, dass ich jetzt nur theoretisch spreche, dass ich nur einen platonischen Wunsch zum Ausdruck bringe. Ich selbst habe an einem Roman gearbeitet, habe die Arbeit aber unterbrochen, weil mir plötzlich der Mut dazu gefehlt hat, den Menschen entmutigende Sachen zu sagen.« (Zit. nach Zweigheft 5 [2011], S. 18–19) Romain Rolland gegenüber bedauert er am 20. Oktober 1932, den »moralischen Ausweg« nicht gefunden zu haben. (BW RR/SZ, I, S. 478) Er fügt hinzu: »Die Biographie war eine Episode, weil mein Roman sich mir verweigerte. [...]« (BW RR/SZ, I, S. 478) Aber er gibt die Hoffnung nicht auf, das Werk noch vollenden zu können. In einem Brief an Ben Huebsch vom 13. Februar 1933 schreibt er, sich wahrscheinlich doch an diesen Roman wagen zu wollen (SZB IV, S. 46).

### 3.4 Das Projekt in der Exilzeit

Während der Exiljahre in London wird das Romanprojekt wieder aufgegriffen. Der Hinweis im Tagebuch auf eine Novelle, die Zweig als »Fingerübung« bezeichnet, kann sich schwerlich auf den mindestens zweiteiligen größeren Roman beziehen (TB, S. 378). Am 18. März 1935 schreibt Zweig an Rolland, dass er »an einem kleinen, sehr schwierigen Roman, ein[em] künstlerische[n] Thema« arbeite, das den Freund interessieren sollte (SZB IV, S. 505, Kommentar 507f.). Hier scheint Stefan Zweig eine Idee für eine Weiterentwicklung aufzugreifen, die Gestalt annehmen sollte. (Siehe Nachwort).

Im Drehbuch (siehe unten) heißt die Protagonistin Marie Baumgartner ähnlich wie die Figur der Christine Hoflehner in einer früheren Fassung, die Knut Beck erwähnt (NWB, S. 316). In einem unveröffentlichten Brief an Lavinia Mazzucchetti schreibt Zweig

am 8. Oktober 1936: »Jetzt geht es ja an Novellen und vielleicht einen Roman, beides vom Jüdischen ganz weit abliegend [...].« (Zweig Collection, National Library of Israel) Es kann sich bei dem hier genannten Roman also nicht um *Ungeduld des Herzens* handeln, in dem das Jüdische eine Hauptrolle spielt.

#### 4. Überlieferung und Entstehung

Die überlieferten Textzeugen bestehen aus drei Typoskripten mit handschriftlichen Zusätzen. Sie wurden 2014 vom Literaturarchiv Salzburg erworben (Auktionshaus *Christie's*, London) und haben die Signatur Sz – AAP/ W2.1.

1. Das erste Typoskript (T<sub>1</sub>) besteht aus 159 Blättern (nummeriert von Blatt 2 bis 159) aus dünnem Durchschlagpapier (aufgrund der meist schlechten Qualität der Schrift wahrscheinlich 2. oder 3. Durchschlag); Größe: 34 × 20,9 cm (leicht variierende Breite). Die Seiten sind durchwegs ausgefranst, die Blätter haben unterschiedliche Stärke; auch die Papierfarbe wechselt zwischen Weiß und leichtem Hellbraun; offensichtlich handelt es sich um minderwertiges Papier.

T<sub>1</sub> enthält keine Marginalien, aber einige Korrekturen mit Schreibmaschine (Bsp.: S.19: [Stufen] Treppen) oder handschriftliche mit Tinte (durchwegs von fremder Hand). Es lassen sich mehrere Korrekturschichten feststellen (z.B. S.131): ältere, maschinschriftliche Korrekturen und jüngere, die mit Tinte auf dem Durchschlag angebracht wurden (offensichtlich von der Sekretärin). Frühere Fassungen dieses Typoskripts sind offensichtlich nicht erhalten geblieben. Das Deckblatt des Typoskripts aus orangefarbenem Karton misst 30,7 × 18,5 cm und ist mit Bleistift von Lotte Altmann beschriftet: »Roman/I. Teil«. Es ist kein Original-Typoskript, sondern offensichtlich die von Zweigs Sekretärin Erika Meingast kopierte (vorläufige) Endfassung des 1. Teils des Romans.

Einen Einblick in diesen Bearbeitungsprozess ermöglicht der Name der Romanfigur »Baumgarten«, die in der Fassung der ersten korrigierten Romanhälfte ausnahmslos als »Fuchsthaler« bezeichnet wird. Dieser Namenswechsel ist ein wichtiger Indikator für die Rekonstruktion der Textgenese. Knut Beck bemerkt bereits, dass »[...] Fuchsthaler später zu Baumgarten [wurde]« (NWB, S.327). Das trifft jedoch nur auf die Chronologie der Handlung zu. Tatsächlich weist vieles darauf hin, dass der Name »Baumgarten« eine erhaltene Reminiszenz an eine frühere Romanfassung ist, die aus dem zweiten Typoskript (T<sub>2</sub>) noch nicht entfernt wurde. Erwähnenswert scheint jedoch, dass die Protagonistin in dem später verfassten Drehbuch für den Film *Das gestohlene Jahr* (siehe unten) Marie Baumgartner [sic!] heißt. Möglicherweise ist der Name der Filmfigur eine Reminiszenz an den Namen der Romanfigur. In der zweiten Romanhälfte liest man: »[...] Baumgarten, den würde es kränken.« (T<sub>2</sub>K<sup>orr.</sup>, S.100); »einen [Brief] an Baumgarten« (T<sub>2</sub>K<sup>orr.</sup>, S.113); »Dem Baumgarten, der ihr vorlesen will, sagt sie«, T<sub>2</sub>K<sup>orr.</sup>, S.2). Dieser Wechsel stört die Erzähllogik des Romans insofern, als die Person Fuchsthalers an dieser Stelle stehen müsste (s.o., »Zur Präsentation des Textes«).

2. Das zweite Typoskript (T<sub>2</sub>K<sup>orr.</sup>) besteht aus vierseitigen Bögen von (im Gegensatz zum ersten) sehr guter Papierqualität, von denen nur die Vorderseite beschrieben ist. Die Bögen wurden offensichtlich mit einer Schere auseinandergeschnitten. Die rechte Hälfte dieser Seiten dient jeweils als Korrekturrand. Die Bögen sind größer als die Blätter des 1. Teils: 41,7 × 26,1 × cm. Die Paginierung (1–150) bezieht sich nur auf die beschriebenen Seiten. Das mehrfach gewechselte (violette) Farbband der Schreibmaschine erzeugte aufgrund unterschiedlicher Farbstärken verschiedene Schriftbilder.

Besonders auf den ersten Bögen bzw. Seiten finden sich zahlreiche Korrekturen mit Bleistift (von Zweig selbst), besonders zu Beginn des 2. Teils (vgl. Abb. 1, Faksimile, S.1), danach nimmt



die Zahl der Korrekturen wieder ab. Auf den ersten zehn Seiten des 2. Teils finden sich zahlreiche Bleistift-Marginalien auf den Korrekturrändern (bes. S. 3–9), die sich auf Seite 10, vor dem Abschluss des ersten Kapitels, häufen. Genau hier beginnt die später verfasste Variante (dazu unten). Die Marginalien der folgenden Seiten beziehen sich zu einem beachtlichen Teil auf ebendiese Variante. Es könnten aber auch einige Notizen darunter sein, die in anderen Varianten oder überhaupt nicht realisiert wurden (bes. auf S. 10). Einmal hat Stefan Zweig die Rückseite eines Bogens benutzt (T2K<sup>orr.</sup>, S. 14), um die Vielzahl seiner Anmerkungen einfügen zu können (vgl. Abb. 2, Faksimile, Rückseite 14). Wenige Seiten später (T2K<sup>orr.</sup>, S. 20) hat er den Text mit Bleistift unterbrochen und eine neue Kapitelgliederung vorgesehen. Danach finden sich nur noch vereinzelt Marginalien auf den Korrekturrändern, meist alternative Formulierungen (z. B. T2K<sup>orr.</sup>, S. 38: Einfügung mit Bleistift von »Herr Obersocialist« in die Ansprache Ferdinands vor seinem Kriegskameraden Franz; oder: »Lamperl Revolution«, ebd.). Im edierten Text wurden alle Streichungen, Einfügungen und sonstigen Korrekturen berücksichtigt, wenn sie syntaktisch klar zugeordnet werden konnten. Ab S. 53 enthält das Typoskript fast keine Marginalien mehr (lediglich S. 72 und 87). Die Rückseite von T2K<sup>orr.</sup>, S. 118 ist durchgehend maschinschriftlich beschrieben und gestrichen: Es handelt sich um die ursprüngliche Fassung von T2K<sup>orr.</sup>, S. 117, die in Bezug auf die spätere nur geringfügige Unterschiede aufweist (z. T. mit Tinte vermerkt).

Das Typoskript des 2. Teils schließt auf der Rückseite von T2K<sup>orr.</sup>, S. 150 mit einem Vermerk von fremder Hand (blauer Stift, offenbar von Lotte Altmann): »2. Teil/Roman«.

Die unterschiedlichen Beschreib-Materialien der beiden Teile, vor allem die Papierqualität und die Größe der beiden Typoskripte, können nicht auf zeitlich auseinanderliegende Arbeitsphasen bezogen werden (wie Knut Beck vermutet, der T2 der Londoner Exils-Zeit zuordnet und dieses Format ausschließlich

jener Werk-Phase zuordnet; NWB, S. 317 f.). Vielmehr bediente sich Zweig nachweislich auch in den Salzburger Jahren dieses Papiertyps von gleicher Größe (vgl. Abb. 3 aus dem Typoskript von *Marie Antoinette*, das ungefähr 1931 zu datieren ist).

3. Das dritte Typoskript ist eine Variante (TV<sup>ar.</sup>) zu den ersten beiden Kapiteln des 2. Teiles. Es ist auf dem gleichen Qualitätspapier in Bögen geschrieben wie dieser und umfasst 20 beschriebene und ebenso viele unbeschriebene Seiten. Die Paginierung der beschriebenen Seiten ist ungenau (die Seiten 15 und 17 sind zweifach enthalten). Das Typoskript enthält keine Marginalien und keine Bleistift-Korrekturen, wirkt daher wie eine Reinschrift. Auf der ersten Seite hat Zweigs Sekretärin Lotte Altmann mit blauem Farbstift vermerkt: »II. Teil noch nicht copiert«. Die Bemerkung bezieht sich offenbar auf den Plan, dieses Typoskript (TV<sup>ar.</sup>) und vielleicht weitere (nicht überlieferte oder gar nicht verfasste) Abschnitte von T2 abschreiben (»kopieren«) zu lassen. Möglicherweise wird hier angedeutet, welche die nächsten Arbeitsschritte gewesen wären: T2K<sup>orr.</sup> mit den Korrekturen zu kopieren oder andere Varianten der zweiten Romanhälfte zu transkribieren.

Die Auswertung des Befundes der Textzeugen-Beschreibung ermöglicht es, Indikatoren für die Textgenese zu bestimmen. Ein synoptischer Vergleich zwischen dem Typoskript des zweiten Teils (T2K<sup>orr.</sup>) mit der Variante (drittes Typoskript, TV<sup>ar.</sup>) ist dazu erforderlich. Dadurch wird zunächst ersichtlich, wie der Handlungsstrang der Variante parallel zur S. 10 von T2K<sup>orr.</sup> einsetzt. TV<sup>ar.</sup> entwickelt jedoch nach wenigen Zeilen einen divergierenden Inhalt (Seitenzahlen original).



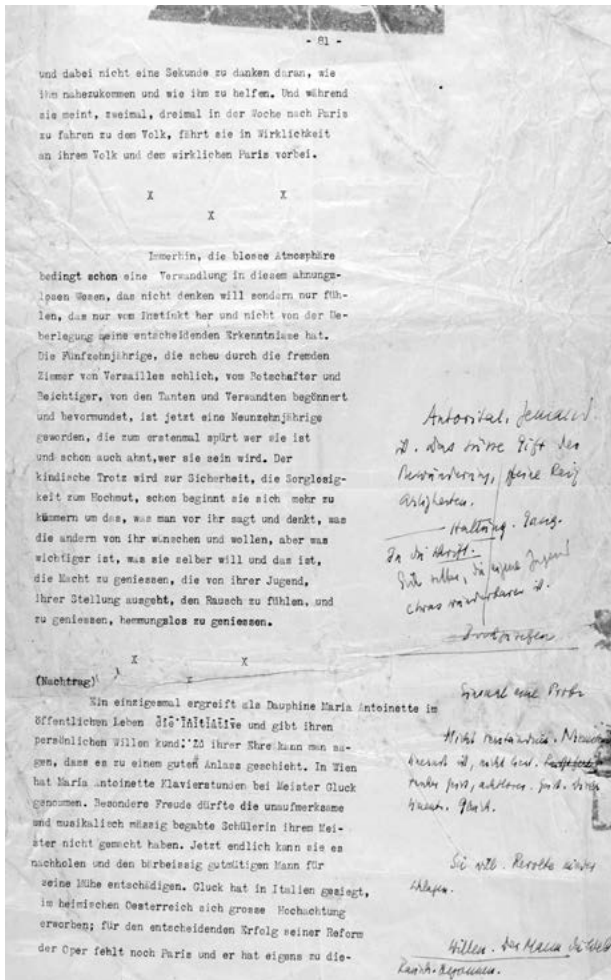


Abb. 3 Stefan Zweig: *Marie Antoinette*  
Typskript, Seite 81, 1931/1932

| T2K <sup>orr.</sup>  | TV <sup>ar.</sup>   |
|--|---|
| -IO-   | -I-   |
| Vier Wochen erträgt Christine diesen grausamen, krankhaft überreizten Zustand dieser gewaltsamen und böserartigen Einsamkeit. Dann kann sie nicht mehr, der Traumstoff ist aufgezehrt, jede Sekunde der erlebten Zeit wiedererinnert, das Vergangene gibt keine Kraft. | Vier Wochen lang erträgt Christine diesen grausamen, krankhaft überreizten Zustand gewaltsamer Einsamkeit. Dann kann sie nicht mehr: der Traumstoff ist aufgezehrt, jede Stunde jener zwölf Tage durch und durch gedacht bis in die letzte Sekunde und von diesen fanatischen Trümereien kommt keine Tröstung mehr und keine Kraft. |

Zweig selbst äußert sich nicht zu diesem Stadium der Textgenese. Hinweise zur Gliederung, zeitlichen Reihung und textlichen Abhängigkeit der Typskripte voneinander können deshalb vor allem aus den Textzeugen selbst und wenigen brieflichen Zeugnissen (vgl. Kap. »Zur Entstehungsgeschichte«) abgeleitet werden. Knut Beck mutmaßt, dass diese 20 Seiten der Variante »von [Lotte Altmann] noch abgeschrieben, [...] aber offensichtlich gleich darauf vom Autor verworfen [wurden].« (NWB, S. 319) Vieles spricht jedoch dafür, dass T2K<sup>orr.</sup> die frühere Fassung bildet und TV<sup>ar.</sup> einen Einblick in die jüngste Textbearbeitung gewährt. Entscheidende Hinweise liefern Bleistift-Marginalien am Korrekturrand von T2K<sup>orr.</sup> und ein mit Bleistift beschriebenes Blatt (es bildet die Rückseite von S. 14, T2K<sup>orr.</sup>). Die Marginalien sind teilweise schwer lesbar, veranschaulichen allerdings, wie Ideen und Skizzen für eine Überarbeitung und einen Ausbau einzelner Erzählsequenzen gesammelt werden. Es handelt sich hierbei um keine vollständigen Sätze, sondern um Stichwörter und Wendungen – anscheinend spontane Überlegungen und Assoziationen Zweigs. Zu einer besonderen Häufung dieser Skizzen kommt es ab S. 10 (T2K<sup>orr.</sup>). Auf den fortlaufenden Seiten liest man z. B.: »plötzlich die andere [---] im Restaurant; Eintritt des Boy; Noch einmal bei Tante« (T2K<sup>orr.</sup>, S. 14). Auf der Rückseite dieses Blattes (T2K<sup>orr.</sup>, S. 14) heißt es u. a.: »Kellner weg, [...] alles ist wie damals. Und doch

nicht [...] Wozu bin ich hier? schrecklich teuer. Niemand an niemand will. anderer Tisch [---]. Wozu? [---] Komödie vor. Mir selbst d[---] Kellner? Währung. Rechnung.« Es wird hier offenbar die Restaurantszene geplant, die in TV<sup>ar.</sup> detailliert ausformuliert wurde. Es liegt nahe, dass Zweig TV<sup>ar.</sup> isoliert vom restlichen Roman neu entworfen hat. Das würde die erneut bei -I- beginnende Seitenzählung erklären. Folgende Synopse versucht die Textgenese der zweiten Hälfte des Romans zu veranschaulichen:

Beispiel 1: Die Marginalien beziehen sich kommentierend auf den Text des Typoskripts T2K<sup>orr.</sup>:

| T2K <sup>orr.</sup>  | (Bsp. Marginalien/<br>Notizen T2K <sup>orr.</sup> )  | TV <sup>ar.</sup> |
|--|--|-------------------|
| -3-<br>[...], am liebsten möchte sie die Augen schliessen und wieder ins Dunkel hinab. Aber der Wecker erlaubt es nicht und klirrt ihr hart in die Ohren. Zornig steht sie auf, zornig zieht sie sich an, die alte Wäsche, das widrige schwarze Kleid. | -3-<br>Pflicht, Pflicht, auf, auf, Dienst Dienst<br>Sie muss hinaus<br>(wozu, wozu)<br>[---]<br>alles ist anders |                   |

| T2K <sup>orr.</sup>   | (Bsp. Marginalien/<br>Notizen T2K <sup>orr.</sup> )   | TV <sup>ar.</sup> |
|---|---|-------------------|
| -6-<br>Wie ein Parfum spürt sie das in die Nüstern eindringen, sie erinnert sich an alle die Gestalten, neugierig sieht sie die Frauen in ihren Abendkleidern an und beinahe leidenschaftlich die Männer, [...] | -6-<br>Sie weiss wie das ist. Kleid auf der Hand<br>[---] Parfum<br>[---]<br>Warum du und nicht ich?<br><u>alle leben</u> . Sie allein. |                   |

Beispiel 2: Die Marginalien skizzieren kurz und abstrakt Überlegungen:

| T2K <sup>orr.</sup> | (Bsp. Marginalien/<br>Notizen T2K <sup>orr.</sup> ) | TV <sup>ar.</sup>  |
|---------------------|---|--|
|                     | -5-<br>Alles ist anders                             | -12-<br>Ein Leichtsinn, denkt sie, ein Wahnsinn wegen paar dieser glitschigen Körner solche Angst, nein, ich werde nie sicher sein mit mir allein, ganz anders ist das als dort droben, wo man ans Geld nicht denken musste. |

Beispiel 3: Der Wortlaut der Marginalien ist offensichtlich in TV<sup>ar.</sup> eingeflossen.

| T <sub>2</sub> K <sup>orr.</sup> | (Bsp. Marginalien/<br>Notizen T <sub>2</sub> K <sup>orr.</sup> )               | TV <sup>ar.</sup>   |
|----------------------------------|--|---|
|                                  | -9-  | -2-   |
|                                  | Noch einmal noch<br>einmal noch<br>einmal Bis<br>letzte Trost aus<br>[---] ist | [...] das Herz klopf<br>ihr heftig und unbe-<br>wusst spürt sie mit<br>dem Instinkt, dass sie<br>etwas sehr gefährli-<br>ches und verwegenes<br>beginnt, noch einmal<br>diese schon Gestorbe-<br>ne wieder zu erwe-<br>cken, noch einmal sich<br>zu verführen und zu<br>verwirren; [...]<br><br>Am Samstag nach<br>Wien reisen, dort<br>absteigen in einem<br>Hotel, sich umkleiden.<br>Wieder einmal die<br>Andere sein, einen<br>Abendlang, dort wo<br>sie niemand kennt,<br>noch einmal beginnen<br>wo sie aufhören muss-<br>te, [...] |

| T <sub>2</sub> K <sup>orr.</sup> | (Bsp. Marginalien/<br>Notizen T <sub>2</sub> K <sup>orr.</sup> )   | TV <sup>ar.</sup>   |
|----------------------------------|--|---|
|                                  | -14-   | -9-   |
|                                  | plötzlich [---] im<br>Restaurant<br>ja [---]<br>Gutes [---] Nicht<br>[---]<br><br>Eintritt des Boy. [---]<br>hat Angst [---] | Plötzlich, ohne dass<br>sie es spürt, ohne<br>dass sie es recht<br>wissend will, zieht es<br>sie hin, der Boy<br>schleudert die Tür<br>und sie steht im<br>Vorraum.   |
| T <sub>2</sub> K <sup>orr.</sup> | (Bsp. Marginalien/<br>Notizen T <sub>2</sub> K <sup>orr.</sup> )   | TV <sup>ar.</sup>   |
|                                  | -14-   | -12-  |
|                                  | (Rückseite)<br><br>Mir selbst d[---]<br>Kellner? Währung.<br>Rechnung.   | Habe ich genug Geld<br>bei mir, werden die<br>siebzig Schilling<br>reichen, oder muss<br>ich am Ende einen<br>Hundertfranken-<br>schein wechseln?<br><br>[...] Indes hat der<br>Kellner tatsächlich<br>Kaviar gebracht, [...] |
| T <sub>2</sub> K <sup>orr.</sup> | (Bsp. Marginalien/<br>Notizen T <sub>2</sub> K <sup>orr.</sup> )   | TV <sup>ar.</sup>   |
|                                  | -14-   | -14-  |
|                                  | (Rückseite)<br><br>Wozu bin ich hier?  | Wozu bin ich da?  |

| T2K <sup>orr.</sup>  | (Bsp. Marginalien/<br>Notizen T2K <sup>orr.</sup> ) | TV <sup>ar.</sup>  |
|--|---|--|
| -15-   | -14-  | -8-  |
| Fast alle Tische sind besetzt, sie findet einen leeren und setzt sich hin. Niemand beachtet sie. Der Kellner bringt ihr zu Essen, sie kaut irgendwelche Speisen, gleichgültig und nervös. Dazu bin ich hergekommen, denkt sie, was mache ich hier? Ihr ist langweilig dazusitzen, das weiße Tischtuch anzusehen. Man kann nicht immer essen, immer | Noch einmal die Tante                               | Ich könnte doch hier essen im Speisesaal, niemand kennt mich, niemand weiß wer ich bin. Nur einmal wieder sich die Augen auffrischen, sich stärker erinnern, was kann mir denn geschehen, wer kann mich herausweisen, ich habe doch schließlich das Recht, wenn ich bezahle, es wird teuer sein, aber das macht nichts, ich bezahle es. Nein, niemand kann mich herausweisen, dazu bin ich ja hergekommen, wo soll ich denn hin, wo kann man so ein Kleid tragen, so ein wundervolles wie das von der Tante, als in so |

## 4. Beispiel: stilistische Umarbeitung einer parallel ablaufenden Szene.

| T2K <sup>orr.</sup>   | (Bsp. Marginalien /<br>Notizen T2K <sup>orr.</sup> ) | TV <sup>ar.</sup>  |
|---|--|--|
| -19-  |  | -15-   |
| Ein Schatten schiebt sich neben sie, der Herr des Schattens folgt nach, sieht ihr scharf ins Gesicht. »Neun, Fräulein, wirklich schon nach Hause?« Sie antwortet nicht. Aber er weicht nicht von ihrer Seite, beginnt zu sprechen, eindringlich, lustig, unwillkürlich tut es ihr wohl. Ob sie nicht noch wohingehen wolle? Nein, keinesfalls«. »Aber ja, wer geht denn jetzt schon nach Hause, nur in ein Kaffee«. Sie gibt schließlich nach, nur nicht allein sein. Es ist ein ganz netter Kerl, Bankbeamter wie er erzählt, aber gewiss verheiratet, denkt sie sich. Wirklich, er hat einen Ring am Finger. Nun gleichgültig, sie will ja nichts von ihm, nur nicht jetzt schon allein sein, lieber da sich ein paar Späße erzählen lassen, die man halb hört und halb nicht hört. |  | [Einmal spürt] sie, wie ein Schatten hinter ihr scharf herkommt, und gleich darauf ein Mann, der von der Seite her ihr ins Gesicht sieht: wahrscheinlich hält er sie für eines von den Weibern, wie sie jetzt mit einmal überall an den Ecken stehen. Aber es ist ja einerlei, alles ist jetzt einerlei wofür man sie hält und was man meint und denkt und wenn das Auto, das beim Straßenübergang jetzt gerade vor ihr noch im letzten Augenblick stoppte, sie niedergestoßen hätte, auch das wär einerlei. Nur nach Hause, nur zwischen vier Wände, nicht mehr sich beruhigen lassen, vor nichts und niemand. Nichts mehr denken, nichts mehr wollen, allein sein, schlafen, schlafen, tot sein. |

Nach TV<sup>ar.</sup> scheint es keine weitere Bearbeitung des Romans zu geben. Die extreme Häufung von Korrekturen im 2. Typoskript (s. o.) und der Neuansatz zum 2. Teil in der Variante (mit neuer Zählung) legen nahe, dass Zweigs Ringen um die Gestaltung des 2. Teils, seine besonderen Schwierigkeiten dabei in diesem Versuch gipfelten, das vorliegende Typoskript T2K<sup>orr.</sup> völlig neu zu gestalten. Möglicherweise beziehen sich seine brieflichen Äußerungen vom Sommer 1931 auf diese Schreibkrise (vgl. Kap. »Zur Entstehungsgeschichte«).

Zusammenfassend liegt die Vermutung nahe, dass sämtliche vorhandene Textzeugen aus Stefan Zweigs Salzburger Zeit stammen und dass es in seinen Londoner Jahren höchstens Planungen für eine Weiterarbeit bzw. Überarbeitung gegeben hat (worauf die beiden handschriftlichen Vermerke von Lotte Altmann hindeuten).

Möglicherweise sind nicht alle Textzeugen und Materialien zum Roman erhalten geblieben, sodass eindeutige Festlegungen zur Textgenese zum Teil Vermutung bleiben müssen, vor allem die Frage nach der Fortsetzung der womöglich als Reinschrift zu deutenden Variante (TV<sup>ar.</sup>) und der dadurch notwendig gewordenen Streichung der vorliegenden älteren Fassung des 2. Teils (T2K<sup>orr.</sup>), die – eben weil sie nicht erfolgt ist – die Grundlage dieser Edition bildet. Auch mögliche Planungen zum dritten Teil des Romans können nur indirekt erschlossen werden. Zweig selbst deutet eine Dreiteilung des Romans in einem Brief an Kippenberg vom 23. Juli 1931 an: »Der zweite und dritte Teil ist noch in Arbeit.« (BW SZ/AK, S. 644) Auch der Zustand der letzten Seiten des zweiten Typoskripts (T2K<sup>orr.</sup>) weist in diese Richtung, als der Roman scheinbar abrupt abbricht (vgl. Abb. 4, Faksimile, T2K<sup>orr.</sup>, S. 150): Das mehrfach wiederholte »Ja« der weiblichen Hauptfigur Christine gegenüber der zuletzt dominierenden männlichen Figur Ferdinand (S. 148, 150) schließt den Handlungsbogen des zweiten Teils offensichtlich – erzählerisch konsequent – ab. Auf diesem letzten Blatt finden sich keine wei-

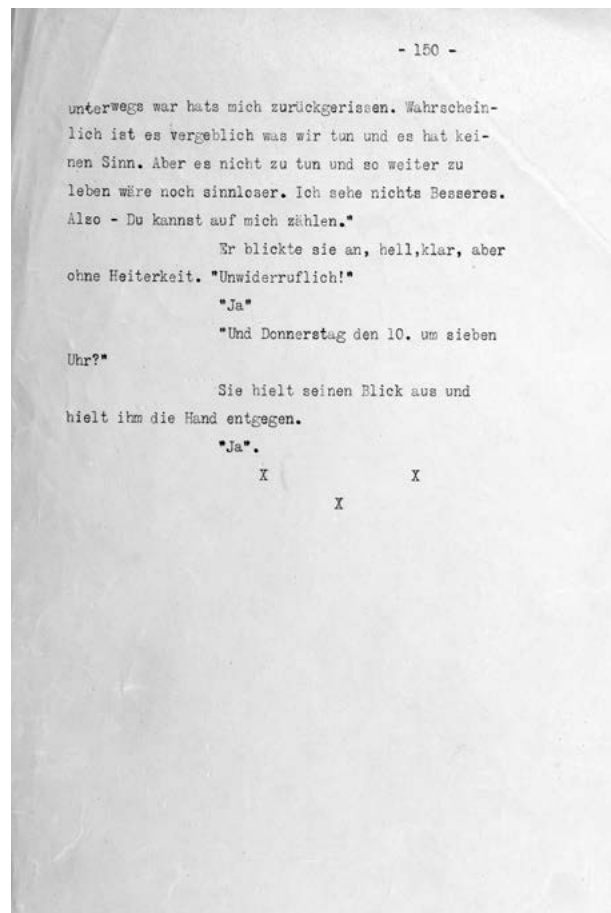


Abb. 4 Stefan Zweig: *Rausch der Verwandlung*, Typoskript des zweiten Teils, letzte Seite

teren Notizen mehr. Planung, Vorbereitung und Entscheidung zum Postraub und zu einem »freien«, aber ungesicherten Leben der beiden Hauptfiguren sind zum Abschluss gekommen. Ein offenbar geplanter dritter Teil hätte sich wahrscheinlich dieser Lebensphase der Protagonistin gewidmet – doch das muss Vermutung bleiben.

## Stellenkommentar

9 *franzisko-josephinischen Zeit*: Regierungszeit Kaiser Franz Josephs I. (1848–1916); Zweig schreibt »franzisko-josefisch« und »Franz Josef« (Ms. 1).

9 *ärarischer Verdrossenheit*: Verdrossenheit eines Staatsdieners; *ärarisch*: veraltet für »staatlich«.

9 *Knaster*: (ugs.) stark riechender, meist billiger Tabak.

9 *Wachsleinwandüberzug*: (österr.) Wachstuch; ein mit Firnisfarben bestrichener und dadurch wie Wachs glänzender Leinenstoff.

9 *abgespragelt*: abgespalten; Neologismus von (österr.) *gespragelt*.

9 *Ärar*: (österr. veraltet) Fiskus, Staatskasse (von lat. *aerarium*, »Staatskasse, Schatzkammer«).

10 *Kriegsanleihen*: verzinsliche Wertpapiere; Kredit an staatliche Institutionen. Dessen Tilgung hing vom Ausgang der kriegerischen Auseinandersetzung ab.

10 *Generosität*: (lat. *generosus*, »edelmütig«) Freigebigkeit, Großzügigkeit.

10 *Morseapparat*: Apparat zur Übermittlung von Nachrichten in Morsezeichen; elektrischer Telegraph.

10 *Registratur*: (Schriftgut-)Ablage; (allg.) Einordnung und Verwaltung von Schriftgut.

10 *Portokassen*: Kassen für laufende kleine Postausgaben (Briefmarken, Pakete, Telegramme u. Ä.).

10 *Spagat*: reißfester Zwirn.

10 *Gummi arabikum*: aus der Rinde verschiedener Akazienarten gewonnener, wasserlöslicher Milchsäure, als Klebstoff und Bindemittel verwendet.

10 *Falzbein*: breites, dünngeschliffenes Werkzeug von Knochen oder hartem Holz, um damit Papier zu falten, zu schneiden und glatt zu streichen.

11 *Augenrug*: Täuschung, Verblendung der Wahrheit.

11 *Inventar*: Bestand der zu einem Raum, Grundstück, Betrieb oder einer Vermögensmasse gehörenden Einrichtungsgegenstände.

11 *Hausung*: (veraltet) Wohnung, Unterkunft.

12 *Amtsadler*: (ugs.) staatliches Wappen.

12 *Kolonnen*: Reihe, Spalte senkrecht untereinander gesetzter Wörter, Zahlen.

13 *Klein-Reifling*: Dorf im Ennstal an der Grenze zw. Ober- und Niederösterreich, heute Kleinreifling (bei Zweig manchmal: *Klein Reifling*).

13 *Malven*: hohe, in Gärten wachsende Zierpflanze mit rosa oder lila Blüten.

14 *Stempelpult*: Neologismus für einen erhöhten Tisch mit kleiner Arbeitsfläche, auf dem die Briefe gestempelt wurden.

14 *harken*: mit der Harke (Rechen) einebnen, glätten.

14 *zu Hause*: bei Zweig unterschiedlich geschrieben (zuhause – zu Hause); daher vereinheitlicht.

15 *schaltet den Streifen*: unterhalb des Schreibstiftes eines Morseapparates ist eine Rolle angebracht, über die durch einen Apparat ein Papierstreifen bewegt wird, auf dem der Telegraph schreibt.

15 *Depesche*: (aus frz. *dépêche*) Telegramm.

16 *Pontresina*: Dorf im Schweizer Kanton Graubünden.

16 *Cherbourg*: Stadt im frz. Departement La Manche in der Normandie.

16 *messingene Hammer*: siehe Anm. zu *schaltet den Streifen*.

17 *Brodem*: übelriechender, heißer Dunst.

17 *Engadinhimmel*: Das Engadin ist ein schon im 19. Jahrhundert touristisch berühmtes Hochtal im schweizerischen Kanton Graubünden.

17 *Baumwollmakler*: Großindustrieller im Baumwollhandel.

17 *Havanna*: (ugs.) für die Havannazigarre; besonders hochwertige Zigarre mit kubanischen Tabaken.

17 *New-York Herald*: bekannte amerikanische Tageszeitung, von 1835 bis 1924 (danach in der *New York Herald Tribune*

aufgegangen); da die Handlung um 1926 anzusetzen ist, offenbar ein Versehen Zweigs.

17 *Letternmeer*: (von lat. *littera*, »Buchstabe«); steht hier für die Fülle der verschiedenen Zeitungsartikel und Rubriken des *New-York Herald* (bzw. des Nachfolgeblattes).

17 *Grapefruit*: große, zitronenähnliche tropische Frucht mit säuerlich-bitterem Geschmack.

17 *apfelwangig*: (ugs.) pausbäckig.

19 *Kohlmarkt*: nach dem einstmaligen Handel mit (Holz-) Kohle benannte Einkaufsstraße im 1. Wiener Bezirk.

19 *Kommerzialrat*: österr. Berufstitel für besonders verdienstvolle Führungspersonen der Wirtschaft.

19 *Probiermamsell*: veraltet für frz. *mademoiselle* in populärer Umformung; hier eine Vorführdame in Modehäusern.

19 *krittelligen*: häufig kritisierend, tadelsüchtig.

20 *abgehalftert*: (ugs.) abgesetzt; heruntergekommen; urspr. von Abzäumen eines Pferdes.

20 *Justizrat*: Ehrentitel für Rechtsanwälte.

21 *Folioseiten*: (lat. *folium*, »Blatt«) historisches Großformat von Seiten urspr. mittelalterlicher Handschriften.

21 *Gulden*: (urspr. Goldmünze) österreichische Währung; entsprach zwei Kronen (eine Krone: 100 Heller); gültig bis 1900, danach wurde die Krone rechtmäßiges Zahlungsmittel.

21 *Kommissionär*: Kaufmann, der Waren oder Wertpapiere in eigenem Namen für fremde Rechnung an- oder verkauft.

22 *livrierte*: mit (Dienst-)Uniform bekleidet.

23 *kargte*: (metaph.) aufzehren, wegnehmen.

23 *Firstholz*: stützende Balken des Dachfirsts, der oberen Dachkante.

23 *wassersüchtigen*: Schwellung der Füße durch starke Flüssigkeitseinlagerung.

23 *Flanellbandagen*: Druckbinde aus wärmendem, weichem, beidseitig gerautem Stoff.

23 *Venenblau*: blaue Flecken und Verfärbungen der Venen können auf eine Venenschwäche hinweisen.

23 *Bodengelass*: (veraltet) kleiner, zur Wohnung gehöriger Nutzraum.

24 *jappt auf*: (veraltet) von »aufjappen«: aufatmen, Luft schöpfen.

25 *ausstaffieren*: ausstatten, ausschmücken.

25 *Plackerei*: enorme und langandauernde Anstrengung.

26 *Bauerntrog*: abwertende Bezeichnung für das ländlich-bäuerliche Umfeld.

26 *Versorgungshaus*: (österr. veraltet für) Seniorenresidenz.

26 *torkelt*: schwankt.

28 *Geschenk aus blauem Tag*: wie: »aus heiterem Himmel«.

29 *Kattunrock*: Rock aus ungefärbtem, baumwollenem Garn, gewöhnlich leinwandartig gewebt, meist etwas steif u. glänzend.

29 *Schlagballspiel*: Mannschaftssport mit je zwölf Spielern pro Team; Ursprung des Baseballspiels.

30 *Arabeske*: im arab. Stil vorkommende, aus streng stilisierten und phantastisch verschlungenen Pflanzenteilen (Ranken) gebildete Verzierung; hier metaph.

30 1914, *ersten August*: deutsche Kriegserklärung an Russland.

30 *Kamptal*: Tal am Kamp (Fluss) im österr. Weinviertel.

31 *Božena*: slaw. Vorname.

31 *auf Gulasch pracken*: »in Stücke schlagen«; derbe, vulgäre Kampfansage in Österreich 1914.

31 *Jägeruniform*: Uniform einer Waffengattung.

31 *Feldbinde*: um den Leib oder die rechte Schulter getragene silber- oder golddurchwirkte Binde in den Landesfarben, meist Dienstabzeichen europäischer Offiziere.

31 *Portepée*: versilberte oder vergoldete Quaste am Degen oder Säbel als Abzeichen des Offiziers und höheren Unteroffiziers.

31 *Gymnasialsupplent*: Hilfs- bzw. Vertretungslehrer.

31 *Bratenrock*: (veraltet) scherzhafte Bezeichnung für einen feierlichen, altmodischen Gehrock.

31 *Würdeschwarz*: Neologismus; würdevolle schwarze Kleidung, hier ironisch.

32 *Backfischstolz*: »Backfisch« ist eine veraltete Bezeichnung für ein Mädchen von ca. dreizehn bis siebzehn Jahren.

32 *Feldweibel*: Unteroffizier.

32 *Train*: (milit.) Nachschubs- und Versorgungstrupp.

33 *Gamskrickel*: Jägersprache; (präparierte) Hörner und Schädelbein der Gämse.

33 *Waidbeute*: Jägersprache; Jagdbeute (von »ausweiden«).

33 *Eszterházy*: hochadelige ungarische Magnatenfamilie in Westungarn bzw. Burgenland.

33 *Schwarzenberg*: fränkisch-böhmisches Adelsgeschlecht, im 18./19. Jh. in Österreich von politisch-militärischer Bedeutung.

33 *Brief vom Isonzo*: Feldpostschreiben von den verheerenden Schlachten des Ersten Weltkrieges in den Tälern des Flusses Isonzo in Friaul.

34 *Brody*: ukrainische Stadt nordöstlich von Lemberg; Geburtsort von Joseph Roth.

34 *robotet*: (ugs.) harte körperliche Arbeit verrichten; von »Robot«: Frondienst im Feudalismus.

34 *Beschließerin*: Aufseherin, Haushälterin.

34 *Kanzlistin*: (veraltet) Schreiberin in einer Kanzlei.

35 *Gebrest*: Kurzform für »Gebresten«; (veraltet) chronische körperliche Gebrechen.

35 *Banat*: historische Region zwischen den Flüssen Donau, Theiß und Maros im südlichen Osteuropa.

35 *altschwäbischen Deutsch*: Hinweis auf den Dialekt der Donauschwaben in Osteuropa.

35 *Trommelfeuer*: (milit.) Artilleriefeuer zur Vorbereitung des Sturmangriffs; hier abwertend für große Zahl an Verordnungen.

35 *Kasematten*: (milit. veraltet) gegen feindlichen Beschuss gesicherter Raum bzw. Gewölbe in Festungen, hier die scheinbare Gewähr von Banknoten und Kriegsanleihen.



36 *damastenen*: Damast: Gewebe aus Seide oder Wolle, auf dessen glattem Grund Blumen oder andere Figuren, etwas erhöht, in gleicher Farbe eingewirkt sind.

36 *Tarockfreund*: Tarock: Kartenspiel (it. *tarocco*).

36 *Anstellungsanwartschaft*: Recht oder Aussicht auf eine künftige Anstellung.

36 *Planke*: stabiles, dickes Brett.

38 *Haar- und Schattenstrichen*: regelmäßiger Wechsel der Strichstärke zu schmäleren und breiteren Strichen beim Schreiben mit einer Breitfeder.

39 *Mosaikbrosche*: mit Mosaik-Steinchen besetzter Brustschmuck.

39 *Toilette*: »Toilette machen«: (veraltet) Körperpflege am Morgen und Abend.

39 *Alland*: Ort im niederösterreichischen Bezirk Baden.

40 *Herbarien*: (lat. *herba*, »Kraut, Pflanze«) systematisch angelegte Sammlung gepresster und getrockneter Pflanzen und Pflanzenteile, die auf Papierbögen geklebt und in Mappen zusammengefasst werden.

40 *Rondschrift*: lat.-frz. Lehnwort für eine (österr.) Zierschrift.

40 *zartgekörnte Quartbogen*: (lat. *quartus*) histor. Papierformat mit glatter Oberfläche (von geringer Körnung).

40 *Schlagschatten*: Schatten mit scharfen Umrissen, hier kalligraphische Feinheiten bezeichnend.

40 *vegetativen*: Adjektivbildung zu *Vegetation* (spätlat. *vegetare*, »leben, wachsen«).

41 »*Haideblumen*« des heimatlichen Adalbert Stifter: Zusammenfügung zweier Titel der Stifter-Erzählungen *Feldblumen* und *Das Haidedorf*.

42 *verhutzelte*: klein und runzlig.

42 *in der Notzeit*: wirtschaftlicher Niedergang Deutschlands und Österreichs nach dem Krieg.

42 *expediert*: (gehobene Ausdrucksweise) versandbereit gemacht und abgesandt.

43 *Büttenspapier*: mit einem Schöpfsieb aus einer Wanne

(Bütte) geschöpftes Papier mit typischen Unregelmäßigkeiten und gefransten Rändern.

43 *Schmalkarte*: Neologismus für gefaltete Landkarte.

43 *schraffiert*: Partizip zu »schraffieren«; dichte Reihen paralleler oder gekreuzter Linien.

44 *Generalstabskarte*: exaktes militärisches Kartenwerk für operative Zwecke, das durch den kleinen Maßstab ein größeres Gebiet darstellt.

44 *Baedeker*: Reiseführer.

45 *haspelnde*: sich zyklisch-wiederholendes Bewegungsgeräusch des Räderlaufs.

46 *Majestät der Alpen*: Bezug auf die Schweizer Alpen.

46 *Passlücke*: Raum zwischen zwei Passhöhen.

47 *Borte*: Band zur Verzierung von Stoffen, hier metaph. für als prächtig empfundene Vereisungen auf den Spitzen des Gebirgskammes.

47 *Volte*: (lat. *volvere*, »rollen, wälzen«) Roll- oder Kreisbewegung.

47 *Schrunden*: Risse und Spalten des Gebirgsmassivs.

47 *Quadertürme*: Turmbau mit rechteckigem Grund- und Aufriss.

47 *Myriaden*: (gr. *myrias*, »zehntausend«) hyperbolisch für sehr große Zahl.

49 *belettert*: Partizipialbildung (lat. *littera*, »Buchstabe«): mit Buchstaben besetzt.

49 *guttural*: (lat. *guttur*, »Kehle«) Adverbiale, die die schweizerische Aussprache beschreiben soll; Kehllaut.

49 *einsteige ins Auto und ihm gebe*: mundartliche Redeweise (schweiz.).

49 *Consigne*: (frz.) Gepäckaufbewahrung.

49 *Cuben*: lat. *cubus*, »Würfel«.

49 *Juchten*: Kurzform für Juchtenleder, besonders dicht und geschmeidig.

50 *Glacé*: Kurzform für Glacéleder (aus Zickel- und Lammfellen), von besonderer Weichheit, Geschmeidigkeit und Dehnbarkeit.

50 *Coupé*: niedrig gebauter Personenkraftwagen mit zwei Sitzen.

50 *parlieren*: (veraltet) leicht, obenhin plaudern; Konversation machen.

51 *Schabracke*: verzierte Decke für verschiedene Haus- und Nutztiere.

51 *Distinktion*: (lat. *distinctio*, »Unterscheidung«) vornehmes und sehr gewähltes Verhalten (veraltet).

52 *Pinsch*: Kurzform für »Pinscher«; Haushunderasse.

52 *Trittbrett*: Stufe an einem Fahrzeug zum Ein- und Aussteigen.

53 *Halle*: Das deutsche Wort »Halle« wird ca. 28-mal verwendet; nur einmal das (vermeintlich englische) »Hall« (daher offenbar Fehler im Typoskript).

55 *Fauteuils*: (urspr. frz.; österr., schweiz., sonst veraltet) bequeme Polstersessel mit Armlehnen.

55 *Willkommusch*: der Tusch (frz. *touche*, »Anschlag auf einem Instrument«), musikalisches Signal zur Einleitung oder Begleitung eines Hochrufs oder einer Ehrung.

58 *mondänen*: (frz. *mondain*, »weltgewandt«) eine extravagante Eleganz zur Schau tragend.

58 *Flappers*: (engl. »jemand, der flattert«) emanzipierte junge Frau in den 1920er-Jahren, besonders in Nordamerika und England; keckes, freches »Fräulein«.

59 *eingedicktes Holländisch-Deutsch*: zähflüssig; meint hier (metaph.) Deutsch mit starkem holländischen Akzent.

61 *kompromittabel*: Adjektivbildung aus *kompromittieren* (lat. *compromittere*, »beidseitig ein Urteil abwarten«, frz. *compromettre*, »einem Urteil aussetzen, bloßstellen«); hier: peinlich, unangemessen.

61 *botokudisch*: Botokuden: indigene Bevölkerungsgruppe in Südostbrasilien.

61 *Ottomane*: sofaähnliche, gepolsterte Sitzbank.

61 *schläfert*: vielleicht eine Entlehnung aus der Bukolik, nach Art des Schäfers zur Ruhe kommen, schlafen.

61 *Karyatiden*: Weibliche Stützfiguren an verschiedenem

Gerät (u. a. Spiegelgriffen) oder in architektonischem Kontext (Bauplastik), wo sie Säulen, Halbsäulen oder Pilaster ersetzen.

61 *Couturiers*: Kurzform für *Haute Couture* (frz. »hohe Schneiderkunst«), exklusives, schöpferisches Modeschaffen, besonders in Paris, das als richtungweisend für die europäische Mode gilt.

61 *Crêpe de Chine*: (frz. *crêpe*, »krauses Seiden-Gewebe« und *de Chine*, »von, aus China«) leichtes Seiden- oder Kunststoffgewebe in Taftbindung.

62 *stubenfahl*: blass von langem Aufenthalt in Innenräumen.

62 *Poor chap!*: engl. »armer Kerl«.

63 *Boardinghouse*: (engl. *boarding* und *house*, eingedeutscht als »Boardinghaus«); Beherbergungsbetrieb mit Zimmern wie privaten Wohnungen.

64 *Zaandam*: Stadt in der niederländ. Prov. Nordholland, an der Mündung der Zaan in den Nordseekanal.

64 *Blumenbordüre*: (frz. *bordure*, »Borte, Kante«) Einfassung, Besatz; farbiger Rand eines Gewebes mit Blumenmustern.

66 *Sämischleder*: Chamoisleder, mit Gerbstoffen auf Basis oxidierbarer Fette gegerbt.

68 *Demoiselle*: (veraltet) Fräulein, junge Dame.

69 *heinzelmännisch*: unbemerkt wie ein Heinzelmännchen (Kobold, Hausgeist).

69 *Vous êtes un peu pâle, Mademoiselle*: frz. »Ihr seid ein wenig blass, Fräulein«.

70 *Ferner*: in Tirol und Süddeutschland Bezeichnung für »Gletscher«.

71 *Tutti*: (ital. »alle«) voll orchestrierte Passagen eines Musikstücks.

72 *bronzenen Wirbel*: (metaph.) Gongschläge.

72 *Juchenschuhe*: stabiles Schuhwerk aus Juchten(leder). Eigentümlich gegerbtes russisches Kalb- oder Rindsleder von meist roter Farbe; von russ. *juft* (Paar, weil die Häute paarweise gegerbt werden).

75 *Pirouette*: Drehbewegung um die eigene Achse.

75 *verbrämt*: am Rand, Saum mit etwas verzierend versehen.

76 *Tschapperl*: (tschechisch *čapek*, »Kleinkind«; österr. ugs. verniedlichend) unbeholfenes, ungeschicktes Kind.

76 *Pickpockets*: engl. Taschendieb (»a thief who picks pockets«).

77 *Entdeckungen in Tibet*: mögliche Anspielung auf Sven Hedins Entdeckungsreisen, s. u.

79 *Daube von Angst*: (hier metaph.) Daube bezeichnet das Seitenelement eines Fasses.

80 *Bohnenkönig auf dem Bilde von Jordaens*: Das Gemälde von Jacob Jordaens zeigt den beliebten Bohnenkönig, der inmitten seiner Tischgesellschaft trinkt. Es repräsentiert die Traditionen des Dreikönigstags, bei denen die Bürger und Studenten einen ihrer Mitstreiter zum König wählen und ihm königliche Ehren während des Festmahls erweisen.

80 *inkarniert*: Inkarnat bezeichnet die künstlerische Farbttönung für die Darstellung nackter Haut.

80 *Schwips*: (ugs.) leichter Rausch (von österr. *schwippen*, »schwanken«).

81 *synkopierte*: (gr. *synkopē*, »Zusammenschlagen, Zusammenstoßen«); rhythmische Verschiebung durch Betonung einer unbetonten Zählzeit.

81 *Satansmusik*: ironischer Ausdruck für Jazz/Tanzmusik.

81 *Tschinellenschlag*: Schlag mit dem Paarbecken (Schlaginstrument).

81 *gewalkt*: (vgl. althochdeutsch *walchan*, »kneten«) urspr. Knetprozess von Textilien, um deren Oberfläche zu verfilzen; hier metaph. für schnelle und ungestüme Bewegungen beim Tanzen, die den Körper lockern.

81 *Geschlenker*: lässige Tanzbewegung.

81 *berserkern*: Ein Berserker ist ein gewaltiger Kriegsheld aus den antik-germanischen und altskandinavischen Kulturen. Das Wort stammt aus dem Altnordischen.

81 *negerhaften*: damals nicht grundsätzlich diskriminierend.

81 *Gickser*: ein leichter, schriller Schrei (von mhd. *gigzen*, *gichzen*, »kurze, helle Töne von sich geben«).

82 *berougten*: (frz. *rouge*, »rot«); Partizipialbildung; mit auf-

getragenen Rouge, um die Haut röter und jugendlicher erscheinen zu lassen.

83 *Verstattung*: (veraltet) Erlaubnis; Bitte um den Tanz.

85 *Corona*: (lat. *corona*, »Kranz, Krone« bzw. gr. *korónē*, »Ring«) eine Schar (»Kranz«) zumeist junger, unternehmungslustiger Leute.

86 *Sprengschussstück von Ypern*: möglicherweise von einer Gewehrgranate; *Ypern* hier als Kurzform für die Ypern- bzw. Flandernschlachten im Ersten Weltkrieg.

87 *Maloja*: berühmter Ort am Engadinpass (Schweiz).

87 *Sils Maria*: berühmter Ort im Oberengadin, mehrfach von Nietzsche besucht.

88 *opalenen*: in schillerndem Farbspiel; Adj. zum Mineral und Schmuckstein Opal.

89 *schollert*: dumpf rollend, tönend.

91 *Mühsalmühle*: Gleichklang-Wortspiel; *Mühle* ist hier wie ugs. abwertend »Tretmühle« zu verstehen (Alltagstrott).

93 *Laufteppiche*: auch Läufer; langer, einrollbarer Teppich.

94 *Plackerei*: harte Arbeit, Schuferei.

97 *Fernstecher*: Fernglas.

97 *mänadisch*: Adjektivbildung zu Mänade (von gr. *Mainás*; lat. *Maenas*). mythische Begleiterinnen oder Verehrerinnen des Dionysos; hier positiv konnotiert: heißblütig, energisch-begeistert.

99 *tonische*: kräftigend.

101 *Volant*: (veraltet) Lenkrad eines Automobils.

103 *Flugzeug bei Soissons von den Deutschen abgeschossen*: Schlacht von Soissons (Nordfrankreich, Picardie) 1915 oder 1918.

104 *halkyonischen*: zeitweilige beglückende Entsprechung von Natur und Seele.

105 *der holländische Onkelsname: van* entspricht nicht dem Adelstitel *von* (wie z. B. van Beethoven).

105 *Krupp-Bohlens*: Krupp ist eine der bekanntesten deutschen Unternehmerdynastien. Die Krupp-Erbin Bertha Krupp heiratete 1906 den adeligen Diplomaten und Juristen Gustav von Bohlen und Halbach. Der Name »von Bohlen« deutet

fälschlicherweise auf eine mögliche Verwandtschaft zu dieser großindustriellen Familie hin.

106 *malachitfarbener*: blasses Dunkelgrün, nach dem Mineral Malachit.

107 *Bakkaratpartie*: (meist »Baccara« geschrieben) Partie eines Glücksspiels mit 104 Karten, mit einem Bankhalter und zwei Mitspielern.

107 *Sprit-Trust*: Sprit: Treibstoff (Motorenbenzin), Trust: Zusammenschluss mehrerer Unternehmen zum Zweck der Monopolisierung.

108 *Zelluloidmarken*: Spielgeld-Jetons aus einer Kunststoffverbindung (Zelluloid).

108 *pariert*: Begriff aus der Kampfkunst (abwehren).

109 *halbpart*: (lat. *pars, partis*, »Teil«) in zwei gleiche Hälften geteilt.

110 *Zwiefältigkeit*: (veraltet) Hin-und-her-gerissen-Sein; Zwiespalten-Sein.

110 *Nickelstück*: kleineres Geldstück.

111 *Redoute*: österr. (veraltet) Maskenball.

112 *moussierendes*: (von frz. *mousse*, »Schaum«) aufperlend, aufschäumend.

114 *Lorgnon*: Brille ohne Stangen, die mit einem Handgriff vor die Augen gehalten wird.

114 *die gefährlichen Fünfzig*: literarischer Topos der kritischen männlichen Lebensphase, »midlife crisis« (vgl. Goethe, Hesse).

115 *Besteigung des Matterhorns*: die Erstbesteigung (1865).

115 *Sven Hedins Tibetexpedition*: Forschungsreisender (geb. 1865 Stockholm), bereiste 1894–1897 Turkestan, Pamir, Ostturkestan, Tibet, die Mongolei und China, weitere Tibet-Reisen 1899–1902 und 1905.

115 *Kastell, vielleicht noch aus normannischer Zeit*: 11./12. Jahrhundert.

115 *Koppel*: Rudel von Jagdhunden. Bezeichnet urspr. den Riemen, mit dem die Tiere angebunden waren (lat. *copula*, »Band, Leine«).

117 *quittieren*: auf etwas reagieren, beantworten.

119 *zuschmalzte*: keck schnippen, um Aufmerksamkeit zu erhalten.

120 *Chronik scandaleuse*: eingedeutscht von frz. *chronique scandaleuse*; scherzhaft für Tratsch und Kleinskandale der illustren Gesellschaft.

122 *Kaiser-Wilhelm-Geschnarr*: hier abwertend die Nachahmung der arroganten Sprechweise des ehemaligen deutschen Kaisers Wilhelm II.

122 *Referendar*: Anwärter auf die höhere Beamtenlaufbahn.

122 *Mannequin*: (frz. *mannequin*, »Figürchen«); eig. Vorführdame für Kleidung; hier jemand, der die neue Rolle einer gesellschaftlich hoch gestellten Person spielt.

123 *ein lustiges »Hulloh«*: lautmalerisch das Englische imitierend (»Hallo«).

123 *anpüllt*: Jargonausdruck; vielleicht in Anlehnung zu ugs. *pullen* »(vom Pferd) stark vorwärtsdrängen, rudern« mit Präfix *an-* und Umlaut zu *anpüllen*.

123 *Rolls Royce*: »Rolls-Royce Limited« ist eine 1906 gegründete Firma in Manchester.

124 *Landeck*: Dorf in Westtirol.

125 *flappern*: Verbbildung zu *Flapper*; siehe Anm. zu *Flappers*.

128 *Substitutin*: Ersatzkraft.

130 *Währinger Straße*: im 18. Wiener Bezirk (Währing); dort ist das Hotel Regina, wo Zweig nach 1934 gewohnt hat.

130 *genachtmahlt*: (österr.) zu Abend gegessen haben.

132 *Permess*: (veraltet) Erlaubnis.

132 *»Arretiert!«*: verhaftet (frz. *arrêter*); hier als scherzhafter Anruf.

132 *Konfidenzen*: (veraltet) Vertraulichkeiten.

133 *Urlaubsschein*: Anspielung auf den militärischen Ausdruck (Ansuchen um Dienstfreistellung).

133 *verzünden*: (in obdt. Mundart sowie in der Gaunersprache) verraten, anzeigen, verleumden.

133 *Technikum*: technische Lehranstalt, Fachschule.

- 133 *Ulster*: langer und weiter, an der Taille zusammengezogener Männerüberrock.
- 134 *Fensterpromenade*: Kompositum; heimliches Vorbeischleichen am Fenster (frz. *promenade*).
- 134 *Kein Zwirnsfaden Licht*: kein Licht.
- 134 *Bogenlampen*: Lampe, deren Helligkeit durch einen elektrischen Lichtbogen erzeugt wird.
- 134 *lasse ankurbeln*: manuelle Technik zum Starten der ersten Autos mittels Kurbel.
- 141 *Kompromettantes*: dt.-frz. Kontamination *compromettant* (frz.)/kompromittierend (dt.).
- 141 *Polospiel*: Mannschaftssport zu Pferd.
- 141 *Indiania*: ungebräuchlich und nicht belegbar; möglicherweise falsches Verhalten aufgrund von Unwissenheit (Bezug zu »Indianer«).
- 141 *der mondänen Freimaurerei*: metaphorisch: eine exklusive Gesellschaft.
- 142 *Lunte*: (metaph.) Zündschnur.
- 142 *silbernes C*: metonymisch für ein hohes, lautes Lachen (Musik).
- 142 »Ah, la nièce de Madame van Boolean«: frz. »Ah, die Nichte von Frau van Boolean«.
- 142 »ah, elle était bien drôle à voir quand elle arrivait ici«: frz. »Ah, sie war lustig anzusehen, als sie hier ankam.«
- 144 *der Düpierte*: der Hereingelegte, Genarrte.
- 145 *schlesisches*: Schlesien: östliche Provinz Preußens (Hauptstadt Breslau), heute Polen.
- 145 *keine Juden*: Anspielung auf den latenten Antisemitismus der damaligen Gesellschaft.
- 146 *Shagpfeife*: Tabakpfeife; *Shag* bezeichnet feingeschnittenen Tabak (engl. *shag*).
- 147 *inquisitiv*: nach Art eines Inquisitors.
- 148 *Vermögen verloren*: u. a. aufgrund der Entwertung der Kriegsanleihen; die Handlung spielt 1926, nach dem Stopp der Hyperinflation durch die Genfer Anleihe und die Einführung der Schilling-Währung 1925.

- 150 *Geldkrapüle*: stark abwertend: geldbesessenes Gesindel, Lumpenpack (vgl. lat. *crapula*, »Rausch«).
- 151 *Reverenz*: (von lat. *reverentia*, »Ehrfurcht«) Ehrerbietung.
- 151 *Paladin*: historisch: Ritter am Hof Karls des Großen, meist abwertend Gefolgsmann, Anhänger.
- 151 *Wagenschlag*: (veraltet) Wagentür.
- 151 *Transvaal*: von 1910 bis 1994 eine der Provinzen Südafrikas.
- 154 *Nektar und Ambrosia*: Speise der griechischen Götter; steht metaph. für eine allzu willkommene Gelegenheit.
- 155 *Depesche*: Telegramm (frz. *dépêche*).
- 158 *Interlaken*: Gemeinde im Schweizer Kanton Bern.
- 158 *Schwarzhorn oder Wetterhorn*: gleichgültig, ob man im Engadin (Schwarzhorn) oder bei Interlaken (Wetterhorn) sei.
- 159 *Schuls-Tarasp*: großer Quellen- und Bäderbezirk innerhalb einer geologisch und topographisch interessanten Landschaft im Unterengadin.
- 160 *Morast von Ypern*: vgl. Kommentar zu *Sprengschussstück von Ypern*.
- 160 *Kalkgrube bei Soissons*: vgl. Kommentar zu *Flugzeug bei Soissons*.
- 162 *Nimm Abschied, alter Mann!*: womöglich Anspielung auf das Entsagungsthema bei Goethe. Der Goethe-Kenner Zweig gestaltet u. a. in seiner Miniatur *Die Marienbader Elegie* in den *Sternstunden der Menschheit* das Thema des Abschieds und der Entsagung: Die hoffnungslose Liebe »des alternden Mannes« zu einer jungen Frau, die Abschieds-Gefühle »zwischen letztem Begehren und letztem Entsagen« (*Sternstunden*, S. 32, 42) sind auch in der Konstellation des alten Generals und der jungen Christine erkennbar. Möglicherweise auch autobiographisch getönt: Zweig wird am 28.11. 1931 50 Jahre alt und erlebt diesen Tag krisenhaft (TB, S. 357); womöglich auch indirekter Bezug zu *Wilhelm Meisters Wanderjahre* (bes. zum dort dominanten Thema der »Entsagung«, speziell zur Erzählung *Der Mann von fünfzig Jahren*; hier ist der alternde Mann ein Major, bei Zweig ein General).

- 166 *Aix-les-Bains*: franz. Gemeinde in der Region Auvergne-Rhône-Alpes.
- 166 *Poulard*: junges Huhn.
- 167 *Kraut Ysop*: (botanisch) Lippenblütler, wegen seines aromatischen Geruches und bitteren Geschmackes bekannt.
- 171 *burschikosen*: ungeniert und salopp.
- 176 *express spedieren*: schnell versenden.
- 180 *phantasmagorische*: (gr. *phántasma*, »Trugbild« und *agorá*, »Versammlung«) gespenstisch, traumhaft.
- 181 *wegpascht*: (österreich. ugs.) abhauen.
- 185 *Übernächtigt*: (österreich. ugs.) völlig übermüdet.
- 186 *umflorten*: mit einem Schleier (Flor) bedeckt, umgeben.
- 187 *litaneit*: Vortragen des katholischen Bittgebets (Litanei).
- 187 *Galoschen*: Überschuhe, die über die eigentlichen Schuhe angezogen werden.
- 188 *Virginia*: Kurzform für die exklusive Virginiazigarre.
- 188 *Leichenbittergesicht*: (österreich.) trauriges Gesicht.
- 189 *Primarius*: (österreich.) Primararzt.
- 189 *Spittel*: (ugs.) Krankenhaus.
- 189 *Traufe*: Auffangbecken für Regen am Dach am untersten Rand der Dacheindeckung.
- 190 *Plaid*: wollenes Umhangtuch/Decke.
- 190 *Emaillamedaillon*: Medaillon, das mit Emaille (glasartige Masse) überzogen wurde.
- 190 *Mariazell*: Wallfahrtsort in der nördlichen Obersteiermark.
- 197 *Gredel*: meint: Gretel.
- 197 *gschnappige*: (bair.-österreich.) frech, schnippisch, vorlaut.
- 197 *Giftnudel*: (bair.) giftige, zänkische Frau, »Beißzange«.
- 197 *aufgeschraubtes*: (ugs.) unbeherrscht auffahrend.
- 197 *patzig*: (ugs.) frech, unverschämt.
- 197 *macht's eine Red*: (ugs.) spricht übertrieben affektiert.
- 197 *Zum Krenreiben*: vulgärer, echauffierter Ausruf; vgl. »zum Teufel«. Kren steht eig. (österreich.) für »Meerrettich«.
- 197 *herumgestiert*: (österreich. ugs.) herumstochern.

- 198 *andern Ton einhenken*: (ugs.) einen anderen Ton anschlagen.
- 199 *Diele*: Boden im Vorzimmer.
- 199 *an den Film denken*: nicht eruierbar; womöglich fiktiv.
- 200 *Komtessen*: (besonders süddeutsch) unverheiratete Gräfin (unter 30 Jahren).
- 201 *Spalier*: Gerüst aus Latten oder gespanntem Draht, an dem Kletterpflanzen, Obstbäume gezogen werden.
- 201 *Petroleumjuden*: Juden, die mit Petroleum bzw. allg. Öl Geld verdient haben (kritische Anspielung auf antisemitische Tendenzen durch die Figurenrede).
- 201 *Eintänzerin*: Frau, die auf einer Bühne o. Ä. vortanzte, um andere zum Tanzen zu animieren.
- 203 *Konsignationen*: (veraltet) Niederschriften, Aufzeichnungen.
- 203 *schmerbäuchig*: mit einem dicken, aufgedunsenen Bauch.
- 203 *das dralle Mädal*: rundliches, kräftig gebautes Mädchen.
- 206 *Mariahilfer Straße*: Haupteinkaufsstraße in Wien.
- 207 *zwei Millionen*: Bezug auf die Einwohner Wiens.
- 209 *siebzog Schilling*: in der Variante (S. 333) sind 120 Schilling genannt.
- 209 *magische Pentagramm der Angst*: Bann- oder Abwehrzeichen; hier metaph. für ein unüberwindbares Hindernis.
- 210 *Neger-Jazz*: Musik der Afroamerikaner, damals nicht prinzipiell diskriminierend gemeint.
- 211 *ohne Animo*: (ugs.) ohne Leidenschaft.
- 211 *adjustiert*: (österreich.) dem Anlass entsprechend gekleidet.
- 211 *Agram*: (altösterreichische Bezeichnung der späteren Hauptstadt Kroatiens vor 1918) heute: Zagreb.
- 214 *Viecher*: (österreich.) Tiere.
- 215 *die Schwarzen*: inoffizielle Farbe der christlich-sozialen Partei (abgeleitet von der schwarzen Farbe der Kleidung des Klerus, einer Hauptwählergruppe).
- 215 *Menagerie*: zoologische Gärten, die ausschließlich der Schaulust dienten.

216 *ich druck euch einen Platz durch*: ich mache einen Platz frei.

216 *Havelock*: Herrenmantel mit langem Kragen, nach dem engl. General Sir Henry H. benannt.

216 *Kondukteur*: (veraltet) Schaffner.

217 *in Sibirien*: Bezug auf russische Kriegsgefangenenlager in Sibirien.

217 *ruthenischen und serbischen Glump*: die ostslawischen Bewohner Galiziens (veraltet) und die serbischen Einwohner Ungarns betreffend; *Glump* steht (österr.) für Gesindel.

218 *wir sind zum Handkuss gekommen*: im Gefolge des Russischen Bürgerkrieges (1917–1922) gerieten zahlreiche kriegsgefangene Soldaten der ehemaligen k. u. k. Armee zwischen die Fronten.

219 *tschechischen Legionen*: tschechoslowakische Freiwilligentruppen auf der Seite der Entente, die während und nach dem Ersten Weltkrieg vor allem in Russland eingesetzt und nach 1917 in den Russischen Bürgerkrieg verwickelt wurden; beim Versuch, aus Sibirien per Eisenbahn in den Westen zu gelangen, kam es zu schweren Kämpfen mit der Roten Armee (u. a. Unterbrechung der transsibirischen Eisenbahnroute).

219 *die Roten, die Weißen*: russische Streitkräfte im Bürgerkrieg; *Rote*: Rote Armee (sowjetisch); *Weiße*: zaristische Armee.

219 *Wrangel*: Pjotr Nikolajewitsch Wrangel (1878–1928) war ein General der Weißen Armee im Russischen Bürgerkrieg.

219 *1921 hat das Rote Kreuz uns zurückgeholt über Finnland*: österreichische Kriegsgefangene, die aus den Wirren des Russischen Bürgerkriegs von Sibirien über Umwege in ihre Heimat gebracht wurden.

222 *Palais*: schlossartiges Gebäude (lat. *palatium*, »Palast«).

222 *Tausendkronenscheinen, wie man sie im Krieg so prächtig geboren hat*: vgl. Kommentar zu *Gulden*; aufgrund der zunehmenden Inflation kam es bereits während des Krieges zum Druck scheinbar immer höher dotierter Banknoten, bis 1925 der Schilling statt der Krone eingeführt und die Währung allmählich stabilisiert werden konnte.

223 *Invaliditätsrente/Invalidenamt*: spezielle Rente und Beihilfe für Kriegsinvaliden.

224 *Meran ... optieren*: Stadt im heutigen Südtirol, das 1918/19 von Österreich abgetrennt und an Italien gegeben werden musste. Ferdinand ist Südtiroler und hätte ausdrücklich für Österreich *optieren* müssen.

224 *Tatarendorf*: ein Dorf des turksprachigen Volksstammes der Tataren; meint hier kleines Dorf in Sibirien.

225 *Wisch*: (österr. abwert.) für ein beschriebenes Papier, Schriftstück.

225 *Packel Egyptische*: Kurzform für ägyptische Zigaretten. Der »Orient-Tabak« erfreute sich großer Beliebtheit.

225 *Eselsweg*: urspr. hist. Handelsstraße, hier das leidige Begehen der Amtswege.

225 *Floridsdorf*: 21. Wiener Gemeindebezirk.

226 *pritsch*: (ugs.) aus und vorbei.

226 *verduselt*: (ugs.) im Halbschlaf gewesen sein, hier: die Zeit sinnlos vergeudet haben.

226 »*Üb immer Treu und Redlichkeit ...*«: Sprichwort, hier zynisch gebraucht. Anfangszeilen des Gedichts *Der alte Landmann an seinen Sohn* von Ludwig Hölty.

227 *Radetzkymarsch*: ursprünglich von Johann Strauß (Vater) komponierter Marsch zur Feier des österreichischen Sieges bei Custoza über das Königreich Sardinien-Piemont (1848); später Symbol der Habsburgermonarchie und ihrer Armee (vgl. Joseph Roths gleichnamigen Roman); hier ambivalente Bedeutung: Andeutung des »den Marsch Blasens« (urspr. Soldatensprache); Widerspenstige, Unwillige zur Räson bringen.

227 *das »Gott erhalte«*: österreichische Kaiserhymne von 1797 bis 1918 in mehreren Textfassungen (Melodie von Joseph Haydn, heute die der deutschen Bundeshymne).

227 *Bagage*: (ugs.) Lumpenpack.

228 *Oberbolschewik*: (salopp) besonderer Eiferer der kommunistisch-leninistischen Ideologie.

228 *Weltrevolution*: Forderung der Bolschewiki während der Russ. Revolution nach globaler Ausbreitung des Kommunismus.

228 *Wurschtel*: (österr.) tollpatschige, unbeholfene Person; vgl. Hanswurst.

228 *Rosetten*: (frz. *rosette*, »kleine Rose«) Verzierung in Gestalt einer aufgeblühten Rose; hier schmückender Bestandteil der Offiziers-Uniform.

228 *Krügel Pils*: Kurzform für Pilsner Bier, nach der böhmischen Stadt Pilsen benannt.

229 *Lamperlrevolution*: Lamperl (österr.): harmloser Mensch oder Weichling; hier abschätzig für »unbedeutend, unwirksam«; abwertend für die österreichische Revolution im November/Dezember 1918.

229 *k. k. Firmenschild*: Akronym für »kaiserlich-königlich«.

229 *Nestroystück habt ihr aufgeführt*: (metaphor.) sich zum Narren machen, sich lächerlich machen (nach dem Lustspielautor Johann Nestroy).

230 *zum Austrag bringen*: zum Abschluss, zur Vollendung bringen.

231 *auf den Hund dadurch gekommen*: (österr.) in sozial (und finanziell) sehr schlechte Lage geraten.

232 *zusammenrüffelt*: (ugs.) zusammenschimpfen.

232 *Baux*: (ugs.) sehr kleiner Junge; Knirps.

233 *heruntergeputzt*: (ugs.) heruntergemacht, abwertend.

235 *Standerl*: (österr. ugs.) freundschaftliches Beisammenstehen

236 *kahlharten*: wahrscheinlich fehlerhaft für: *knallharten*.

237 *frotzeln*: (österr. ugs.) jdn. necken.

237 *mollert*: (bairisch-österreichisch, ugs.) mollig.

237 *zwiefeln*: (österr. ugs.) necken, bloßstellen.

243 *Glucksen*: Zufriedenheit ausdrückende Laute von sich geben.

244 *Gumpoldskirchner*: billiger Wein aus niederösterr. Weinregion im Bezirk Mödling.

245 *Armut ist keine Schande*: Sprichwort.

248 *Hundemarke*: (abschätzig für:) Identifizierungsmarke der Soldaten.

248 *Auvergne*: Region in Frankreich.

249 *Hundekotter*: Kotter (österr.): Arrest; *Hund* verdeutlicht die schlechten Haftbedingungen.

249 *Kommis*: (veraltet) Mitarbeiter im Handelsgeschäft.

249 *Kurzwarengeschäft*: Geschäft für Schneiderzubehör und Nähbedarf.

249 *Ballen*: Stoffballen.

249 *Litzen*: Textilgeflecht zur Verzierung von Kleidung.

249 *Debet*: (lat. *debet*, »schuldet«) das kaufmännische »Soll« zur Bezeichnung des Schuldners in der Buchführung.

250 *Die kleinen Geschichten, wie Hans die Grete kriegt und die Grete den Hans und wie die Paula den Johann betrügt*: Muster von Trivalliteratur, Trivialromanen.

251 *aufgezogen*: erregt.

252 *versetzt*: in einem Pfandleihhaus abgegeben, um ein Darlehen zu erhalten.

252 *Fressalien*: (ugs.) Esswaren.

252 *Neger im Frack*: unüblich, ungewohnt; latent rassistisch (Figurenrede!).

253 *inkommodieren*: (österr. veraltet) in Verlegenheit bringen; sich Mühe machen; sich Umstände bereiten.

254 *stammerte*: stammelte.

256 *mattkerzigen Glühbirne*: mattes Licht.

257 *gründige Wand*: schmutzig, eklig.

258 *vergasten Mine*: Bergwerksstollen, in dem Gas ausgetreten ist.

262 *sie spotteten immer mich deswegen aus*: (österr.) ver-spotten.

262 *Dann kam die Revolution*: Russische Revolution (Febr. bzw. Okt. 1917).

263 *Bože moi*: (slaw.) »Oh, mein Gott!«

266 *Legitimation*: (veraltet) Ausweis.

267 *Männerheim*: Obdachlosenunterkunft für Männer.

267 *kujonieren*: (ugs. veraltet) schikanieren.

267 *ihnen eines geigen*: (salopp) jemandem etwas in ungehaltenem Ton klarmachen; Gaunersprache (Rotwelsch).



- 268 *Walzerstanzl*: bayr.-österr. (Spott-)Liedform im Walzertakt, als Metapher verwendet.
- 269 *Hotel Bristol*: Nobelhotel in Wien im Gegensatz zur Spelunke.
- 276 *abschnauzte*: Neologismus; fertigte jmd. grob ab, fuhr jmd. an.
- 277 *Alp*: Kurzform für Alptraum.
- 278 *Zinsgeld*: Betrag für Miete.
- 279 *Technik*: Kurzform für Technische Schule, heute Technische Universität.
- 280 *Nationalfeiertag*: nach 1918 in Österreich der 12. November, der Jahrestag der Ausrufung der Ersten Republik.
- 281 *griesligen*: (ugs.) grau-trüb, mit erschwelter Sicht.
- 283 *Ihres Ansuchens vom 7.9. 1925*: offenbar 7.9.1926.
- 283 *Postrayon Wiens*: Postbezirk; Postverwaltung.
- 283 *vakant*: unbesetzt, frei (lat. *vacare*, »leer sein, frei sein«).
- 284 *harte Deichsel*: hier metaph. (Zug- und Lenkvorrichtung bei gezogenen Fahrzeugen).
- 287 *Prokurist*: Inhaber der Prokura, Vertreter der Geschäftsleitung.
- 287 *Hypothekarkredit*: Kredit, der auf einer Hypothek basiert.
- 288 *Donaustaat*: Österreich; Erste Republik.
- 288 *genug!*: Absatz innerhalb einer direkten Rede; bezeichnet möglicherweise Sprechpause.
- 288 *Offerte*: (schriftliches) kaufmännisches Angebot (frz. *offerte*).
- 293 *drei Tage am Kreuz*: meint wohl drei Stunden.
- 295 *Lehrbub*: (österr. ugs.) Lehrjunge, Lehrling.
- 296 *splendid*: (gehoben, veraltet) freigebig, großzügig.
- 297 *Stimme war stark beledert*: im Sinne von »belegt«.
- 300 *Ich kenne doch mein Österreich, da kontrolliert man nicht so scharf*: Topos der Österreich-Kritik: Schlampereien und Korruption.
- 300 *Zeitungsdeutsch*: Deutsch mit Stilmerkmalen und Terminologien einer Zeitung.

- 301 *Requirieren*: (für militärische Zwecke) beschlagnahmen; hier als euphemistische Bezeichnung für *stehlen* verwendet.
- 301 *Expropriieren oder Regressieren, wie es im Friedensvertrag steht*: enteignen (*expropriieren*); Ersatzansprüche stellen (*regressieren*); Bezug auf den Vertrag von Saint-Germain (1919).
- 304 *Frettere*: (österr.) harte, unaufhörliche Arbeit; Schufteerei; »ich wurstelte mich durch«.
- 305 *Menschen abfassen*: (ugs.): jmd. auf frischer Tat ergreifen.
- 306 *Coup*: (veraltet) geschickter Streich, erfolgreiche Unternehmung (frz. *coup*, »Schlag, Stich«); hier Gaunerstreich.
- 311 *habsburgischen Hausgedanken*: ideologische, staatsphilosophische Grundlegung der Habsburgermonarchie, Anspielung auf das »Haus Habsburg« bzw. die »Casa d'Austria«.
- 311 *Mitropa*: »Mitropa« war eine Speisewagen- und Schlafwagen-Gesellschaft von ca. 1916 bis 1945; hier ironische Anspielung auf den berühmten Mitteleuropa-Gedanken. Bei beiden Konzepten (Haus Habsburg/Mitteleuropa) geht es um die ideologische Absicherung einer (geo)politischen Konzeption vor dem Ersten Weltkrieg (bzw. in Modifikationen auch noch danach).
- 312 *Stephansturm*: Südturm des (Wiener) Stephansdoms.
- 312 *Breites vorgeschwafelt*: (ugs.) groß dahergeredet, übertrieben, verzerrend dargestellt.
- 312 *Sacher*: Kurzform für das Wiener Nobelhotel Sacher.
- 313 *eingelplankt*: von Holzplanken umgeben; in einem Ordner zum Trennen.
- 314 *pardonieren*: (veraltet) entschuldigen, vergeben, begnadigen.
- 317 *Coupé*: (frz.) Zugabteil.
- 318 *Signalement*: (veralt. österr.) kurze Personenbeschreibung mit Hilfe charakteristischer (äußerer) Merkmale einer Person, besonders in einem Pass oder Steckbrief.
- 318 *Kautschukstempel*: Kautschuk: aus dem Milchsaft mehrerer Pflanzen gewonnener elastischer Stoff, u. a. zur Anfertigung von Stempeln.

318 *F in meinem Namen*: Ferdinand wird allerdings zuvor bereits zweimal mit dem Namen »Karrner« bezeichnet (siehe S. 217, S. 231).

322 *Kodak*: Name einer fotogr. Handkamera der amerik.-engl. Eastmangesellschaft.

323 *Be-Sprache*: lautmalerisch für die vielen Labiallaute »Be«, die in einer solchen »Kunstsprache« vorkommen.

#### Kommentar zur Variante (T2v<sup>ar.</sup>)

332 *nekromantischen*: eine Totenbeschwörung betreffend; hier die zeitweilige »Wiederbelebung« von Christines Alter Ego, des Fräulein van Boolean (bzw. von Bohlen).

334 *Versitzt nur den Sonntag*: (ugs.) den Sonntag vertun, untätig verbringen.

335 *kurzgeraffte*: stark geschürzte und gekürzte Kleidung/Röcke.

336 *der Kaiser*: Franz Joseph I. (1848–1916).

337 *Ouvertüre zu Don Juan*: Mozarts Oper *Don Giovanni*.

340 *insinuiert*: (gehoben) etwas mit Nachdruck andeuten.

340 *scheel*: abschätzig, misstrauisch.

340 *Chablis*: franz. Weinbaugebiet der Region Burgund.

341 *Hornlöffel*: Keratin-Material, aus dem diese Löffel gefertigt werden.

345 *Federschmückerinnen*: verarbeiteten Vogelfedern zu modischen Verzierungselementen.

## Nachwort

### I. Stefan Zweig als Romanautor

In der 1929 entstandenen Rede *Die europäische Idee in der Literatur* spricht Zweig über die Bedeutung des Romans in seiner Zeit. Er bewertet darin den Roman als *die* repräsentative Gattung der europäischen Literatur:

Es ist kein Zufall, dass in allen Ländern und allen Literaturen die Lyrik, also die bloß kontemplative und träumerische Betrachtung beinahe verschwunden ist und der Roman, der von allen Kunstwerken der Wissenschaft am nächsten steht, so gewaltsam die Oberhand gewonnen hat. Wir wollen Helligkeit und Klarheit, Erfahrung und Wissen, wir von heute, aus den Büchern schöpfen, nicht uns vom Leben abwenden, sondern sich ihm tiefer zuwenden, darum sind die Romane der Gegenwart im Vergleich mit den früheren so viel heller als etwa die Straßen unserer Hauptstädte, das *claire-obscur*, die Halbdunkelheit und Verworrenheit sind fast völlig verschwunden.<sup>1</sup>

Mit dem Roman *Rausch der Verwandlung*, den Zweig in diesen Jahren konzipiert und um 1930/31 zu schreiben beginnt, möchte er sich in diese Tradition stellen und auch einen würdigen Platz in der europäischen Literatur erlangen, den Autoren großer Romane wie Thomas Mann, Robert Musil oder Jakob Wassermann bereits erobert haben. In seinen Briefen und Tagebüchern bringt er mehrfach seine Unzufriedenheit mit der deutschen und der europäischen Tradition des Romans zum Ausdruck, schildert

1 Zweig, Stefan: *Die europäische Idee in der Literatur* (1929). In: Ders.: »Worte haben keine Macht mehr«. Essays zu Politik und Zeitgeschehen 1916–1941. Hg. von Stephan Resch. Wien: Sonderzahl 2019, S. 90–105; hier S. 103.

aber auch seine eigenen Schwierigkeiten bei der Arbeit an umfangreicheren epischen Formaten, hat er sich doch bisher vor allem auf das Schreiben von Erzählungen, Dramen und Essays konzentriert.

Zweig möchte sich nicht nur in die deutsche, sondern auch in eine europäische Tradition des Romans einordnen, wie er am 28. September 1926 in einem Brief an Felix Langer schreibt:

[...] selbst die besten Romane der Zeit, wie *Der Zauberberg* genügen mir nicht, denn das scheint deutsche Tradition zu sein, die von Goethe und Jean Paul herüberkommt, während ich von Balzac, Stevenson, Josef [!] Conrad her das leidenschaftliche Moment der Ungeduld, die fragende Neugier nach der Entwirrung noch immer als ein Wesensmoment des richtigen Erzählens fordere.<sup>2</sup>

Ein Jahr später stellt er in einem Brief an Romain Rolland Forderungen an den zu schreibenden Roman seiner Zeit:

Wir leben in einer Übergangszeit wie vielleicht keine andere Epoche; wahrhaftig, wenn man das alles nicht in einem Roman darzustellen vermag (und ich habe nicht die Kraft, so riesige Probleme zu umfassen), sollte man doch tägliche Aufzeichnungen machen.<sup>3</sup>

In einem direkten Vergleich mit Arnold Zweig bringt er kurz danach seine Probleme mit dieser Gattung auf den folgenden Punkt:

Arnold Zweig ist nicht mit mir verwandt (oder sehr weitläufig), aber ich bewundere seinen Roman sehr, und wir stehen auf bestem Fuße miteinander. Er hat alles, was mir abgeht: den Mut zu weiträumigen Werken, die mathematische Konzentration auf das Detail und jene Sachlichkeit, die nötig ist.<sup>4</sup>

2 SZB III, S. 167.

3 BW SZ/RR I, S. 260.

4 BW SZ/RR II, S. 367.

Zweigs Unzufriedenheit mit traditionellen Romanen bringt er in der *Welt von Gestern* drastisch zum Ausdruck, wo er sich als »ungeduldigen Leser« bezeichnet und auf überspitzte Weise vermeintliche Schwächen der epischen Weltliteratur benennt:

Jede Weitschweifigkeit, alles Schwelgerische und Vage-Schwärmerische, alles Undeutliche und Unklare, alles Überflüssig-Retardierende in einem Roman, einer Biographie, einer geistigen Auseinandersetzung irritiert mich. Nur ein Buch, das ständig, Blatt für Blatt, die Höhe hält und bis zur letzten Seite in einem Zuge atemlos mitreißt, gibt mir einen vollkommenen Genuß. Neun Zehntel aller Bücher, die mir in die Hand geraten, finde ich mit überflüssigen Schilderungen, geschwätzigen Dialogen und unnötigen Nebenfiguren zu sehr ins Breite gedehnt und darum zu wenig spannend, zu wenig dynamisch. Selbst bei den berühmtesten klassischen Meisterwerken stören mich die vielen sandigen und schleppenden Stellen, und oft habe ich Verlegern den kühnen Plan entwickelt, einmal in einer übersichtlichen Serie die ganze Weltliteratur von Homer über Balzac und Dostojewskij bis zum »Zauberberg« mit gründlicher Kürzung des individuell Überflüssigen herauszugeben, dann könnten alle diese Werke, die zweifellos überzeitlichen Gehalt haben, erneut lebendig in unserer Zeit wirken.<sup>5</sup>

Die berühmte »Krise des Romans« nach dem Ersten Weltkrieg prägt auch Stefan Zweigs jahrelanges Ringen um diese Gattung. Diese Diskussion entzündete sich zur gleichen Zeit, Mitte der zwanziger Jahre, zunächst am Problem der Romanfabel, als Jakob Wassermann 1926 die »Entfabelung« des Romans, die Zurückdrängung der »Fabel« aus vielen zeitgenössischen Romanen, als zunehmend beunruhigend benannte<sup>6</sup> und den Erhalt

5 WvG, S. 342.

6 Wassermann, Jakob: Kolportage und Entfabelung. In: Wissen und Leben. Neue Schweizer Rundschau 19 (1926), S. 362–368. Wassermann bezieht sich u. a. auf D.H. Lawrence und Marcel Proust; er

derselben »als Gerüst, als Bett und Ufer der Erzählung, ja als ihr Zentrum und Herz« einnahmte. In der Folge kam es bekanntlich zu mehreren gewichtigen Stimmen gegen diese eher restaurative Position, von Ortega y Gasset und Thomas Mann bis zu Robert Musil. In mehreren Romantheorien der Zwischenkriegszeit werden die Probleme der Romankunst nach dem Modernbruch, der Infragestellung nahezu sämtlicher Bauformen traditionellen Erzählens in den Avantgarde-Bewegungen (die ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts sind auch die Hauptepoche des dadaistischen und surrealistischen Erzählens), aber auch in anderen literarische Strömungen durch Literaturtheoretiker wie Georg Lukács oder Walter Benjamin zusammengefasst. Dieser hat dafür die bekannteste Formulierung geprägt: »Einen Roman schreiben heißt, in der Darstellung des menschlichen Lebens das Inkommensurable auf die Spitze treiben.«<sup>7</sup>

Zweigs eigene Anforderungen an den Roman knüpfen an diese krisenhafte Lage des Genres an und stoßen dabei an ihre Grenzen: Einerseits soll der Roman »riesige Probleme« der Epoche (einer »Übergangszeit«) erfassen und dementsprechend »weiträumig« sein, andererseits auf das vorgeblich »Wesentliche« konzentriert, handlungsstark und spannend, also ästhetisch gerade nicht einer »Entfabelung« folgen oder sich moderner erzählerischer Mittel bedienen. Zweig selbst orientiert sich daher an den Erzählweisen und Bauformen der realistischen Romankunst des 19. Jahrhunderts sowie der Jahrhundertwende. Er benutzt einen heterodiegetischen Erzähler mit Nullfokalisierung (oft einem auktorialen Erzähltypus nahe kommend<sup>8</sup>), aber auch

definiert die »Fabel« eines Romans als »Zusammenfassung von Motiven, Stoff und Handlung zu einer Stufe um Stufe gesetzmäßig vorwärtsschreitenden, die Erwartung steigernden Metamorphose seines gesamten Wesens«, ebd., S. 365.

- 7 Benjamin, Walter: Der Erzähler. Betrachtungen zum Werk Nikolai Lesskows (1936). In: Gesammelte Schriften, Bd. II, 2. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 438–465 (= Werkausgabe Band 5), hier S. 443.  
8 Ein heterodiegetischer Erzähler (nach Gérard Genette) ist ein

die von Schnitzler (*Fräulein Else*) beeinflusste Form des inneren Monologs. *Rausch der Verwandlung* – wie das Gros seiner epischen Werke – scheint also »von dem Bemühen um Transparenz, Zugänglichkeit und eindeutige Erklärungsangebote«<sup>9</sup> geprägt zu sein. Dennoch enthält der Roman, vor allem im zweiten Teil, Elemente, die Fragen offenlassen und keine Eindeutigkeit ermöglichen: etwa das Verhalten der Figur Ferdinands und die Reaktionen Christines darauf.

Stefan Zweig hätte – so Michel Reffet – »für sein Leben gern als Romancier gewirkt«.<sup>10</sup> Nach Paul Keckeis liegt einer der Gründe dafür, dass er kaum als Romanautor in Erscheinung trat, »darin, dass er am Epischen gerade festzuhalten versucht, auch wenn es anachronistisch geworden sein mag«.<sup>11</sup> Nichtsdestoweniger ist dieser unvollendete Roman nicht nur Zeugnis einer Reaktion auf die »Krise des Romans«, sondern auch Ausdruck des Bestrebens Zweigs, in diesem Genre das ihm Mögliche zu leisten.

Erzähler, der nicht selbst Ereignisträger der erzählten Geschichte ist (im Unterschied zum homodiegetischen E.). »Nullfokalisierung« bedeutet, dass der Erzähler mehr weiß als die Figur – entspricht weitgehend dem auktorialen E.

- 9 Vgl. Aumüller, Matthias: Erzählformen. In: SHB, S. 625–634, hier S. 632.  
10 Reffet, Michel: Stefan Zweigs Balzac und der Dämon. In: Stefan Zweig und das Dämonische. Hg. Matjaž Birk und Thomas Eicher. Würzburg: Königshausen & Neumann 2008, S. 68–77, hier S. 71.  
11 Keckeis, Paul: Balzac. In: SHB, S. 465–470, hier S. 469.



Stefan Zweig, 1931 in Salzburg  
Foto von Trude Fleischmann

## 2. *Rausch der Verwandlung* als Gesellschafts- und Sozialroman

Die Auseinandersetzung mit der Tragödie des Ersten Weltkriegs und dessen Folgen hat in Stefan Zweigs Werk einen großen Stellenwert. Schon während des Krieges, als er bis 1917 im Wiener Kriegsarchiv tätig war, verfasste er zahlreiche Artikel für Zeitungen und Zeitschriften, die oft patriotisch und affirmativ, zum Teil aber auch kritisch den Krieg und seine Folgen thematisierten. Auch in einigen seiner Erzählungen (*Legende der dritten Taube, Episode am Genfer See, Der Zwang*), vor allem in seinem den Krieg anklagenden Drama *Jeremias* befasste sich Zweig mit der Tragödie Europas.

Im November 1917 kann er sich von Wien frei machen und knapp eineinhalb Jahre in der Schweiz leben. Hier erlebt er den Kontrast von Wohlstand und Armut. Die Schweiz erscheint ihm als eine Welt des Luxus, während Österreich als Verlierer eines sinnlosen Krieges in die Armut absinkt. Mehr als zwanzig Jahre später hat Zweig diesen Gegensatz in seinen Erinnerungen *Die Welt von Gestern* beschrieben. 1918, nach seiner Ankunft in der Schweiz, habe er alles finden können, was das Herz begehrt, während den Menschen in Österreich alles gefehlt habe.<sup>12</sup> In dem kurz nach seiner Ankunft verfassten Essay *Bei den Sorglosen*, der am 26. Februar 1918 in der Wiener *Neuen Freien Presse* veröffentlicht wurde, stellt Zweig am Beispiel eines Nobelhotels in St. Moritz die Welt der Armut und des Kriegselends in Europa, vor allem in seiner Heimat Österreich, der des Luxus und der Unbeschwertheit einer kleinen Gruppe von Reichen gegenüber, die sich in die Hotels der Schweizer Berge zurückgezogen haben, die »Trutzburgen [...] gegen die Zeit, Abwehr gegen das Außen, Heimstätten der Heiteren, der ewig

<sup>12</sup> WvG, S. 283 ff.

Unbekümmerten«. <sup>13</sup> Dieser soziale Gegensatz ist hier nicht primär als ein staatlicher zwischen der neutralen Schweiz und den im Krieg befindlichen Staaten gezeichnet, sondern als einer der Klassen: Auch in der übrigen Schweiz, so Zweig, habe sich der Krieg bemerkbar gemacht, »auch hier stört noch Armut und Proletariat, der trübe Dunst von der Bettelsuppe des Lebens«, vor dem sich »die Sorglosen« in Hotel-Enklaven des Wohllebens, des schamlosen Luxus zurückgezogen hätten:

Seit Jahrzehnten trainiert auf den vornehmen Müßiggang, kann eine Bagatelle wie der Weltkrieg sie nicht von ihren Vergnügen abbringen. Ach, alle sind sie da, die man kennt von Vichy und Ostende und Karlsbad, [...]. Ach, alles haben sie wieder um sich her, die Sorglosen, was sie brauchen, die Geschäfte mit den Blumen aus Italien und der Riviera und die Patisserie und die Parfümerie, all diese Geschäfte, in die man nur aus Langeweile geht. <sup>14</sup>

Man erkennt deutlich, dass dieser Gegensatz zwischen den Sphären der Grandhotels in den Schweizer Bergen und dem Elend der Bevölkerung im flachen Land, besonders aber in Zweigs Heimat Österreich die Darstellung in *Rausch der Verwandlung* geprägt hat: Übereinstimmungen reichen bis zu Details der Schilderung von Luxusgeschäften in beiden Texten. Diese antithetische Gegenüberstellung zweier Welten während des Krieges diente Zweig offenkundig als Modell für den ersten Teil von *Rausch der Verwandlung*, in dem die Protagonistin zwischen diesen Sphären hin- und herwechselt – wie auch Zweig selbst, der die Schweiz schon vor dem Krieg und danach mehrfach besucht hatte, nicht zuletzt in St. Moritz und in Pontresina gewesen war und auch die Welt der mondänen Hotels aus ei-

<sup>13</sup> Zweig, Stefan: Bei den Sorglosen (1918). In: Die schlaflose Welt. Essays 1909–1941. Hg. von Knut Beck. Frankfurt a. M.: Fischer 1990, S. 104–111, hier S. 106.

<sup>14</sup> Ebd., S. 108.

genem Erleben kannte. <sup>15</sup> Im Spätwinter 1919, nach Kriegsende, kehrt er aus der Schweiz ins verarmte und von den Folgen des Krieges gezeichnete Österreich zurück:

Sobald der Zug in der Ferne verschwunden war, hieß man uns aus den blanken und sauberen schweizerischen Waggonen in die österreichischen umsteigen. Und man mußte die österreichischen nur betreten haben, um schon im voraus zu wissen, was diesem Lande geschehen war. Die Schaffner, die einem die Plätze anwies, schlichen hager, verhungert und halb zerlumpt herum; zerrissen und abgetragen schlotterten ihnen die Uniformen um die eingesunkenen Schultern. An den Fensterscheiben waren die Lederriemen zum Aufziehen und Niederziehen abgeschnitten, denn jedes Stück Leder bedeutete eine Kostbarkeit. <sup>16</sup>

Zweig fühlt sich mitten »aus dem Frieden [...] in das schon beendet vermeinte Grauen des Krieges« <sup>17</sup> versetzt.

Im Roman schildert er analog die luxuriöse Atmosphäre des Hotels im Oberengadin als Gegenwelt zur österreichischen Heimat. Die Heldin Christine Hoflehner lernt schon bei der Postverteilung in Klein-Reifling in den Zeitschriften – »Die elegante Welt«, »Die Dame« (S. 201) – für die Gräfin Gütersheim die Welt des Luxus kennen. In Pontresina dringt sie dann im Palace-Hotel zuerst zögernd und schüchtern, später aber fasziniert und innerlich wie äußerlich »verwandelt« in die Glitzerwelt der Reichen, der »Sorglosen« ein, die den ganzen Tag mit Spiel und Sport, mit Ausflügen und Einkaufen verbringen, sich amüsieren und erotische Abenteuer suchen. Dem gegenüber stehen die Figuren und deren Lebensverhältnisse in der

<sup>15</sup> Vgl. Locuratolo, Antonio: Zweigs Hotel erlebnisse im Engadin zwischen den Weltkriegen. In: Zweigheft 28 (2023), S. 17–24.

<sup>16</sup> WvG, S. 307 f.

<sup>17</sup> Ebd.

Heimat: etwa der Lehrer Fuchsthaler, der ein ärmliches Leben fristet, ohne Aussicht auf Veränderungen, und dessen Armut auf die zurückgekehrte Christine schließlich sogar abstoßend wirkt (S.186). Die Armut der Lebensverhältnisse wird ihr auch beim Besuch der Verwandten in der Wohnung der Schwester im Wien der zwanziger Jahre drastisch vor Augen geführt, als das kümmerliche Erbe der Mutter aufgeteilt wird (S. 190 f.). Stefan Zweig beschreibt am Beispiel dieser Familie den ökonomischen und sozialen Absturz breiter Kreise des Mittelstandes durch Krieg und Inflation, dem er selbst zwar entgehen konnte, den er aber weithin beobachten musste. In Salzburg sah er 1919 »einer Hungersnot in die gelben und gefährlichen Augen«<sup>18</sup>; Schleichhandel und der Übergang zur Tausch- und Naturalwirtschaft prägen den Alltag, der Verlust der finanziellen Rücklagen des Bürgertums führt zum Niedergang einer ehemals gesicherten Klasse: »Wer vierzig Jahre gespart und überdies sein Geld patriotisch in Krieganleihen angelegt hatte, wurde zum Bettler.«<sup>19</sup>

Die »Auflösung der Habsburgermonarchie zerstörte einen eingespielten Wirtschaftsraum mit vielerlei Abhängigkeiten«, wodurch es zu einem »Strukturbruch mit langreichenden Folgen« kam, der Wien und seine Umgebung besonders hart traf.<sup>20</sup> Die frühe Nachkriegszeit, eine Periode der »bedrohten Stabilisierung«<sup>21</sup>, war geprägt durch die sich weiter entwickelnde Inflation, die »die im Krieg bereits angebahnte soziale Umschichtung noch verstärkt«<sup>22</sup> hat. Diese traf vor allem die alten Eliten und den sog. »Mittelstand«, das Bürgertum, in seinen unterschiedlichen Formen und Ausprägungen.<sup>23</sup> Als Stefan

18 WvG., S. 311.

19 Ebd., S. 314.

20 Hanisch, Ernst: Der lange Schatten des Staates. Österreichische Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert. Wien: Ueberreuter 1994 (= Österreichische Geschichte 1890–1990), S. 277 f.

21 Ebd., S. 279.

22 Ebd., S. 283.

23 »Als Verlierer konnten die Rentiers, die Hausherrn, die fest-

Zweigs Hauptarbeitsphase an diesem Roman einsetzte (um 1930/31), wirkte sich bereits die Weltwirtschaftskrise auf ein Land aus, das sich »vom Strukturbruch des Jahres 1918 noch längst nicht erholt« hatte<sup>24</sup>, dessen wirtschaftliche Stagnation »einen Dauerdruck auf das demokratische politische System«<sup>25</sup> ausübte. Diese ökonomische, politische und soziale Instabilität der gesamten Periode von 1914 bis in die dreißiger Jahre ist der entscheidende Kontext des Romans und bis in Details der Handlung und der Figurenzeichnung hinein nachweisbar.

Christines Familie Hoflehner gehört vor 1914 zur Mittelklasse, wenngleich auch nicht zum Großbürgertum. Ihr Vater ist Trophäenpräparator im Dienste adeliger Jagdherren, der als Folge des Krieges sein Geschäft schließen muss. Der einzige Sohn fällt an der Front, die Familie verarmt und wird sozial deklassiert. Die Mutter rettet sich und ihre ledige Tochter vor der völligen Verelendung, weil ein einflussreicher Verwandter (der »Onkel Hofrat«) Christine eine Stelle in einem Postamt in einem kleinen Provinzdorf besorgt. Allerdings ist das Einkommen so niedrig, dass es kaum zum Leben reicht. Die Inflation der frühen zwanziger Jahre erstickt jede Hoffnung auf eine Besserung der Lage im Keim: »[...] noch immer beginnt jeder Tag mit Sparen und endet mit Rechnen. Jedes Zündholz ist gezählt, jede Bohne im Kaffee, jedes Mehlkrümel im Teig. Aber immerhin, man atmet, man lebt.« (S. 37)

Auch in der Geschichte von Christines Tante Klara (die sich später Claire van Boolean nennt) spiegelt sich die Angst der Mittelstandsangehörigen vor dem sozialen Abstieg wider: Sie hat – vor dem Krieg – durch Heirat mit dem reichen Amerikaner

besoldeten Beamten gelten [...]« Ebd. Unmittelbar nach dem Krieg wohl auch breitere Schichten der Arbeiter und kleinen Bauern.

24 Ebd., S. 284.

25 Ebd., S. 284 f.

Anthony van Boolean zwar den Aufstieg ins Großbürgertum, in die Oberschicht geschafft, muss allerdings befürchten, dass ihre zwielichtige Vergangenheit entdeckt wird, wodurch sie ihren sozialen Status verlöre (dazu unten).

Nach Evelyne Polt-Heinzl enthält der erste Teil des Romans »die komplette thematische Bandbreite der Inflationsromane der 1920er Jahre«. <sup>26</sup> Beispiele dafür wären u. a. Romane Hugo Bettauers <sup>27</sup>, Robert Neumanns <sup>28</sup> oder noch Rudolf Brunngrabers. <sup>29</sup> *Rausch der Verwandlung* ist – trotz vieler Gemeinsamkeiten mit den genannten Werken – nicht nur ein »Inflationsroman«, sondern auch ein Roman über soziale Deklassierung und deren Folgen, über Armut <sup>30</sup> und Verelendung in der österreichischen Nachkriegszeit, das enttäuschende (Wieder-)Aufbrechen sozialer Gegensätze und Klassenkonflikte im neuen republikanischen Staat nach dem Untergang der Monarchie. Die Inflation spielt hier zwar eine bedeutende Rolle in der Vorgeschichte der Handlung, weniger aber in dieser selbst: Die beiden Hauptfiguren Christine und Ferdinand rechnen während der Planung des Diebstahls nicht mit einer möglichen Abwertung der Geldsumme durch die Inflation, gehen vielmehr von einer langfristigen Währungsstabilität aus (vgl. die entsprechenden Detailplanungen im Papier Ferdinands gegen Ende des zweiten Teils). Die Inflation bildet daher keinen zentralen direkten Kontext der Handlung, auch nicht im ersten Teil – die beim Kartenspiel in Pontresina vom reichen Onkel gewonnene Summe kann von

26 Polt-Heinzl, Evelyne: *Rausch der Verwandlung*. In: ZHB, S. 376–383, hier S. 381.

27 *Die freudlose Gasse; Das entfesselte Wien* (beide 1924).

28 *Sintflut* (1929); Zweig hat dieses Werk in einer Rezension als den »Roman der Inflation« schlechthin bezeichnet; Zweig, Stefan: *Der Roman der Inflation* (1929). In: *Neue Freie Presse*, 8.3.1929, S. 1–3.

29 *Karl oder das 20. Jahrhundert* (1933).

30 Mit dem Thema Armut hat sich Stefan Zweig auch im Drama *Das Lamm des Armen* beschäftigt, das zur gleichen Zeit wie der Roman entstanden ist. Vgl. das Motto des Dramas.

Christine auch in Österreich als Geldreserve benutzt werden. Aus dieser Perspektive ist *Rausch der Verwandlung* auch ein Roman über die Macht des Geldes, die Zweig auf vielfältige Weise zum Thema gemacht hat (man denke etwa an seine Komödie *Volpone*, die Erzählungen *Angst*, *Vierundzwanzig Stunden aus dem Leben einer Frau*, *Die unsichtbare Sammlung*, *Phantastische Nacht*).

Klassengegensätze und soziale Ängste dominieren vor allem die Handlung des zweiten Teils, in dem die aus der Luxuswelt in die Armutssphäre ihrer Heimat zurückgekehrte Christine um ihr »Recht auf Leben« (S. 230) kämpft und dabei einen Leidensgefährten kennenlernt, der bald ihr Geliebter wird. Besonders markant ist die eindringliche, »naturalistische« Schilderung eines Wiener Stundenhotels, die den Hotelszenen des ersten Teils kontrastiv gegenübersteht. Christines Ekel vor der Schabigheit des Zimmers und der gesamten Atmosphäre des »Hotels« (im Gegensatz zu ihrem Hotel-Erlebnis in der Schweizer Bergwelt) ist stärker als ihre Bereitschaft, eine Liebesnacht mit Ferdinand zu verbringen. Auch in *Widerstand der Wirklichkeit* (um 1926), wo das Liebespaar unbeabsichtigt in Heidelberg in einem Stundenhotel landet, wird die Intimität dadurch unmöglich. Christines Körper rebelliert gegen ein Ambiente, in dem Prostituierte und Verbrecher verkehren, bis zur völligen Blockade:

Christine beugt sich noch tiefer. Unbewusst erinnert sie sich, wie hatte die kleine Mannheimerin gesagt ... Von Tür zu Tür geht's da zu in der Nacht. Sie erinnert sich: die hellweißen, breiten Betten und Morgenlicht, die Türen, die wie auf Gummi schließen, leicht und geräuschlos, und die weichen Teppiche und die Blumenvase beim Bett. Dort konnte ja alles schön sein und gut und leicht, und hier ... Sie schüttelt sich vor Ekel. Er steht verzweifelt neben ihr und sagt ganz sinnlos: »Beruhige dich, beruhige dich, beruhige dich. Es ist schon vorbei.« Aber der kalte Körper zuckt und zuckt immer wieder aufs Neue unter seiner Hand. Etwas in ihr ist zerris-



sen, und die Nerven schwingen nach, wie ein in übermäßiger Spannung zerfetztes Seil. [...] Noch war das Grässliche im Haus. (S. 270 f.)

Nachdem die Polizei eine Kontrolle im Armenhotel durchgeführt und die beiden Liebenden gedemütigt hat, macht Ferdinands Protest deutlich, dass die Macht des Geldes und der damit verbundenen staatlichen Autorität bis in die Intimsphäre der Menschen reicht und Klassengegensätze scharf hervortreten lässt: »Ich möchte nur fragen, ob ... ob solche Nachtstreifungen auch im Hotel Bristol und andern Ringstraßenhotels abgehalten werden oder nur hier?« (S. 269)

## 2.1 Hotels und Hochstapler(innen)

*Rausch der Verwandlung* gehört damit auch zum Typus des in der Zwischenkriegszeit beliebten Genres des »Hotel-Romans« bzw. der »Hotel-Erzählung«, weniger zum sog. »Bergroman«. <sup>31</sup> Das Hotel ist in einigen Werken dieses »Genres« nicht nur einfacher Schauplatz der Handlung, sondern auch ein symbolischer Ort und auf die soziokulturellen Kontexte des jeweiligen Geschehens beziehbar. Als »Spiegel der Gesellschaft« <sup>32</sup> mit ihren Hierarchien, sozialen Gegensätzen, gesellschaftlichen Befindlichkeiten und Krisen fungiert es bei Thomas Mann (*Der Tod in Venedig*, 1912; *Der Zauberberg*, 1924 <sup>33</sup>, *Felix Krull*),

31 So bei: Eicher, Thomas: *Zauberberge*. Stefan Zweigs *Rausch der Verwandlung* im Kontext österreichischer Bergromane der Zwischenkriegszeit. In: Stefan Zweig und das Dämonische, S. 236–244.

32 García, Olga: Das Hotel im Spiegel der deutschsprachigen Literatur – Motiv, Kulisse, Bühne und Schauplatz. In: *Anuario de Estudios Filológicos*, Bd. XXXIV (2011), S. 23–37.

33 Man kann diesen in einem Sanatorium in Davos angesiedelten Roman nur bedingt als »Hotelroman« bezeichnen; dennoch gibt es Parallelen zum ersten Teil von *Rausch der Verwandlung*, vom Luxus-Ambiente bis zur Abgeschlossenheit beider Hotel-Welten.

Joseph Roth (*Hotel Savoy*, 1924), Vicki Baum (*Menschen im Hotel*, 1929), Arthur Schnitzler (*Fräulein Else*, 1924), Franz Werfel (*Die Hotelterrasse*, 1927) u. a. Das Hotel erscheint in den meisten der Texte als Mikrokosmos, in dem sich moderne gesellschaftliche Strukturen und Probleme spiegeln, etwa Identitätskrisen, Wendepunkte im Leben der Protagonisten oder gesellschaftliche Umbrüche. In der »Ära der Grand-Hotels« vom Fin de Siècle bis in die dreißiger Jahre geben die Hotelromane »typischen Repräsentanten des Zeitraums« eine literarische Bühne, von Lebenskünstlern, Sonderlingen, Fabrikanten bis zu Neureichen aus Amerika, jungen Damen und Herren aus »gutem Hause«, Spekulanten und Hochstaplern <sup>34</sup>: »Jeder vertritt eine Spezies – als wäre das Hotel eine Arche Noah der letzten Individualitäten. Den Autoren wird Gelegenheit geboten, noch einmal das große Bestiarium der Charaktertypen vorzuführen.« <sup>35</sup> Einige dieser Typen findet man auch in Zweigs Roman, nicht zuletzt den Hochstapler bzw. die Hochstaplerin sowie Heiratswillige aus diversen sozialen Schichten.

Die Hotels der Nachkriegs- und Inflationsjahre sind »der klassische Auftrittsort für Hochstapler, [...] die Unsicherheiten über die tatsächlichen Besitzverhältnisse ausnutzen, um sich dank ihres blendenden Auftretens durch Geschäfts- oder Liebeskontakte in die Zielgruppe der oberen Zehntausend hineinzuschmuggeln.« <sup>36</sup> Hotels dieser Kategorie sind daher auch »der Heiratsmarkt für den Nachwuchs« der alten Oberschicht, die dadurch den ökonomischen und gesellschaftlichen Umbruch von 1918 überstehen und ihre Familien durch Geldheiraten mit den Neureichen sanieren möchten. <sup>37</sup> Dies ist ein realistischer Kontext der Intrigen um die Familie van Boolean,

34 García, Olga, *Das Hotel*, S. 26.

35 Sloterdijk, Peter: *Kritik der zynischen Vernunft*. Zweiter Band. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1983, S. 899.

36 Polt-Heinzl, Evelyne: *Rausch der Verwandlung*. In: ZHB, S. 379 f.

37 Ebd., S. 380.

denen Christine schließlich zum Opfer fällt. Quasi ein Nebeneffekt ihrer Verwandlung besteht darin, dass sie die Grenzen zum Betrug bzw. Hochstaplerium überschreitet, indem sie die zufällige Verwechslung ihres Nachnamens durch Hotelgäste mit jenem der Tante akzeptiert und sich mit dem Namen »van Boolean« präsentiert, der schließlich falsch verstanden wird und als »von Bohlen« weiterklingt:

Zu ihrem äußersten Schreck stellt sie der Ingenieur jedem Einzelnen der Tafelrunde als Fräulein von Boolean vor und es scheint, dass der holländische Onkelsname auf deutschen Adel umgestellt, bei allen – sie merkt es am höflichen Aufstehen der Herren – besonderen Respekt auslöst, offenbar klingt bei ihnen unwillkürliche Erinnerung an die reichste Familie Deutschlands, die Krupp-Bohlens nach. Christine fühlt sich erröten: um Gottes willen, was sagt er da? Aber sie hat nicht die Geistesgegenwart zu korrigieren, vor diesen fremden höflichen Menschen kann man doch nicht einen von ihnen Lügen strafen und erklären: »Nein, nein, ich heiße nicht von Boolean, ich heiße Hoflehner.« So duldet sie mit schlechtem Gewissen und nervösem Zittern in den Fingerspitzen den unbeabsichtigten Betrug. (S. 105)

Christine ist also keine »echte« Hochstaplerin<sup>38</sup>, muss aber die gnadenlosen Konsequenzen ihres Schweigens zu diesem Fehlverhalten tragen, was nicht zuletzt auch mit dem Verhalten ihrer Tante Claire (Klara) zusammenhängt: In Christine Hoflehners Schicksal spiegelt sich das ihrer Tante, die sich – als die wahre Identität ihrer Nichte bekannt wird – eingestehen muss, dass auch sie eine soziale Aufsteigerin und eine wirkliche Hochstaplerin ist, die sich unter Vorspiegelung einer falschen Jugendgeschichte in die obere Gesellschaftsschicht hineingemogelt hat: »Zu jener Zeit war jene Frau Claire van Boolean bloß

<sup>38</sup> Polt-Heinzl bezeichnet sie als »anlassbezogene, nicht intentionale Hochstaplerin«, ebd., S. 381.

das Fräulein Klara in einem vornehmen Modesalon auf dem Kohlmarkt gewesen, ein simples Probierfräulein. Aber flinkäugig und geschmeidig, wie sie damals war, hatte sie einen ältlichen Holzindustriellen, der seine Frau zur Anprobe begleitete, in verheerender Weise beeindruckt.« (S. 19) Das Desaster, das dadurch angerichtet wird, kann sie raffiniert vertuschen und danach einen begüterten holländisch-amerikanischen Geschäftsmann ehelichen. Erst im Schweizer Hotel droht ihre zwielichtige Vergangenheit ans Licht zu kommen. Mit großer psychologischer Raffinesse schildert der Freud- und Nietzsche-Leser Stefan Zweig den Vorgang der Wiederkehr des Verdrängten am Beispiel der Tante Claire van Boolean:

Unser Gedächtnis ist bestechlich, es lässt sich von den Wünschen bereden, und der Wille, Feindliches von sich wegzudenken, übte seine langsam wirkende, aber doch schließlich ausschaltende Kraft; die Probiermamsell Klara war endlich gestorben in der makellosen Gattin des Baumwollmachers van Boolean. So wenig dachte sie mehr an jene Episode, dass sie, kaum in Europa angekommen, sofort an ihre Stiefschwester um ein Wiedersehen schrieb. Jetzt aber erfahrend, dass eine ihr unerklärliche Boshaftigkeit der Herkunft ihrer Nichte nachspürte, was lag näher, als dass man gleichzeitig mit der armen Verwandten ihrer eigenen Herkunft nachfragt und sich mit ihr selber beschäftigt? (S. 153 f.)

Claire van Boolean leidet latent unter der Angst, entdeckt zu werden. Es ist daher aus ihrer Sicht konsequent, dass auch sie abrupt das Hotel verlässt, freilich unter Inkaufnahme des Verrats an ihrer eigenen Nichte, die sie vertreibt und die bis zuletzt über die Hintergründe der Vorgänge im Unklaren gelassen wird.



Das Palace-Hotel in Pontresina  
Prospektbild zur Wintersaison

### 3. *Rausch der Verwandlung* als »Frauenroman«

Schon in seinen Erzählungen *Vergessene Träume*, *Praterfrühling*, *Angst*, *Die Liebe der Erika Ewald*, *Brief einer Unbekannten*, *Vier- und zwanzig Stunden aus dem Leben einer Frau* stehen weibliche Figuren im Mittelpunkt, deren Lebensprobleme, Leidenschaften, Nöte und Verzweiflungen im jeweiligen gesellschaftlichen Zusammenhang auf psychologisch meist feinsinnig-subtile Weise erzählt werden. Die politischen und ökonomischen Prämissen spielen allerdings in diesen Erzählungen meist nur eine untergeordnete Rolle bzw. werden kaum fokussiert. Die Frage, ob sich in Zweigs einschlägigen Novellen »die zutiefst misogynne und patriarchale Struktur der bürgerlichen Normen und Werte um 1900 [zeigte], die den Frauen in der Suche nach den eigenen Leidenschaften kaum Handlungsspielräume lassen«<sup>39</sup>, könnte man mit Blick auf *Rausch der Verwandlung* modifizieren.

Die Figur der Christine Hoflehner ist – betrachtet man Zweigs Gesamtwerk – eine seiner bedeutendsten Frauenfiguren, die sich mit der ihr zugeordneten Rolle, ihrer sozialen Deklassiertheit, ihrem fremdbestimmten Leben nicht mehr abfinden will. Auf dem Wege zur Selbstbestimmung, den er mit großem psychologischen Einfühlungsvermögen zu entwerfen und möglichst kohärent zu gestalten versucht, durchläuft seine Heldin mehrere Entwicklungsphasen. Diese reichen von dem scheuen, von der Armut ihrer Familie und Umgebung geprägten »Postfräulein« über die zur selbstbewussten, unternehmungs- und lebenslustigen jungen Dame verwandelte »Christiane van Boolen« bis zur gereiften, selbständigen und zugleich widerständigen, aber auch verbitterten und vom Leben enttäuschten jungen Frau. Diese kehrt in ihre von miserablen Lebensumständen geprägte österreichische Heimat zurück, um von dort aus neu-

39 Afken, Janin: Geschlechterbilder/Sexualität. In: ZHB, S. 773–781, hier S. 779.

erliche Anläufe zu unternehmen, ihr Leben selbst zu gestalten. Erster Höhepunkt der von Zweig konzis herausgearbeiteten »Selbstwerdung« Christines ist die schmerzhaft Einsicht, von ihrer Umgebung, vor allem den eigenen Verwandten und den vorgeblichen »Freundinnen« und »Freunden« der oberflächlichen Hotel-Gesellschaft, betrogen worden zu sein. Ebenso subtil wie präzise und um feinste Nuancen bemüht, erzählt Zweig den allmählichen Bewusstwerdungsprozess der Betrogenen, die anfangs noch ohne echtes Verstehen, psychisch geradezu gelähmt, in dumpfem Zorn verharret, nachdem sie von ihrer Tante recht unsanft aus dem Hotel hinauskomplimentiert worden ist. Erst als sie den deutschen Ingenieur in seiner Niedertracht und Unaufrichtigkeit entlarvt hat, setzt abrupt der innere Wandel ein:

Der Körper hatte zuerst verstanden, was jetzt erst der Instinkt und nach ihm das Gehirn schreckhaft erkannte, dass dieser Mann sich von ihr zurückzog, feige war, vorsichtig und sich fürchtete, dass alles sie hier weghaben wollte, alles. Sie wachte auf aus ihrer Trunkenheit, ein Ruck, und sie sagte kurz und scharf: »Danke. Danke, ich gehe schon allein. Entschuldigen Sie, mir war nur einen Augenblick nicht ganz wohl [...]«. (S. 176)

Diese Wende führt zum Verlust des sozialen Phantomleibs des »verwandelten« jungen Mädchens, »jenes unwirkliche und doch wirkliche Fräulein van Boolean starb wieder in ihr ab«, es kommt zu einem »harte[n] In-Sich-Sterben, ein[em] Abfrieren und Erfrieren Stück für Stück« (S. 177), bis sie zuletzt erhobenen Hauptes das Angebot zu einem Frühstück des in diesem System gefangenen Portiers ablehnt, der sie zuerst um ihre Legitimation ersucht hat, weil er sie – in ihrer wahren Gestalt – für eine »Einschleicherin« gehalten hat:

»Nein, ich nehme nicht mehr, Adieu!« Sie geht hinaus, ohne sich umzusehen nach dem verwundert starrenden und dann kopfschüttelnd an sein Pult wieder zurücktretenden Mann.

Ich nehme nicht mehr. Das Wort tat ihr wohl. Nichts und von Niemandem. (S. 181)

Diese markante und bedeutsam akzentuierte Kehrtwende in Christines Leben erinnert an eine berühmte Stelle in Heinrich von Kleists Meisternovelle *Die Marquise von O...* (1810)<sup>40</sup>, als sich die Heldin im Augenblick tiefster Demütigung durch eine patriarchalisch geprägte Gesellschaft (namentlich den eigenen Vater) von den ihr auferlegten Normen und Zwängen emanzipiert und eine Lebenswende einleitet, indem sie sich von der väterlichen Macht lossagt und aus dem familiären Bereich abbricht: »Durch diese schöne Anstrengung mit sich selbst bekannt gemacht, hob sie sich plötzlich, wie an ihrer eigenen Hand, aus der ganzen Tiefe, in welche das Schicksal sie herabgestürzt hatte, empor.«<sup>41</sup>

Im Gegensatz zu Kleists Marquise findet Christine Hoflehner aber nach ihrer Rückkehr in die Provinz, in Armut und Unfreiheit der »Postfräulein-Existenz« keine nachhaltige innere Befreiung, keinen echten Anschluss mehr an ihre Lebensform als verwandelte junge Dame in der Hotel-Enklave der Schweizer Berge, auch nicht mehr an das alte Leben vor dem entscheidenden Einschnitt. Im zweiten Teil des Roman-Fragments erscheint sie – vor allem nach der Begegnung mit der neu eingeführten Figur des Ferdinand – meist passiv, die dem männlichen Gefährten fast durchwegs die Führung überlässt. Anfangs ist ihr

<sup>40</sup> Stefan Zweig war ein Kleist-Leser und -Kenner; vgl. u.a. seinen Essay *Der Kampf mit dem Dämon. Hölderlin, Kleist, Nietzsche* (1925).

<sup>41</sup> Kleist, Heinrich von: *Die Marquise von O...* (1810). In: *Sämtliche Erzählungen, Anekdoten, Gedichte, Schriften*. Hg. von Klaus Müller-Salget. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2005, S. 143–186, hier S. 167. Vgl. Pizer, John D., Kleist und Stefan Zweig. In: *Kleist-Jahrbuch 2001*, S. 292–306. Der Autor zitiert den Roman *Rausch der Verwandlung* und nimmt auf die Thematik des Doppelselbstmordes Bezug.

»Ja« in Bezug auf die Invektiven Ferdinands zur politischen Lage noch Ausdruck ihrer kontroversiellen Haltung gegenüber der Familie (S. 230 f.) und erregt dementsprechende Ablehnung und Entrüstung, später wird es zum Ausdruck zunehmender »Unterwerfung unter Ferdinands Willen«. <sup>42</sup> Sie ist mit allem einverstanden, was dieser vorschlägt, folgt ihm in ein schäbiges Stundenhotel, wehrt sich erstaunlicherweise auch nicht gegen seinen überraschenden und wenig motivierten Vorschlag eines Doppelselbstmordes und stimmt sogar – ebenso kaum motiviert – dem Plan zu einem Postdiebstahl zu:

Christine dachte nach. Es war so schwer, all das plötzlich zu überdenken. Dann sagte sie: »Allein habe ich zu gar nichts Mut. Ich bin eine Frau – für mich allein kann ich gar nichts, nur für jemand andern, mit jemand andern kann ich etwas tun. Für zwei, für dich, da kann ich alles. Wenn du also willst ...« (S. 304 f.)

In diesem von Zweig bis zuletzt erzählerisch nicht bewältigten Konzept zeigt sich deutlich »der Bruch zwischen den beiden Teilen des Romans« <sup>43</sup>, der in den Paratexten zum Roman-Fragment mehrfach anklingt (vgl. Kap. »Zur Entstehungsgeschichte«) und trotz der Versuche Zweigs evident bleibt, Verbindungslinien zwischen beiden Teilen herzustellen, etwa durch mehrfache Verweise auf die Geschehnisse des ersten Teils, die kontrastiv gestaltete Hotel-Motivik, die sozialkritische Grundierung beider Teile.

Ob sich die zunehmende Passivität von Christine dadurch relativieren lässt, dass »doch Ferdinand [...] sie zur kritischen Beschäftigung mit seinem Plan und letztlich zur freien Entscheidung [zwingt]« <sup>44</sup>, muss daher ebenso fraglich bleiben wie die

42 Polt-Heinzl, Evelyne: Rausch der Verwandlung. In: ZHB, S. 381.

43 Ebd., S. 381.

44 Eicher, Thomas: Das Ich im Spiegel. Beobachtungen an Stefan Zweigs Nachlassroman *Rausch der Verwandlung*. In: Sprachkunst 25 (1994), S. 373–388, hier S. 378.

Interpretation Knut Becks, der in ihrem mehrfachen »Ja« zu den – ungeheuerlichen – Plänen Ferdinands ein »Ja gegen die Welt und gegen sich selbst [sieht], ein Ja der Verneinung der eigenen Existenz. Der Rausch der Verwandlung ist verflogen, die Verstellung wird gewagt.« (NWB, S. 326) Diese Frage muss auch angesichts des Abbruchs der Handlung an genau dieser Stelle unbeantwortet bleiben. Handlungslogisch und -motivational bleibt diese letzte Erzählsequenz unbefriedigend – wie dadurch auch die Gesamtkonzeption der Entwicklung der Hauptfigur Christine.

#### 4. Motivische Vorbilder

Unter den literarischen Vorbildern und Motiven, die Zweig für *Rausch der Verwandlung* herangezogen haben dürfte, sticht das Spiegelmotiv besonders hervor. Als sie sich nach der Neueinkleidung durch die Tante <sup>45</sup> vor dem Spiegel betrachtet, fühlt sie sich als neuer Mensch:

Hebt ihn [den Kopf] und erschrickt sofort, erschrickt so tief, dass die Überraschung sie unwillkürlich einen Schritt zurückstößt. Denn wer ist das? Wer diese schlanke, diese noble Dame, die, den Oberkörper zurückgebogen, den Mund halboffen, die Augen grell aufgetan, sie mit ehrlicher und unverkennbarer Überraschung anstarrt? Ist sie das selbst? Unmöglich! Sie sagt es nicht, sie spricht es wissentlich nicht aus. Aber unwillkürlich hat das gewollte Wort ihr die Lippen bewegt. Und wunderbar: auch drüben im Spiegelbild bewegen sich die Lippen. (S. 73 f.)

45 Stefan Zweig adaptiert hier das einschlägige Motiv aus Gottfried Kellers Novelle *Kleider machen Leute* (1874); vgl. dazu Bertschik, Julia: Mode und Moderne. Kleidung als Spiegel des Zeitgeistes in der deutschsprachigen Literatur (1770–1945). Köln, Weimar und Wien: Böhlau 2005, S. 234 f.

Die Verwandlung seiner Heldin stellt Stefan Zweig als Akt der Bewusstwerdung ihrer selbst dar. Sie erkennt sich als eigenständige Person, entwickelt auch erotische Gefühle und damit eine bisher unterdrückte Seite der Geschlechter-Beziehungen. War sie im Postamt kaum aufgefallen, bemerkt sie im Hotel die begehrliehen Blicke von Männern und die neidischen von Frauen. Thomas Eicher interpretiert den narzisstischen Genuss Christines als Reaktion auf den jahrelangen Mangel an Aufmerksamkeit in der Zeit ihrer Arbeit als Postassistentin.<sup>46</sup> Der gesamte Vorgang hat etwas Märchenhaftes, was die Protagonistin selbst bemerkt, wenn sie fühlt: »[...] märchenhafte Welt, wo ungerufen die Erfüllung den Wünschen vorausläuft: Wie kann man hier anders als glücklich sein!« (S. 82) Man hat den ersten Teil des Romans daher auch mit Erzählmustern des Märchenschemas verglichen<sup>47</sup>, konkret mit »Aschenputtel«, was im Roman selbst auch ausgesprochen wird: »Christiane von Boolean sieht anders aus, jünger, frischer als ihre Aschenputtelschwester, die Postassistentin Hoflehner, und kaum mehr ihr ähnlich.« (S. III f.) Auch das Spiegelmotiv, eine »Requisite des Wunderbaren«<sup>48</sup>, das den Roman leitmotivisch durchzieht und auch den Lebenslauf der Tante prägt, einer ehemaligen »Probierramsell«, einer »Helfer- und Schenkerfigur«<sup>49</sup>, entstammt dem Märchen, wird durch Zweig aber an die moderne Erzählstruktur angepasst: »Nur aus dem eingeschränkten Blickwinkel Christines scheint eine Bezeichnung des Geschehens als märchenhaft gerechtfertigt.«<sup>50</sup> Ihr scheinbarer (märchenhafter) Dialog mit dem eigenen Spiegelbild (S. 74 ff.) wird nach

46 Eicher, Thomas: Das Ich im Spiegel, S. 385.

47 Vgl. Turner, David: Rausch, Ermüchterung und die Flucht ins Private: Zu Stefan Zweigs Roman aus dem Nachlass. In: Stefan Zweig heute. Hg. von Mark H. Gelber. New York u. a.: Lang 1987, S. 201–225, hier S. 202. Eicher, Thomas: Das Ich im Spiegel, S. 380 f. (Bezug auf Vladimir Propps Märchentheorie).

48 Eicher, Thomas: Das Ich im Spiegel, S. 381.

49 Ebd.

50 Ebd.

der Entzauberung, der Rückverwandlung in das alte Ich zu einer dystopischen Vision der eigenen Zukunft, als sie in der Bahn-hofsbeamtin hinter der Glasscheibe des Schalterbüros ihr eigenes, trauriges Bild als alte Frau zu erblicken meint, wiederum in charakteristischer Märchenmetaphorik: »Denn ihr ist, [...] ein Teufelsspiegel habe ihr sie selbst als ihr Postassistentin-Gespenst gezeigt« (S. 184).

Ein weiteres Vorbild für das Spiegel-Motiv ist auch die berühmte Szene in Goethes *Faust*: Gretchen findet den von Faust und Mephisto hinterlegten Schmuck in ihrem Zimmer und imaginiert eine dadurch mögliche Verwandlung und den Aufstieg in eine höhere gesellschaftliche Klasse, als sie sich – damit »aufgeputzt« – vor den Spiegel setzt: »Ein Schmuck! Mit dem könnt' eine Edelfrau / Am höchsten Feiertage gehen. / Wie sollte mir die Kette stehn? / Wem mag die Herrlichkeit gehören?«<sup>51</sup> In den folgenden Szenen des Dramas wird das Spiegel-Motiv mehrfach aufgenommen, auch um den Vorgang der nur momenthaft gültigen (scheinbaren) Verwandlung des jungen Mädchens zu veranschaulichen.<sup>52</sup>

In der Forschung hat man auf die Analogien zwischen Zweigs Roman und der Novelle *Fräulein Else* von Arthur Schnitzler (1924) hingewiesen.<sup>53</sup> Diese beginnen bereits beim Handlungsort, einem Nobelhotel in den Westalpen: Auch Schnitzlers Novelle spielt in den Alpen (allerdings in den italienischen), in San Martino di Castrozza. Auch hier bildet eine Gesellschaft von oberflächlichen, genussüchtigen Menschen höherer Klassen den am-

51 Goethe: Faust I, V. 2792 ff. Hg. von Albrecht Schöne. Bd. I. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1999, S. 119.

52 Ebd., V. 2885 ff., S. 124.

53 Vgl. Sennfelder, Anna Karina: »Ich sehe nichts Besseres«. In: Stefan Zweig. Abschied von Europa. 2014, S. 159–167. Birk, Matjaž: Stefan Zweig und die Novelle der Wiener Moderne am Beispiel Arthur Schnitzlers. In: Stefan Zweig Reconsidered. New Perspectives on his Literary and Biographical Writings. Hg. von Mark H. Gelber. Tübingen: Niemeyer 2007, S. 119–138.

bivalenten bis latent bedrohlichen Hintergrund der Geschichte einer jungen Frau aus Wien, die bei ihrer Tante, der Schwester der Mutter, ein paar Urlaubstage in dem Luxushotel erleben möchte: »Lauter Leute, denen es gut geht und die keine Sorgen haben.«<sup>54</sup> Auch andere Motive von Zweigs Roman finden sich bereits hier: »Die arme Verwandte, von der reichen Tante eingeladen.«<sup>55</sup> Sogar der imaginäre Dialog mit dem Spiegelbild ist in Ansätzen schon im Text Schnitzlers enthalten, allerdings in anderer Perspektivierung und mit anderer Funktion: »Bin ich wirklich so schön wie im Spiegel? Ach, kommen Sie doch näher, schönes Fräulein. Ich will Ihre blutroten Lippen küssen. Ich will Ihre Brüste an meine Brüste pressen. Wie schade, dass das Glas zwischen uns ist, das kalte Glas.«<sup>56</sup> Else geht schließlich an den erpresserischen Zumutungen ihrer Verwandten, keineswegs nur des Lüstlings von Dorsday zugrunde, wählt den Freitod, während Christine erst im zweiten Teil mit der Vorstellung des Freitods konfrontiert wird.

In beiden Texten trägt der Schein von Reichtum und Geborgenheit und beide Frauen werden, sich gerade noch in Sicherheit und Glück wiegend, plötzlich mit den erbarmungslosen Mechanismen der materialistischen Welt konfrontiert.<sup>57</sup>

Nachdem sich die Illusionen der beiden Figuren verflüchtigt haben, spielt das Motiv der Scham in beiden Werken eine wichtige Rolle. Diese haben schließlich auch gemeinsam, dass die Autonomiebestrebungen von Christine und Else zum Scheitern verurteilt sind.<sup>58</sup>

54 Schnitzler, Arthur: Fräulein Else. Berlin, Wien, Leipzig 1924. Hg. von Joseph Kiermeier-Debre. München: dtv 2013, S. 9; vgl. auch S. 51: »So fern, so fern das Hotel, und so märchenhaft leuchtet es her. Und was für Schufte sitzen drin.«

55 Ebd., S. 9.

56 Ebd., S. 72.

57 Sennfelder, »Ich sehe nichts Besseres«, S. 164.

58 Roman Reisinger stellt eine gewagte Verbindung zwischen Zweigs Roman und jenem von Sibilla Aleramo *Una donna* aus dem Jahr

### 5. Rausch der Verwandlung als Roman eines Kriegsheimkehrers

Der zweite Teil des Romans ist auf den ersten Blick wesentlich politischer akzentuiert als der zum Teil märchenhafte erste. Das hat auf der Handlungsebene vor allem mit der neu auftretenden männlichen Hauptfigur dieses Abschnitts zu tun. Der ehemalige Soldat Ferdinand, Freund und Kamerad von Christines Schwager Franz, ist ein Kriegsheimkehrer, politisch enttäuscht und auch beruflich gescheitert.<sup>59</sup> In den Wirren der Russischen Revolution und des anschließenden Bürgerkriegs werden österreichische Kriegsgefangenentransporte in die Heimat organisiert, die von den Kämpfen zwischen den Bürgerkriegsparteien behindert und daher nicht ordnungsgemäß durchgeführt werden (vgl. Stellenkommentar, S. 406). Zuletzt können zwar einige der ehemaligen Soldaten nach Hause zurückkehren (auch der Schwager Franz), andere aber müssen wieder zurück nach Sibirien, darunter Ferdinand, der noch dazu aufgrund einer Verletzung seinen erlernten Beruf als Architekt nicht mehr ausüben kann, als er zwei Jahre später endlich heimkehren darf. Der neue Staat, die Republik, verweigert ihm den Status eines Heimkeh-

1906 her. Zweig kannte die italienische Autorin und rezensierte den Roman zwei Jahre nach dessen Erscheinung. Er lobte ihn als gelungenes Beispiel für die Auseinandersetzung mit dem Thema der Emanzipation der Frau im europäischen Kontext. Vgl. Reisinger, Roman: *Due Donne nell'ebrezza della metamorfosi* – zwei Frauenfiguren im literarischen Rausch der Verwandlung: Christine Hoflehner im Roman Zweigs und Sibilla Aleramo in *Una Donna*. In: »Am liebsten wäre mir Rom!« Stefan Zweig und Italien. Hg. von Klemens Renoldner und Arturo Larcati. Würzburg: Königshausen und Neumann 2019, S. 199–130.

59 Vgl. dazu Eicher, Thomas: Der Kriegsheimkehrer als Verbrecher: Stefan Zweigs *Rausch der Verwandlung* und Hugo Bettauers *Hemmungslos*. In: Hg. von Thomas Eicher: Stefan Zweig im Zeitgeschehen des 20. Jahrhunderts. Oberhausen: Athena 2003, S. 179–208.

ners, und er verliert aufgrund absurder bürokratischer Vorschriften alle Ansprüche auf Entschädigung für den Verlust des Erbes aufgrund der Inflation und – als gebürtiger Südtiroler – wegen der (unbeabsichtigt) versäumten Option für die Republik:

»Ich mein's auch, dass der Staat eine gewisse Pflicht hätte, einem zu helfen, wenn man ein Haus verloren hat, Weingärten und einen Finger und geschlagene fünf Jahre Zeit. Aber mein Lieber, in Österreich gehen alle Wege krumm, ich habe auch geglaubt, es wird ausreichen, und gehe hin auf das Invalidenamtsamt und zeige ihnen, da und dort habe ich gedient und da ist mein Finger.« (S. 224)

Mehrmals hat er seither Versuche unternommen, in das Berufsleben zurückzukehren, aber alle sind gescheitert. Die Skepsis gegenüber dem Staat und seinen Organen macht Ferdinand zu einem Zyniker und politischen Außenseiter, dessen Positionen am ehesten mit dem zeitgenössischen Anarchismus zu vergleichen sind. Im Gegensatz zu seinem ehemaligen Kameraden Franz, der sich in der russischen Gefangenschaft für die Idee der bolschewistischen Weltrevolution begeistert und danach in der Heimat zu einem saturierten, selbstzufriedenen, vor allem staatsstreuen Bürger mit sozialdemokratischem Parteibuch gewandelt hat, ist Ferdinand vom Staat in all seinen Ausprägungen zutiefst enttäuscht. Seine Abkehr von der Politik resultiert nicht nur aus der Enttäuschung über das Versagen der staatlichen Systeme (sowohl der Monarchie als auch der Republik), sondern auch aus der über die Doppelmoral mancher sich als »Revolutionäre« verstehenden Soldaten der ehemaligen k. u. k. Armee. Daher kehrt er der Politik und damit auch dem Staat und dessen Werten den Rücken:

»Mich geht es ja nichts mehr an, mich interessiert es nicht, ich bin nicht mehr für die Bolschewiken und nicht dagegen, nicht mehr Kommunist oder Kapitalist, mir ist alles einerlei, mich kümmert nur mehr eines, der Mensch, der ich bin, und

der einzige Staat, dem ich dienen möchte, ist meine Arbeit. Aber wie die nächste Generation glücklich wird, ob so oder so, ob kommunistisch oder faschistisch oder sozialistisch, ist mir ganz wurscht, was kümmert es mich, wie die leben und leben werden, mich kümmerts nur, dass ich endlich einmal mein zerfetztes Leben wieder zusammenkriege und da zum Austrag bringe, zu dem ich geboren bin.« (S. 229 f.)

Zweigs Konzeption dieser Figur folgt dabei keinem marxistischen Gesellschaftsmodell, es wird auch weder auf der Erzähler- noch auf der Figurenebene ein politisches Bekenntnis vermittelt. Ihn interessieren vielmehr die psychologischen Auswirkungen der politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen im Leben der einzelnen Individuen. Kleine Leute wie die Familien von Christine oder Ferdinand haben die Hauptlast des Krieges getragen, aber der Staat hat sie im Stich gelassen – sowohl die Monarchie als kriegführendes Land als auch die Republik als deren Nachfolgestaat. Die gemeinsame Enttäuschung darüber verbindet die beiden Hauptfiguren des zweiten Teils.

Der zeitgenössische Diskurs über die Revolution<sup>60</sup>, die von Russland ausging, aber nach 1918 auch Deutschland, Österreich und andere Länder erreicht hat, wird am Beispiel der beiden Kriegskameraden Franz und Ferdinand dargestellt. Für Ferdinand ist der ehemalige »Revolutionär« Franz vor allem ein Pseudo-Politiker, der außer politischen Phrasen nichts für eine Verbesserung der Lebensbedingungen der kleinen Leute geleistet habe, was sich im folgenden Disput der ehemaligen Kameraden zeigt:

60 Vgl. zum Kontext: Wolf, Norbert Christian: Revolution in Wien: Die literarische Intelligenz im politischen Umbruch 1918/19. Wien: Böhlau 2018.



»Wo habt ihr, Herr Obersozialist, sie denn gemacht, darf ich gehorsamst fragen, eure Weltrevolution?« [...] »Wir haben doch alles getan, was zu tun war. Du siehst doch, gleich am ersten Tage haben wir Revolution gemacht ...« [...] »Revolution? Du erlaubst doch noch eine Zigarette, dass ich darauf blasen kann, auf eure Lamperlrevolution. Das k. k. Firmenschild habts umgedreht und neu angestrichen, aber in der Butike drinnen habt ihr alles gehorsam respektvoll beim Alten gelassen, das Oben schön oben und das Unten schön unten, ihr habt euch gehütet, mit der Faust da gründlich hineinzufahren und umzukrempeln. Ein Nestroystück habt ihr aufgeführt, aber keine Revolution gemacht.« (S. 228 f.)

Im Schweizer Exil hatte Stefan Zweig 1918 persönliche Erfahrungen mit Revolutionären gemacht, die mit denjenigen seiner Romanfigur Ferdinand einiges gemeinsam haben, wie er in seinen Erinnerungen erzählt:

Die ruhige, solide Schweiz erwies sich, [...] unterhöhlt von der Maulwurfsarbeit geheimer Agenten aus beiden Lagern. [...] zum ersten Mal lernte ich richtig den ewigen Typus des professionellen Revolutionärs beobachten, der sich durch das bloß Oppositionelle seiner Stellung in seiner Unbedeutendheit gesteigert fühlt und an das Dogmatische sich klammert, weil er in sich selber keinen Halt besitzt. In dieser geschwätzigen Wirrnis bleiben, hieß sich verwirren, unsichere Gemeinsamkeiten kultivieren und die eigene Überzeugung in ihrer moralischen Sicherheit gefährden. So zog ich mich zurück. Tatsächlich hat von all diesen Kaffeehauskomplotteuren keiner ein Komplott gewagt, von all den improvisierten Weltpolitikern nicht ein einziger verstanden, Politik zu machen, als sie wirklich nottat.<sup>61</sup>

61 WvG, S. 301.

Bereits in der frühen Erzählung *Der Zwang* (1920) stellt Stefan Zweig staatskritische Positionen im Zusammenhang mit dem Schwanken des Protagonisten zwischen Pflichtgefühl und Desertionswunsch dar, dessen Frau ihm entgegenhält: »Vaterland, Pflicht, Heldentum bloß Phrasen, die nach Blut stinken, nach warmem, lebendigem Menschblut. Sei aufrichtig, ist dir dein Vaterland so wichtig wie dein Leben?«<sup>62</sup>

Die Sympathien des Erzählers von *Rausch der Verwandlung* gehören in diesem Abschnitt deutlich der Figur des betrogenen Kriegsheimkehrers, der im weiteren Verlauf allerdings durchaus differenziert gestaltet wird und allmählich Schattenseiten bekommt: Ist schon sein Entschluss zu einem gemeinsamen Freitod wenig motiviert (schon gar nicht sein Versuch, seine Geliebte mit in den Tod zu nehmen), wird sein Verhalten vollends fragwürdig, als er das von Christine verwaltete Geld zu sehen bekommt und deutlich von der Gier danach ergriffen wird:

»Erlaubst du« – seine Stimme war stark beleidert –, »erlaubst du, dass ich da einen Augenblick eine nehme. Ich habe so lange keine Tausendschillingnote gesehen und in meinem Leben noch nicht so viel beisammen.« (S. 297)

In den folgenden Sequenzen versucht Ferdinand etwas, das man in der Psychologie »Rationalisierung« nennt, die scheinbare Rechtfertigung einer kriminellen Handlung vor sich selbst durch vorgeschobene Gründe:

»Missversteh mich nicht. Ich habe keine Spur sittlicher Bedenken, ich fühle mich vollkommen frei gegen den Staat. Er hat an uns allen, an unserer Generation so ungeheure

62 Zweig, Stefan: *Der Zwang* (1920). In: Ders.: *Verwirrung der Gefühle. Die Erzählungen*, Band II: 1913–1926. Hg. von Elisabeth Erdem und Klemens Renoldner. Wien: Zsolnay 2019, S. 126–170; hier S. 137.

Verbrechen begangen, dass wir zu allem Recht haben. Wir können ihn schädigen, so viel wir wollen, wir, unser ganzes geschlagenes Geschlecht, es wird immer nur Schadenersatz bleiben, was wir tun.« (S. 301)

Ferdinand »reduziert seine scheinbar politischen Tiraden gegen Staat und Gesellschaft auf individuelle Verzweiflungsausbrüche über seine ausweglose Lage«. <sup>63</sup>

Im weiteren Verlauf dunkelt sich das Bild dieser Figur nochmals ein: Vor allem das mehrfache Insistieren gegenüber seiner Partnerin, beim geplanten Diebstahl und der anschließenden – auf Jahre projektierten – Flucht weitgehend unsichtbar bleiben zu müssen, das Risiko des Unternehmens aber vor allem ihr zu überlassen, wirkt wenig sympathisch. Je detaillierter der Plan besprochen wird, je näher seine Ausführung rückt, desto zweifelhafter wird das Verhalten Ferdinands. Zuerst möchte er nicht mit Christine gesehen werden, danach will er sie als die den Diebstahl eigentlich Ausführende das größere Risiko tragen lassen:

»Also – wir tun diese Sache zusammen, du und ich. Wir werden damit gleich schuldig, obwohl nach dem Gesetz, wie ich fürchte, du als die eigentliche Täterin giltst. Du bist als Beamtin verantwortlich, nach dir wird gefahndet, du wirst verfolgt, du giltst als die Verbrecherin vor deiner Familie, vor den Menschen, während, solange man uns nicht beide fasst, niemand von mir als Mittäter und Anstifter weiß. Dein Einsatz ist also größer als der meine. Du hast eine Stellung, die dir Lebensunterhalt und Pension bis an dein Ende sichert, ich habe nichts. Ich riskiere also viel weniger im Sinne des Gesetzes und vor – wie soll ich es ausdrücken, sagen wir vor Gott. Unsere Partie ist also ungleich. Du trägst die höhere Gefahr, meine Pflicht ist, dir das zu sagen und dich zu warnen.« (S. 314)

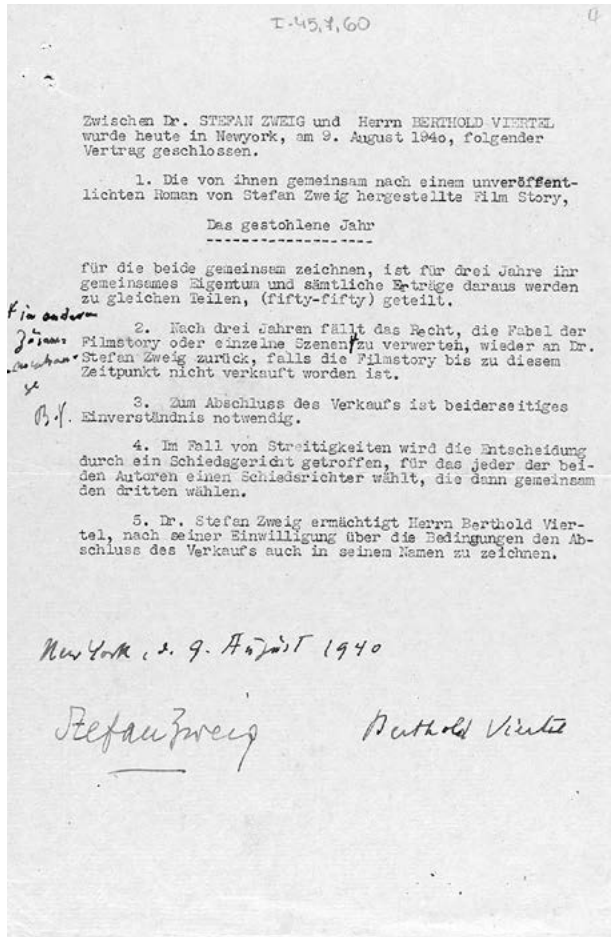
63 Polt-Heinzl, Evelyne: Rausch der Verwandlung. In: ZHB, S. 382.

Im Anschluss warnt er sie vor möglichen Folgen, aber auch vor sich selbst und einer eventuellen Trennung in der Zukunft:

»Wenn du wirst von mir gehen wollen, werde ich dich nicht halten. Aber ich kann dir nicht versprechen, bei dir zu bleiben. Ich kann gar nichts versprechen. Weder dass die Sache gelingt, noch dass du nachher glücklich oder sorglos sein wirst, nicht einmal, dass wir beisammenbleiben – nichts kann ich dir versprechen. Ich rede dir also nicht zu, im Gegenteil, ich warne dich: denn deine Situation ist ungünstiger, du giltst als die Täterin, überdies bist du eine Frau und dadurch abhängiger.« (S. 316)

Solche Formulierungen lassen den vermeintlichen Kameraden durchaus zwielichtig erscheinen. Die letzten Abschnitte des zweiten Teils, die man einem Kriminalromanschema zuordnen kann, sind von Ferdinand dominiert, der Christine gegenüber keinen Hehl daraus macht, dass sie als die eigentliche Täterin erscheinen müsse und er eigentlich beim gesamten Coup unerkannt im Hintergrund zu bleiben gedenke.

Möglicherweise hat Stefan Zweig an dieser Stelle, am Ende des zweiten Teils, einen derartigen erzählerischen »Graben« empfunden, dass er das gesamte Konzept nicht mehr auf diese Weise weiterverfolgte und Jahre später eine andere Richtung der zu entwickelnden Erzählung einschlug, als er mit Berthold Viertel am Drehbuch einer Verfilmung arbeitete.



Vertrag zwischen Berthold Viertel und Stefan Zweig über die Nutzungsrechte am Drehbuch zu dem Film *Das gestohlene Jahr*, das sie im Sommer 1940 in New York geschrieben haben.

## 6. Verfilmungen

Einen nicht geringen Teil seiner bis heute ungebrochenen Popularität verdankt Stefan Zweig den zahlreichen Verfilmungen seiner Werke und zum Teil auch seines Lebens – bis heute über hundert an der Zahl.<sup>64</sup> Das ist auch bei *Rausch der Verwandlung* der Fall. Zum Nachleben des Romans in der Nachkriegszeit gehören zwei Verfilmungen aus den Jahren 1953 und 1989. Später hat *Rausch der Verwandlung* den Film *Grand Budapest Hotel* (2014) von Wes Anderson inspiriert.

Als Stefan Zweig 1940 seinen alten Freund aus Wiener Zeiten, Berthold Viertel, in New York wiedersieht, beschließt er, ein Drehbuch zu schreiben, um »die Geschichte von der österreichischen Postbeamtin, die zur Defraudantin wird«, zu erzählen, »um einem armen Komponisten, an dessen Begabung sie glaubt, ein Jahr der Unabhängigkeit« und der Muße zur schöpferischen Arbeit zu gewähren, wie sich Viertel erinnert.<sup>65</sup> Die beiden Schriftsteller adaptieren also für das Drehbuch die Motive des Post-Diebstahls und die Künstlerthematik.<sup>66</sup>

In den Plänen für das Verhalten des Paares nach der Durchführung des Verbrechens, die in den letzten Erzählsequenzen des zweiten Teils des Romans formuliert werden, spielt Ferdinand mit dem Gedanken, sich als Maler zu tarnen, um im Ausland nach der Tat nicht aufzufallen: »Dementsprechend muss auch unsere Kleidung sein. Samt oder ein Leinenrock, den Künstler

64 Vgl. dazu Mittermayer, Manfred: Verfilmungen von Zweigs Texten. In: ZHB, S. 864–875.

65 Viertel, Berthold: Das gestohlene Jahr. In: Blätter der Stefan-Zweig-Gesellschaft Nr. 8/10 (Oktober 1960), S. 14–17; hier S. 15. Das Drehbuch ist in englischer Sprache verfasst. Eine Kopie des Originals befindet sich im Literaturarchiv Salzburg.

66 Vgl. dazu Mittermayer, Manfred: Filmprojekte. In: ZHB, S. 614–618, hier S. 616.

ein wenig betonend, sonst völlige Unauffälligkeit. Du trittst als Helferin auf, trägst mir die Kassette und den Kodak. Solche Leute fragt man nicht um ihr Warum und Woher [...]» (S. 322)

So kann man den Roman als »unvollendete Vorstufe des Filmprojekts«<sup>67</sup> betrachten oder umgekehrt die im Drehbuch erzählte Handlung des Filmes als den dritten Teil des Romans bzw. als eine neue Arbeitsstufe. Eine solche Lesart bestätigt auch Berthold Viertel selbst in seinem Rückblick auf die Entstehung des Drehbuches zum Film *Das gestohlene Jahr*, der 1953 mit Oskar Werner und Elisabeth Höbarth in den Hauptrollen gedreht wurde (Drehbuch: Walther von Hollander und Wilfried Fraß). Der Film ist auf YouTube frei zugänglich. Viertel berichtet, dass Zweig die Geschichte so erzählen wollte, »wie sie im Roman sich hätte in die Breite entwickeln sollen.«<sup>68</sup> Dabei wird aus dem Maler im Roman ein Musiker. Für den Film wollten die beiden Schriftsteller die Handlung auf das Wesentliche reduzieren und »in die geschlossene Kontinuität der Bilderfolge« umsetzen: »Das ruhig und objektiv Erzählende, das Epische des Stoffes, sollte beibehalten, aber alles schärfer, dramatischer profiliert werden.«<sup>69</sup> Die beiden waren sich einig, dass die Liebesgeschichte »als Elementarereignis, und nicht sentimental, darzustellen«<sup>70</sup> war und dass das altruistische Verhalten des Mädchens stärker akzentuiert werden sollte als das Liebesgefühl.

67 Eicher, Thomas: *Rausch der Verwandlung* als Filmprojekt? Stefan Zweigs Nachlassroman, die Filmnovelle *Das gestohlene Jahr* und die Folgen. In: Stefan Zweig lebt. Akten des 2. Internationalen Stefan Zweig Kongresses in Salzburg 1998. Hg. von Sigrid Schmid-Bortenschlager und Werner Riemer. Stuttgart: Heinz 1999, 33–48, hier S. 34.

68 Viertel, Berthold: *Das gestohlene Jahr*, S. 15.

69 Ebd., S. 15.

70 Ebd., S. 16.

Als die Postbeamtin Maria Baumgartner an der Ostsee den brillanten, aber mittellosen Musiker Peter Brück kennenlernt, ist sie derart fasziniert von ihm, dass sie bereit ist, ein Verbrechen zu begehen, um ihm zum Erfolg zu verhelfen. So entwendet sie zweimal Geld aus der Kassa des Postamtes: einmal, um ein Konzert für ihn zu organisieren; ein anderes Mal, um ihm ein Jahr ungestörter Arbeit an einer Symphonie zu ermöglichen. Nachdem sie ihre Tat gestanden hat, kommt es zu einer Gerichtsverhandlung, die im Film als parallele Handlung zur erfolgreichen Premiere der Symphonie von Peter Brück montiert wird.

Am Schluss des Filmes wollten Zweig und Viertel kein »Happy End« darstellen: »Es sollte der aufrichtigen Bemühung Maries gelingen, spurlos aus dem Leben des Geliebten zu verschwinden und so das Werk und die Laufbahn seines Schöpfers vor dem Odium des Verbrechens zu bewahren.«<sup>71</sup> Der Komponist Brück habe sich für die Unterstützung mit einer Widmung in der Buchausgabe seiner Partitur bedankt, die dank der Hilfe Maries entstanden war. Zweig und Viertel hatten auch einen alternativen Schluss konzipiert, in dem der Künstler »die rätselhafte Frau, die in sein Leben getreten war,« im Gefängnis, wo sie ihre Strafe verbüßt, wiederfindet. In der Gestalt des Dirigenten sollte eine literarische Hommage an Zweigs italienischen Freund Arturo Toscanini gestaltet werden.<sup>72</sup> Thomas Eicher vertritt die These, dass das Filmprojekt »[g]egenüber dem sozialkritischen Charakter des Typoskripts aus den 30er Jahren [...] in apolitische Vereinfachung zurück[fällt].«<sup>73</sup> Zweifellos trägt die Verfilmung die Züge eines Melodramas und nimmt die politischen Dimensionen des zweiten Teils des Roman-Typoskripts weitgehend zurück.

71 Ebd.

72 Ebd.

73 Ebd.

Im Jahre 1989 wurde für das ZDF ein Zweiteiler mit dem Titel *Rausch der Verwandlung* als deutsch-französische Koproduktion gedreht. Das Drehbuch schrieb der Franzose Eduard Molinaro, der auch Regie führte, zusammen mit Christine Müller. Die Handlung spielt in Karlsbad und nicht in der Schweiz. Gegenüber dem Roman akzentuiert der TV-Film die Protagonistenrolle von Christine Hoflehner: Sie erscheint als die Figur, die den ersten und zweiten Teil zusammenhält. Anders als im Roman übernimmt sie im zweiten Teil des Filmes die führende Rolle, plant und führt den als Akt der Revanche gegenüber dem Staat konzipierten Diebstahl aus, in dem die filmische Handlung gipfelt. Der Film endet mit dem Versuch der beiden, in einem Hotel noch einen glücklichen Abend und eine Nacht zu erleben, und dem anschließenden Doppelselbstmord von Christine und Ferdinand kurz vor dem Eindringen der Polizei, der im Roman bloß als Option in Erwägung gezogen wird. Auch der Freitod erscheint als Protest gegen den Staat und als Verherrlichung des Prinzips der Freiheit des Individuums gegen die gesellschaftlichen Zwänge. Mit der Aufwertung der Rolle von Christine gegenüber Ferdinand geht im Film eine stärkere Gewichtung der Liebesthematik einher. Die Schlusszene zelebriert Glück und Erotik – in einer Form, die von der Romanvorlage stark abweicht. Konnten die Nacktszenen der Protagonistin Ende der 80er Jahre eine gewisse transgressive Kraft besitzen, erscheint der Rekurs auf das Motiv von *Bonnie and Clyde* am Schluss etwas klischeehaft. Die schauspielerische Glanzleistung von Mario Adorf als Anthony van Boolean kann das mittelmäßige Niveau der anderen Schauspielerinnen (inkl. der Darstellerin von Christine) kaum wettmachen. Die meisten Filmkritiken bezeichnen die Romanverfilmung als Scheitern, sie lassen am Film kein gutes Haar.<sup>74</sup>

74 Für Wilfried Wiegand handelt es sich um »einen schlechten Film«, der »so oder so ein Thema verschenkt.« W. W.: Die Christel von der Post. Nach Stefan Zweigs Roman: »Rausch der Verwandlung« (ZDF), in: FAZ 5.5.1988. Birgit Weidinger spricht von einer

*Rausch der Verwandlung* gehört zu den Werken, die wegen der suggestiven Beschreibung des Grandhotels in der Schweiz und der Intensität der Empfindungen der Protagonistin den berühmten Film *Grand Budapest Hotel* von Wes Anderson inspiriert haben – ein Werk, das einen nicht unwichtigen Beitrag zur Zweig-Renaissance der letzten Jahre geliefert hat. Der Protagonist M. Gustave H., gespielt von Ralph Fiennes, ist der Concierge des Grandhotels. Sein Leben und seine Flucht werden von Zéro Moustafa rückblickend erzählt. Anderson zeigt sich von den Gefühlen von Christine Hoflehner stark beeindruckt, die zuerst überwältigt wird von der raffinierten Behandlung im Hotel – dann aber, als sie vom neuen Lebensstil schon abhängig ist, die große Welt der High Society aufgeben muss und von Verzweiflung übermannt wird, sodass sie sich mit jemandem solidarisiert, der sich in der gleichen prekären Situation befindet wie sie.<sup>75</sup>

In seinem Kommentar zum Film erinnert Manfred Mittermayer daran, dass der frühere Besitzer des Hotels, M. Gustave H., bei einer Grenzkontrolle von den faschistischen Schergen umgebracht wird, und deutet dies als »ein Zeichen für die endgültige Zerstörung von Zweigs ›Welt von Gestern‹.«<sup>76</sup> So macht Anderson das Verdrängen der politischen Dimension des Stoffes rückgängig, die in den beiden vorhergehenden Verfilmungen

»Schwarz-Weiß-Edel-Schnulze« und mit Blick auf das Ende des zweiten Teils von einem »Niedergang, aufgebläht mit theatralischem Pomp.« B. W.: Pompöser Niedergang, in: Süddeutsche Zeitung Nr. 104 vom 5.5.1988, S. 42. Für Peter R. Hofstätter habe Zweig »dieses groteske Missverständnis« nicht verdient; Die Welt Nr. 105 vom 5.5.88, S. 120. R. M. nennt die Verfilmung einen »Nostalgie-Schinken«; Frankfurter Rundschau Nr. 105 vom 5.5.1988, S. 24.

75 Prochnik, George: A Conversation with Wes Anderson. In: The Society of the Crossed Keys. Selections from the Writings of Stefan Zweig. Übersetzt von Anthea Bell. London: Pushkin Press 2014, S. 9–26, hier S. 23.

76 Mittermayer, Manfred: Verfilmungen von Zweigs Texten, S. 873.

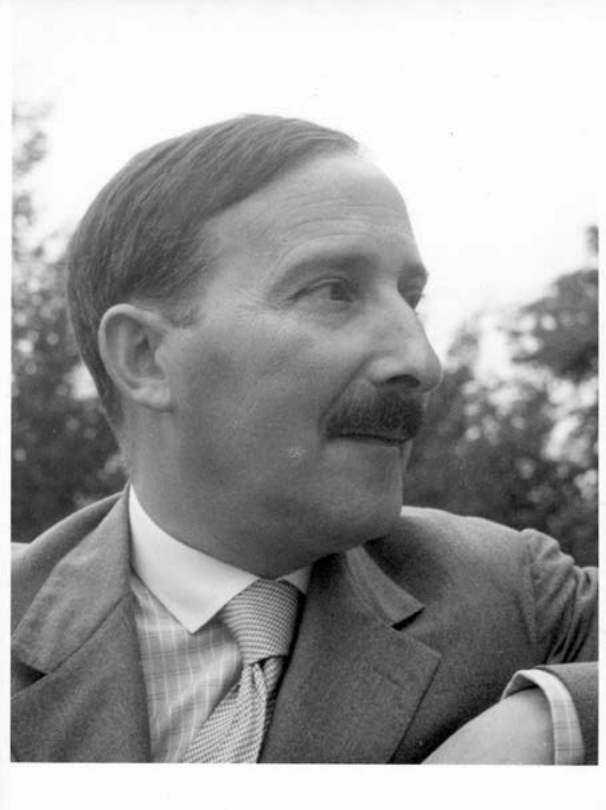


Stefan Zweig, 1936 in Rio de Janeiro  
Foto von Wolf Reich

zugunsten von melodramatischen bzw. von Hollywood-Effekten vorgenommen worden war.<sup>77</sup>

Stefan Zweigs unvollendeter Roman wurde nach seiner Erstveröffentlichung 1982 von der Literaturkritik vorwiegend skeptisch aufgenommen, es gab sogar ausgesprochen negative Stimmen, die den fragmentarischen Charakter des Textes bzw. den narrativen Bruch zwischen den beiden Teilen kritisierten. Erst nach und nach wurden die gelungene Verzahnung der Motive und die raffinierte psychologische Charakterisierung der Gestalten anerkannt. Die filmischen Adaptionen von *Rausch der Verwandlung* zeigen zudem, welch enormes erzählerisch-dramatisches Potential die Geschichte des »Postfräuleins« und ihres Geliebten trotz einzelner Schwächen aufweist.

<sup>77</sup> Ähnlich akzentuiert das Hörspiel von Gert Westphal aus dem Jahre 1985 die sozialkritische Dimension, die vor allem im zweiten Teil des Romanstoffes angelegt wird: *Rausch der Verwandlung. Vom Aufstieg und Fall eines einfachen Mädchens*. Mit dem Untertitel: Sozialkritisches Märchen von Stefan Zweig.



Stefan Zweig, Anfang der 1930er Jahre in Salzburg  
Foto von Suse von Winternitz

## Bibliographie

Stefan Zweig  
Primärtexte

- T<sub>1</sub> Typoskript der ersten Romanhälfte  
 T<sub>2K<sup>orr.</sup></sub> Typoskript der zweiten Romanhälfte mit Korrekturen  
 und Marginalien  
 T<sub>2V<sup>ar.</sup></sub> Typoskript der Variante (zweite Romanhälfte)

### Weitere Primärtexte

- Goethe, Johann Wolfgang: Faust I. Hg. von Albrecht Schöne,  
 Bd. I. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1999.
- Kleist, Heinrich von: Die Marquise von O... (1810). In: Ders.,  
 Sämtliche Erzählungen, Anekdoten, Gedichte, Schriften.  
 Hg. von Klaus Müller-Salget. Frankfurt am Main Suhr-  
 kamp 2005, S. 143-186.
- Zweig, Stefan: Der Zwang (1920). In: Ders.: Verwirrung der  
 Gefühle. Die Erzählungen, Band II: 1913-1926. Hg. von  
 Elisabeth Erdem und Klemens Renoldner. Wien: Zsolnay  
 2019, S. 126-170.
- Zweig, Stefan: Bei den Sorglosen (1918). In: Ders., Die schlaf-  
 lose Welt. Essays 1909-1941. Hg. von Knut Beck. Frankfurt  
 a. M.: S. Fischer 1990, S. 104-111.
- Stefan Zweig: Rausch der Verwandlung. Roman aus dem  
 Nachlaß. Hg. und mit einer Nachbemerkung versehen von  
 Knut Beck. Frankfurt a. M.: S. Fischer 1982.
- Zweig, Stefan: Die europäische Idee in der Literatur. In:  
 »Worte haben keine Macht mehr«. Essays zu Politik und  
 Zeitgeschehen 1916-1941. Hg. von Stephan Resch. Wien:  
 Sonderzahl 2019, S. 90-105.

## Sekundärliteratur

- Afken, Janin: Geschlechterbilder/Sexualität. In: ZHB, S. 773–781.
- Aumüller, Matthias: Erzählformen. In: ZHB, S. 625–634.
- Benjamin, Walter: Der Erzähler. Betrachtungen zum Werk Nikolai Lesskows (1936). In: Ders., *Gesammelte Schriften*. Band II.2, Hg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1977, S. 438–465 (= Werkausgabe Band 5).
- Bertschik, Julia: Mode und Moderne. Kleidung als Spiegel des Zeitgeistes in der deutschsprachigen Literatur (1770–1945). Hochschulschrift. Köln, Weimar und Wien: Böhlau Verlag 2005, S. 234f.
- Birk, Matjaž: Stefan Zweig und die Novelle der Wiener Moderne am Beispiel Arthur Schnitzlers. In: Stefan Zweig Reconsidered. *New Perspectives on his Literary and Biographical Writings*. Ed. by Mark H. Gelber. Tübingen: Max Niemeyer 2007, S. 119–138.
- Eicher, Thomas: Das Ich im Spiegel. Beobachtungen an Stefan Zweigs Nachlassroman *Rausch der Verwandlung*. In: *Sprachkunst* 25/1994, S. 373–388.
- Eicher, Thomas: *Rausch der Verwandlung* als Filmprojekt? Stefan Zweigs Nachlassroman, die Filmmovelle *Das gestohlene Jahr* und die Folgen. In: Stefan Zweig lebt. *Akten des 2. Internationalen Stefan-Zweig-Kongresses in Salzburg 1998*. Hg. von Sigrid Schmid-Bortenschlager und Werner Riemer. Stuttgart: Heinz 1999, S. 33–48.
- Eicher, Thomas: Der Kriegsheimkehrer als Verbrecher: Stefan Zweigs *Rausch der Verwandlung* und Hugo Bettauers *Hemmungslos*. In: *Stefan Zweig im Zeitgeschehen des 20. Jahrhunderts*. Hg. von Thomas Eicher. Oberhausen: Athena 2003, S. 179–208.
- Eicher, Thomas: *Zauberberge*. Stefan Zweigs *Rausch der Verwandlung* im Kontext österreichischer Bergromane der

- Zwischenkriegszeit. In: Stefan Zweig und das Dämonische. Hg. von Thomas Eicher und Matjaž Birk. Würzburg: Königshausen & Neumann 2008, S. 236–244.
- García, Olga: Das Hotel im Spiegel der deutschsprachigen Literatur – Motiv, Kulisse, Bühne und Schauplatz. In: *Annuario de Estudios Filológicos*, Bd. XXXIV, 2011, S. 23–37.
- Hanisch, Ernst: *Der lange Schatten des Staates*. Österreichische Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert. Wien: Ueberreuter 1994 (= *Österreichische Geschichte 1890–1990*).
- Himmelmayer, Iris: Wer liest im heutigen Europa noch Stefan Zweig? In: *Zweigheft* 7 (2012), S. 29–33.
- Hofstätter, Peter R.: Dieses groteske Mißverständnis hat Zweig nicht verdient. In: *Die Welt* (Hamburg), 5. Mai 1988, S. 120.
- Keckeis, Paul: Balzac. In: ZHB, S. 465–470.
- Locuratolo, Antonio: Zweigs Hotelenerlebnisse im Engadin zwischen den Weltkriegen. In: *Zweigheft* 28 (2023), S. 17–24.
- Pizer, John D.: Kleist und Stefan Zweig. In: *Kleist-Jahrbuch* 2001, S. 292–306.
- Polt-Heinzl, Evelyne: »Rausch der Verwandlung (erstmal 1982)«. In: ZHB, S. 376–382.
- Prochnik, George: *A Conversation with Wes Anderson*. In: *The Society of the Crossed Keys. Selections from the Writings of Stefan Zweig*. Translated by Anthea Bell. New York: Pushkin Press 2014, S. 9–26.
- R. M.: »Nostalgie-Schinken«. In: *Frankfurter Rundschau* (Frankfurt a. M.), 5. Mai 1988, S. 24.
- Reffet, Michel: Stefan Zweigs Balzac und der Dämon. In: Stefan Zweig und das Dämonische. Hg. von Matjaž Birk und Thomas Eicher. Würzburg: Königshausen & Neumann 2008, S. 68–77.
- Reisinger, Roman: *Due Donne nell'ebrezza della metamorfosi – zwei Frauenfiguren im literarischen Rausch der Verwandlung*: Christine Hoflehner im Roman Zweigs und Sibilla Aleramo in »Una donna«. In: »Am liebsten wäre mir



- Rom!«. Stefan Zweig und Italien. Hg. von Klemens Renoldner und Arturo Larcati. Würzburg: Königshausen & Neumann 2019, S. 119–130.
- Rocca, Enrico: Gespräch mit Stefan Zweig. In: Zweigheft 5 (2011), S. 15–21.
- Sennefelder, Anna Karina: »Ich sehe nichts Besseres.« Stefan Zweigs Nachlassroman Rausch der Verwandlung und Arthur Schnitzlers Fräulein Else. Stefan Zweig – Abschied von Europa. Hg. von Klemens Renoldner. Wien: Brandstätter 2014, S. 159–167.
- Sloterdijk, Peter: Kritik der zynischen Vernunft. Bd. II. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1983.
- Stefan Zweig und das Dämonische. Hg. von Matjaž Birk und Thomas Eicher. Würzburg: Königshausen & Neumann 2008.
- Turner, David (1987): Rausch, Ernüchterung und die Flucht ins Private. Zu Stefan Zweigs Roman aus dem Nachlaß. In: Stefan Zweig heute. Hg. von Mark H. Gelber. New York u. a.: Lang 1987, S. 201–225.
- Viertel, Berthold: Das gestohlene Jahr. In: Blätter der Stefan-Zweig-Gesellschaft o. J./8–10 (1960), S. 14–17.
- Walther, Christian: Im Turm war niemals eine Suite. Eine 100-jährige Hotelgeschichte in Pontresina erzählt von Christian Walther. Samedan: Engadin Press 2007, S. 9.
- Wassermann, Jakob: Kolportage und Entfabelung. In: Wissen und Leben. Neue Schweizer Rundschau 19 (1926), S. 362–368.
- Weidinger, Birgit: Pompöser Niedergang. In: Süddeutsche Zeitung (München), 5. Mai 1988, S. 42.
- Wiegand, Wilfried: Die Christel von der Post. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung (Frankfurt a. M.), 5. Mai 1988.
- Wolf, Norbert Christian: Revolution in Wien: Die literarische Intelligenz im politischen Umbruch 1918/19. Wien: Böhlau Verlag 2018.

## Siglen und Abkürzungen

- T<sub>1</sub> Typoskript der ersten Romanhälfte
- T<sub>2</sub>K<sup>orr.</sup> Typoskript der zweiten Romanhälfte mit Korrekturen und Marginalien
- T<sub>2</sub>V<sup>ar.</sup> Typoskript der Variante (zweite Romanhälfte).
- SZ-AP<sub>2</sub>/W-S<sub>11</sub> Stefan Zweig: Werknotizen S<sub>11</sub>, online unter: <https://www.stefanzweig.digital>
- Sz – AAP/W<sub>2.1</sub> Literaturarchiv Salzburg: Originaltyposkript
- StK Stellenkommentar
- Archive
- DLA Deutsches Literaturarchiv Marbach
- FRED Stefan Zweig Collection, Daniel A. Reed Library, The State University of Fredonia, USA
- LAS Literaturarchiv Salzburg
- Stefan Zweig, Werkausgabe in Einzelbänden,  
Briefausgaben, Nachschlagewerke
- BW SZ/AK Anton Kippenberg, Stefan Zweig. Briefwechsel 1905–1937. Hg. von Oliver Matuschek unter Mitwirkung von Klemens Renoldner. Berlin: Insel Verlag 2022.
- BW SZ/FZ Stefan Zweig, Friderike Zweig: »Wenn einen Augenblick die Wolken weichen«. Briefwechsel 1912–1942. Hg. von Jeffrey B. Berlin und Gert Kerschbaumer. Frankfurt a. M.: S. Fischer 2006.
- BW SZ/FZ 2 Stefan Zweig, Friderike Zweig. Unrast der Liebe. Ihr Leben und ihre Zeit im Spiegel ihres



Das Palace-Hotel in Pontresina  
Aufnahme vermutlich aus den 1930er Jahren

- Briefwechsels. Hg. von Petra Eisele. Bern/  
München: Scherz Verlag 1951.
- BW SZ/JR Stefan Zweig, Joseph Roth: »Jede Freundschaft  
mit mir ist verderblich«. Briefwechsel  
1927–1938. Hg. von Madeleine Rietra und  
Rainer Joachim Siegel. Mit einem Nachwort von  
Heinz Lunzer. Göttingen: Wallstein 2011.
- BW SZ/RR Stefan Zweig, Romain Rolland: Briefwechsel.  
1910–1940. Zwei Bände. Hg. von Eva Schewe,  
Gerhard Schewe und Christel Gersch. Berlin:  
Rütten & Loening 1987.
- NWB Nachwort von Knut Beck. In: Stefan Zweig:  
Rausch der Verwandlung. Roman aus dem  
Nachlaß. Hg. und mit einer Nachbemerkung  
versehen von Knut Beck. Frankfurt a. M.:  
S. Fischer 1982.
- SZ-AAP/W2.I.I Drei Typoskripte von Rausch der Verwandlung
- SZ-AP2/W-SII Stefan Zweig: Werknotizen SII, online unter:  
<https://www.stefanzweig.digital>
- SZB I Stefan Zweig: Briefe 1897–1914. Hg. von Knut  
Beck, Jeffrey B. Berlin und Natascha Weschen-  
bach-Feggeler. Frankfurt a. M.: S. Fischer 1995.
- SZB II Stefan Zweig: Briefe 1914–1919. Hg. von Knut  
Beck, Jeffrey B. Berlin und Natascha Weschen-  
bach-Feggeler. Frankfurt a. M.: S. Fischer 1998.
- SZB III Stefan Zweig: Briefe 1920–1931. Hg. von  
Knut Beck und Jeffrey B. Berlin. Frankfurt a. M.:  
S. Fischer 2000.
- SZB IV Stefan Zweig: Briefe 1932–1942. Hg. von  
Knut Beck und Jeffrey B. Berlin. Frankfurt a. M.:  
S. Fischer 2005.
- TB Stefan Zweig: Tagebücher. Hg., mit Anmerkun-  
gen und mit einer Nachbemerkung versehen von

## Anhang

- WvG Knut Beck. Frankfurt a. M.: S. Fischer 1984  
(Gesammelte Werke in Einzelbänden).  
Stefan Zweig: Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers. Hg. von Oliver Matuschek.  
Frankfurt a. M.: S. Fischer 2017.
- ZHB Stefan-Zweig-Handbuch. Hg. von Arturo  
Larcati, Klemens Renoldner, Martina Wörgötter.  
Berlin/Boston: de Gruyter 2018.

## Die Herausgeber bedanken sich

beim Team des Stefan Zweig Zentrums für die wertvolle Hilfe und Unterstützung in den verschiedenen Phasen der Arbeit: Eva Alteneder, Eva Wimmer und Martina Wörgötter. Ein besonderer Dank gebührt Peter Bruckner, der Grundlegendes zu dieser Edition beigetragen hat;

bei den beiden Hauptherausgebern der Ausgabe, Klemens Renoldner und Werner Michler, die uns von Anfang an mit Rat und Tat zur Seite gestanden sind;

bei Lina Maria Zangerl, Julia Glunk und Manfred Mittermayer vom Literaturarchiv Salzburg, die uns bei den Untersuchungen der Typoskripte des Romans beraten und uns Faksimiles und Fotos aus Stefan Zweigs Nachlass zur Verfügung gestellt haben;

bei Hannes Scheutz (Salzburg), Matías Martínez (Wuppertal) und Markus Kreuzwieser (Gmunden) für sprach- und literaturwissenschaftliche Expertisen;

bei Susanne Rocca und dem Team des Filmarchivs Austria in Wien für Hilfe bei den Recherchen zu den Verfilmungen des Romans;

bei den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen des Zsolnay-Verlags, Herbert Ohrlinger, Bettina Wörgötter und Josef Rabl.

